Bl. L. angl. pag. 89.

Johann Lawson's

Doctors der Gottesgelehrtheit und Professors der Beredsamkeit und Geschichte zu Dublin,

Vorlesungen

über die

Beredsamkeit.

Aus dem Englischen übersetzt.

Zweyte Auflage.

Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßlin und Comp. 1777.

Videmus quid deceat, non assequimur.

Cicero de Oratore.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Erste Vorlesung. Einleitung.

Zwote Vorlesung. Ueber die Geschichte von dem Ursprung und Fortgang der Beredsamkeit bey den Alten.

Dritte Vorlesung. Ueber die Schriften des Aristoteles und Cicero von der Beredsamkeit.

Vierte Vorlesung. Der Tempel der Beredsamkeit Ein Gesicht.

Fünfte Vorlesung. Ueber die Geschichte der Beredsamkeit bey den Neuern.

Sechste Vorlesung. Fortsetzung der Geschichte der Beredsamkeit.

Siebente Vorlesung. Ueber die Nachahmung.

Achte Vorlesung. Ueber die Beredsamkeit, insoferne sie sich an die Vernunft richtet.

Neunte Vorlesung. Fortsetzung des vorhergehend.

Zehnte Vorlesung. Ueber die Beredsamkeit, insoferne sie sich an die Leidenschaften richtet.

Eilfte Vorlesung. Fortsetzung des vorhergehenden.

Zwölfte Vorlesung. Von dem Ausdruck, oder dem Styl.

Dreyzehnte Vorlesung. Ueber die Auszierung, oder den rethorischen Schmuck.

Inhalt des zweyten Bands.

Vierzehnte Vorlesung. Ueber die Composition.

Fünfzehnte Vorlesung. Von den Figuren oder Tropen.

Sechszehnte Vorlesung. Ueber den grossen Nutzen, den ein Redner aus dem Lesen der Dichter schöpfen kann.

Siebenzehnte Vorlesung. Fortsetzung der vorhergehnden.

Achtzehnte Vorlesung. Von dem Styl, und von Platons Bemühungen, zum Behufe der Beredsamkeit.

Neunzehnte Vorlesung. Ueber die Canzelberedsamkeit. Von den Eigenschaften, die ein Prediger haben muß.

Zwanzigste Vorlesung. Fortsetzung. Von der Wahl der Materie und des Textes. Von dem Gebrauch der Ausleger. Von dem Eingang und der Abtheilung.

Ein und zwanzigste Vorlesung. Fortsetzung. Ueber die Erklärung, die Beweise, und die Zueignung.

Zwey und zwanzigste Vorlesung. Fortsetzung. Von dem Styl, der Aussprache und der Action.

Drey und zwanzigste Vorlesung. Ueber die neuere lateinische Poesie.
Irene, Carmen historicum.

An die

Hochwürdigen und Hochgelahrten

Vorsteher

der von

Erasmus Smith

gestifteten Schulen.

Meine Herren!

Unsre weisen Voreltern fanden es gut, in allen Wissenschaften öffentliche Lehrer zu erwählen; und diesen gaben sie den Auftrag öffentliche Vorlesungen über jede Wissenschaft zu halten, weil sie diese Methode zum Unterricht der studierenden Jugend für die beste hielten. Da man dieses durchgängig glaubte, so ward diese Methode beynahe allenthalben eingeführt, und erhielt sich auch fast bis auf unsere Zeiten in ihrem Credit. Allein seit einiger Zeit hat man, wenigstens bey uns

einen gewissen Widerwillen gegen diese Lehrart gefasset, welcher je länger je allgemeiner zu werden scheint. Doch dieses befrömdet mich nicht: Es ist uns Menschen gar zu natürlich, alter Gewohnheiten überdrüßig zu werden, und auf neue Erfindungen zu denken; und so glauben wir nur gar zu oft, wir haben da sehr viel verbessert, wo wir blosse Abänderungen vorgenommen haben.

Indessen ist es möglich, daß man jetzt bey dieser Lehrart den Nutzen nicht mehr stiftet, den man stiften könnte, und vordem wirklich gestiftet hat. Entweder haben sich Fehler in dieselbe eingeschlichen, oder sie hat das Schicksal aller alten Moden leiden müssen; sie ist in Abgang gekommen. Allein diesen Mißbrauch sollten wir doch nicht der Lehrart selbst zur Last legen, noch die Wirkung mit der Ursache vermengen. Die allgemeine Geringschätzung einer Lehrart ist natürlicher Weise die Ursache, daß man in derselben nachläßiger wird; allein diese Nachläßigkeit rechtfertiget darum jene Geringschätzung nicht, ungeachtet sie dieselbe unterhält und vergrössert. Die

Nach-

Nachläßigkeit ist zuerst eine Wirkung der Verachtung, aber hernach wird sie eine Ursache derselben.

Allein ich will damit nicht behaupten, daß diese Lehrart durchaus vollkommen, und daß alle Einwürfe, die man dagegen machen könnte, unbegründet seyen. Im Gegentheil scheint mir dieser Einwurf nicht ganz unbegründet und falsch zu seyn: „Die ununterbrochnen Vorlesungen eines „öffentlichen Lehrers können, wenn sie auch noch „so gut und gründlich sind, ihren Zuhörern „niemals hinlängliche Kenntnisse in einer Kunst „oder Wissenschaft beybringen; dazu wird mehr „Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordert; man „muß da nothwendig langsamer, gleichsam „Schritt vor Schritt fortgehen. Nebst diesem „wesentlichen Fehler hat solche Methode meistentheils auch noch diese schlimme Wirkung, „daß sich junge Leute gewöhnen, mit dem Bischen allgemeiner Kenntnisse, das sie bey Anhörung allgemeiner Vorlesungen aufgeschnappt haben, zufrieden zu seyn, und zu glauben, sie

„ haben nun einen hinlänglichen Schatz von Ge„ lehrsamkeit gesammelt; woraus denn gewöhn„ lich nichts anders als Stolz und Pedanterie „ entspringt. „

Wenn ich die Abneigung, die man gegen diesen besondern Theil der Academischen Erziehung hat, aus ihrem ersten Ursprung herleiten müßte, so fürchte ich sehr, wir würden dieselbige mit einem weit schädlichern Vorurtheil gegen die academische Erziehung überhaupt sehr genau verbunden finden. Es ist eine Pflanze, die man erst seit kurzer Zeit gesäet, die aber bald Wurzeln gefasset hat, und durch die Kunst noch mehr gepflegt worden ist. Nun ist sie schon so stark und mächtig geworden, daß sie ihre Aeste weit und breit ausdehnt, und beynahe das ganze Land bedeckt.

Und doch, wenn man die Sache reiflich überlegt, so ist man kaum im Stand, einen Grund für diese Abneigung anzugeben, der sich auch nur einiger Maassen hören läßt. Die Offenbarung beyseits gesetzt, giebt es wohl Schriften, in wel-

chen

chen die Rechtschaffenheit in einem so schönen Lichte vorgestellt, die edelsten und erhabensten Tugenden, die Gerechtigkeit, die Freundschaft, die Menschenliebe, die Vaterlandsliebe, so warm und stark angepriesen werden, als in denen, welche uns die alten Griechen und Römer hinterlassen haben? Wo sind die Schriftsteller, die uns höhere Begriffe von der Würde der menschlichen Natur beybringen; welche mehr beytragen, die Seele zu stärken und zu erheben, und alle ihre Fähigkeiten zu entwickeln und zu erhöhen? Wo finden wir schönere Muster einer wahren männlichen Beredsamkeit, feinere Gedanken, so schöne, so reine und ungezwungene Zierathen?

Oeffnen sie uns nicht die grösten und prächtigsten Scenen; zeichnen sie uns nicht die stärksten Charactere; machen sie uns nicht mit den schönsten Handlungen des Privatlebens bekannt, und verschaffen uns, so zu sagen, auch die genaueste Bekanntschaft mit den grösten und verdienstvollsten Männern, welche mit den Vortheilen der Wissenschaft die ausgebreitetste Weltkenntniß verbun-

den; deren einige auf dem höchsten Gipfel der Macht stuhnden, und beynahe dem ganzen Erdkreise Gesetze vorschrieben?

Und kann man sich denn vorstellen, daß dergleichen Ideen, solche Auftritte, solche Muster und Bekanntschaften der Jugend nicht in einem sehr hohen Grad vortheilhaft seyen?

Aber noch weit mehr werde ich darüber in Erstaunen gesetzt, wenn ich dem Hauptendzweck des neuen Erziehungsplans nachdenke, welchem leider der alte hat weichen müssen: „Kenntniß der „neueren Sprachen und der Welt!„ Denn ganz gewiß kann man die neueren Sprachen nicht besser studieren, als wenn man sich zuerst mit den alten wohl bekannt macht. Wir lernen die Schönheiten des Styls auch in unsrer Muttersprache nirgends besser, als in jenen vortreflichen Mustern: Denn was die Beredsamkeit wesentliches hat, ist allen Sprachen gemein. Und Kenntniß der Welt für einen Menschen, der ganz roh, ohne Wissenschaften und Grundsätze ist, wird gewöhnlich ein sehr grosses Unglück für ihn, weil sie nichts

anders,

anders, als die Kenntniß der Thorheit und des Lasters ist.

Allein es ist jetzt nicht meine Absicht, mich in ein so weites Feld einzulassen: Doch verdient das Vorurtheil, welches mich unvermerkt auf diese Anmerkungen geführt hat, meines Erachtens die gröste Aufmerksamkeit, und vorzüglich auch Ihre Aufmerksamkeit, da Sie mit diesen Schulen in einer ganz besondern Verbindung stehen.

Ich gebe zu, daß der obenangeführte Einwurf nicht ganz unbegründet sey: Aber der Schluß, den man daraus ziehet, scheint mir nicht richtig zu seyn. Wir sollten nicht geradezu verwerfen, das wir nur von einer Seite angesehen haben. Es fragt sich nun, ob diese Methode nicht auch grosse Vortheile habe, welche jenen Mängeln und schlimmen Folgen, die man ihr vorwirft, noch mehr als nur das Gegengewicht halten? Und ob man nicht eine Methode erfinden könnte, die noch vortheilhafter wäre?

„Die ununterbrochne Vorlesung eines Lehrers, „(sagt man) kann dem Zuhörer keine hinlängliche

Kennt-

„ Kenntniß einer Wissenschaft verschaffen. „ Das ist wahr: Aber sie kann ihm doch viele Kenntnisse beybringen, sie kann ihm viel nützen.

Die fleißigern Zuhörer, die mit ihrer Aufmerksamkeit bey dergleichen Vorlesungen das Studium der besten Schriftsteller in jeder Wissenschaft verbinden, können daraus sehr viel Vortheil ziehen. Denn ein Lehrer, der Genie und Fähigkeiten hat, kann sich in dergleichen, obschon kurzen Aufsätzen, nur auf die Hauptsachen einschränken; er kann allgemeinere Aussichten öffnen; er kann seine Materien abkürzen, ergänzen, erläutern, und in ein neues und helleres Licht setzen. Und auf der andern Seite kann der nachläßige Zuhörer, dem auch das Lesen zu beschwerlich ist, daraus einige Kenntnisse schöpfen, die er nachher zum Nutzen, oder doch wenigstens zum Schein anwenden kann; welches doch auch noch besser ist, als eine gänzliche Unwissenheit.

Ferner machen Vorlesungen, die aus dem Mund eines Lehrers kommen, für den man Achtung hat, natürlicher Weise Eindruck auf die Gemüther

müther der Zuhörer; sie richten ihre Gedanken auf die Materie, welche abgehandelt wird; und machen sie auch nachher zum Gegenstand ihrer Gespräche, oder vielleicht einer ernsthaftern Untersuchung: Und unter einer grossen Anzahl von Zuhörern giebt es wahrscheinlich auch einige, welche dergleichen Untersuchungen immer weiter fortsetzen; und da sie zuerst nur einzelne Stücke wollten kennen lernen, sich zuletzt mit einer ganzen Wissenschaft vollkommen bekannt machen. Der Saame der Neubegierde ist bey allen jungen Leuten vorhanden; wenn er schon oft durch die Liebe zum Vergnügen, oder durch die Macht der Gewohnheit zurückgehalten wird, darf sich doch nur eine bequeme Gelegenheit zeigen, so bekömmt er sogleich Leben und Bewegung; er entwickelt sich, wächst auf, und bringt bald schöne Früchte; insonderheit wenn er durch die belebenden Stralen der Nacheiferung erwärmt wird: Denn nichts in der Welt trägt mehr zum Wachstum und Flor in jeder nützlichen Kunst bey.

Auch diese Betrachtung hat nicht wenig Gewicht,

wicht, daß unter so vielen Vorlesungen gewiß auch einige vorzüglich gute seyn werden, welche den Beyfall des Publikums verdienen, auch aussert dem academischen Hörsale nützlich seyn, dem Verfasser in und aussert seinem Vaterlande Ehre machen, und die gelehrte Welt mit neuen Schätzen bereichern werden. Die Erfahrung bestätigt diese Hoffnung; und es würde mir gar nicht schwer fallen, viele berühmte Aufsätze anzuführen, die bey dergleichen Anlässen zum Vorschein gekommen sind.

Und so habe ich meines Bedünkens den obenangeführten Einwurf vollständig beantwortet: Doch läßt sich vielleicht noch etwas hinzusetzen. Vielleicht läßt sich nämlich diese Methode noch sehr verbessern, und folglich noch nützlicher machen.

Offenbar herrscht bey ununterbrochnen Vorlesungen dieser Nachtheil, daß die Worte, indem sie gar zu geschwind vorbeyströmen, nur einen schwachen Eindruck machen, und also nur ein geringer Theil in der Seele des Zuhörers zurückbleibt.

Bey andern Anlässen bedient man sich einer

von

von dieser verschiedenen Lehrart: Man giebt jungen Leuten ein gutes Buch in die Hände, welches sie mit Fleiß und Aufmerksamkeit studieren müssen: Man bestimmt ihnen ein gewisses Stück, und catechisirt sie darüber. Hier muß die regelmäßige Abwechslung von Fragen und Antworten, die nach und nach erfolgende Oeffnung des Verstandes durch Aufklärung der Zweifel und Berichtigung der Fehler, die Stärkung des Gedächtnisses durch öftere Widerholungen, Muthmassungen, anhaltendes Nachdenken u. s. f. von dem was vorgetragen wird deutlichere und dauerhaftere Begriffe beybringen. Allein diese Lehrart ist mühsamer und weniger angenehm als die andere. Sie wird niemals Werke veranlassen, die auch aussert dem Hörsaale Aufsehen machen, die gelehrte Welt erleuchten, und auch der Nachwelt nützlich seyn werden.

Gesetzt nun, man könnte diese beyden verschiedenen Lehrarten miteinander verbinden und vereinigen, könnte man nicht mit Wahrscheinlichkeit hoffen, von dem was beyde vortheilhaftes haben Gebrauch zu machen, und das Fehlerhafte von

beyden

beyden zu vermeiden. Dieser Entwurf verdient meines Bedünkens ausgeführt zu werden: Und er ist auch gar nicht chimärisch, sondern wirklich größtentheils unter Ihrer Aufsicht, hochwürdige Herren, in dem Plan unsrer gegenwärtigen Vorlesungen über die Beredsamkeit ins Werk gesetzt worden. Der Lehrer soll nach Ihrer Absicht zu gewissen Zeiten seinen Zuhörern vorlesen, und zu andern Zeiten sich der erotematischen Methode bedienen. Die Zuhörer sollen zuweilen mit lauter Stimme eine Stelle aus einem Geschichtschreiber oder Redner lesen, um sich an eine deutliche und richtige Aussprache zu gewöhnen. Wenn sie weiter kommen, so wird damit die Erklärung einer von den berühmtesten Schriften des Altertums über die Beredsamkeit verbunden. Auf diese Weise bekommen sie schon frühe Anleitung in den Grundsätzen einer richtigen Critick, in der Kunst zu denken, und ihre Gedanken richtig, bestimmt und schön auszudrücken. Zu gleicher Zeit lernen sie auch die Regeln der Composition; ihre Neubegierde wird dabey immer unterhalten, und ihre

Nach-

Nacheiferung erweckt: Und man sollte hoffen dürfen, die Vorlesungeu ihrer Lehrer würden ihnen auch zum Muster eines guten Styls dienen können. Auf diese Weise werden vielleicht einiche mit der Zeit ihrem Vaterlande zur Zierde gereichen, ihren Ruhm weit umher verbreiten, und viel zur Ausbreitung der Wissenschaften beytragen.

Ich zweifle keineswegs daran, daß man diese Methode nicht noch mehr verbessern könne; es ist noch nicht lange, daß ein grosser und einsichtsvoller Mann verschiedene Verbesserungen vorgeschlagen hat. Eine derselben muß ich, wenn Sie es erlauben, anführen, weil sie aus meinen vorhergehenden Anmerkungen ganz natürlich fließt.

„ Oeffentliche Lehrer sollten nicht nur, wie es
„ jezt ihre Pflichten erfordern, zu gewissen Zeiten
„ Originalvorlesungen halten; sondern sie sollten
„ auch verbunden seyn, eine gewisse Anzahl Vor-
„ lesungen in einem bestimmten Zeitraum dem
„ Publikum mitzutheilen.

Diese Nothwendigkeit würde die würklichen oder nur vorgeschützten Entschuldigungen der Bescheidenheit und Zärtlichkeit für die Ehre entfernen: Sie würde jene Liebe zur Ruhe, welche oft die grösten Genies von ihrer Vervollkommnung zurückhält, besiegen; sie würde die Schriftsteller aufmuntern, ihre ganze Stärke zu zeigen, alles mit Behutsamkeit abzuwägen, und mit Fleiß auszuarbeiten, weil sie denn wüßten, daß ihre Schriften der Prüfung scharfer und durchdringender Augen nicht entgehen könnten. Den Mangel dieses nützlichen Triebs hat man, wie ich glaube, bey uns empfunden; und der ist auch die Ursache dieses neuen, und wie ich fürchte nicht genug überlegten Versuches.

Ich weiß zwar sehr wohl, daß man Vorschläge von der Art gerne verachtet oder lächerlich macht. „Die Welt, sagt man, ist so schon „mit schlechten oder mittelmässigen Büchern „angefüllt. Warum sollen wir denn die „Anzahl derselben noch mehr vergrössern?„

Doch,

Doch, ich glaube, hierauf läßt sich noch wohl antworten.

Ein einziges gutes Buch (und zur Seltenheit wird man doch auch noch ein gutes Buch erwarten dürfen,) ist noch wohl so viel werth, daß wir mit vielen schlechten oder mittelmässigen Gedult haben können, die ein Uebel sind, welches nur auf den fällt, der es gerne tragen will: Und das um so viel mehr, da man diese Last selten lange tragen muß. Denn sobald dergleichen Schriften ins Publikum kommen, werden sie, da man kaum davon angefangen hat zu reden, oder sie flüchtig zu lesen, schon auf die Seite gelegt; man versteckt sie in einen Winkel des Buchladens, wo sie in ungestörter Vergessenheit zuletzt den Würmern und Motten zum Raube werden. Sogar schlechte Bücher würden in dem Fall, von dem wir jetzt reden, noch eine sehr gute Wirkung haben. Sie würden offenbar zeigen, wie unfähig die Verfasser derselben zu ihren Geschäften seyen, und also bey Zeiten den Wink geben, ihnen eine andere Stelle anzuweisen. Möchte doch

nur diese Entdeckung bald allgemein gemacht werden!

Dergleichen Ausarbeitungen würden auch, so unbedeutend sie an sich selbst wären, einen wahrscheinlichen Beweis von dem Fleiß ihrer Verfasser geben; denn wer in den schwereren Theilen seiner Pflicht Fleiß und Aufmerksamkeit zeigt, dem traut man es auch zu, er werde in den leichteren nicht nachlässig seyn.

Diese Anstalt hätte in gewisser Absicht mit der Anordnung in Städten und Dörfern einige Aehnlichkeit, deren zufolge die Nachtwächter herumgehen, und ausrufen müssen, was die Glocke schlägt; nicht so fast, um den Einwohnern davon Nachricht zu geben, sondern weil dieses periodische Ausrufen ein Beweis ist, daß sie sorgfältig wachen, indem andere schlafen.

Solche Sorgfalt verdient ihr gebührendes Lob: Und dieses bescheidene Verdienst hoffet der Verfasser der folgenden Vorlesungen auch zu erwer-

ben; er gehet seine Runde, und wenn er allenfalls auch nicht mit harmonischer Stimme ausruft, und keine nützlichen Erinnerungen giebt, so zeigt er doch, daß er auf seinem Posten ist, und wachet. In dieser Betrachtung hat er es gewagt, ungerufen aus dem Schatten hervorzugehen, und aus der stillen sichern Dunkelheit ins Publikum zu treten; in ein wildes stürmisches Meer, das mit den Trümmern unglücklicher Schriftsteller bedeckt ist. Er weiß es gar wohl, daß er mit mehr Hindernissen und Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als diejenigen, die vermöge ihres Amts schreiben müssen. Diese können die Nothwendigkeit vorschützen, und verdienen in der Absicht einige Nachsicht: Er hingegen ist ein freywilliger Avantürier; und allemal erwartet man von einem Volontair weit mehr, als von einem Soldaten, der zum Dienste gezwungen wird.

Auch die Natur und der Gegenstand dieser Vorlesungen verursachen besondere Schwierigkeiten. Einer allein kann niemals hoffen, allen ein Ge-

nügen zu leisten: Und wo die Meynungen verschieden sind, giebt man selten mit Anstand nach, und gönnet selten der Gegenparthey ein unpartheyisches Ohr. Critisirt man immer, so wird man unangenehm: Sucht man durch Digressionen zu unterhalten, so verletzt man die Regeln der Kunst: Entweder wird man also langweilig oder spielend. Ist man deutlich, so heißt es, man widerhole sich immer. Ist man subtil, so sagt man, man künstle zuviel. Entweder ist man zu popular oder ein Träumer.

So verhält es sich auch mit dem Gegenstand dieser Vorlesungen; alle sind damit bekannt, oder glaubens wenigstens: Daher will auch iedermann Richter seyn; und unter so vielen Richtern wird es gewiß nie an Tadlern fehlen.

Doch es giebt auch angenehmere Betrachtungen, welche diesen Schwierigkeiten die Wage halten. Es ist immer angenehm, etwas gutes zu unternehmen, und einigermassen zu zeigen, daß

man

man für eine honette Ambition, wenn schon der Erfolg nicht entspricht, nicht ganz unbekümmert sey.

Ich bin auch überzeugt, daß in dem ganzen grossen Publikum ein Theil von Redlichkeit ist, der zuletzt allemal das Gleichgewicht herstellt. Leidenschaften, Vorurtheile, Temperament, Mode können eine Zeitlang wohl das Uebergewicht auf ihrer Seite haben, aber zuletzt wird doch die Wage innstehen, und man wird der immer richtigen Entscheidung der Wahrheit und Vernunft Gehör geben, welche gerne gegen diejenigen nachsichtig ist, die sich um sie verdient machen wollen.

In diesen Gedanken, und in dem Vertrauen auf das Verdienst einer guten Absicht, suche ich Aufmunterung für mich; und das macht mir auch Hoffnung, Sie werden es mir, hochwürdige Herren, verzeihen, daß ich Ihnen diese Vorlesungen, als die Erstlinge eines Amts, welches ich Ihnen zu danken habe, zuschreibe.

Lassen Sie also dieselbigen, so lange sie Aufmerksamkeit verdienen, ein Zeugniß der Hochachtung und Dankbarkeit seyn, welche der Verfasser stets gegen Sie in seinem Herzen tragen wird.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorlesungen
über die
Beredsamkeit.

Erste Vorlesung.

Einleitung.

Mit vielem Mißtrauen und ängstlichen Besorgnissen unternehme ich es, Euch einiche Abhandlungen über die Natur, die Regeln und die Methode der Redekunst vorzulesen. Dieses Mißtrauen mag ich nicht gerne, ungeachtet ich es mit Grund thun könnte, mit meinen geringen Fähigkeiten entschuldigen: Dergleichen Entschuldigungen sind zwar sehr gemein; aber sehr selten glaubt man, daß sie auch so aufrichtig seyen. Die Schwierigkeit der Sache selbst, die von einem so weitausgebreiteten Umfang ist, und wo man sich in so verschiedene, feine und kitzlichte Untersuchungen einlassen muß, wird mich hinlänglich entschuldigen.

Noch grösser wird solche Schwierigkeit wegen der Menge von Schriftstellern, die über diese Kunst geschrieben haben. Was soll man in dergleichen Umständen anfangen? Hast du, fragt

man, nichts neues auf die Bahn zu bringen? Das ewige Widerholen ist so eckelhaft! Wenn du nichts neues zu sagen hast, warum schreibst du denn? Willst du den Leuten über Dinge Unterricht geben, die sie schon lange wissen? Oder, hast du neue Entdeckungen gemacht, so wird man wahrscheinlich sagen, du habest dich durch die Neuerungssucht verführen lassen. Allemal wirst du gegen festgesetzte Meynungen, gegen eingewurzelte Vorurtheile, Feinde die nicht zu verachten sind, zu kämpfen haben: Den Klügern wirst du verdächtig seyn, und der grosse Haufe wird dich gerade zu verdammen. Zu dem allem kömmt noch dieß; wenn man über eine Materie gar zuviel schreibt und redt, so wird sie zuletzt dem Leser beynahe zum Eckel: Man ist so oft auf dem gleichen Weg hin und her gegangen, daß man keine Hoffnung hat, neue Annehmlichkeiten zu finden, und also dem, der auf eben diese Strasse führen will, sehr ungerne folgt.

Das alles hätte mich freylich von meinem gegenwärtigen Unternehmen zurückscheuchen sollen: Allein ich kann die Sache auch in einem angenehmern Lichte betrachten, welches mich nicht so sehr abschreckt. Einmal verbindet mich mein Amt, einen Versuch zu wagen. Diese Nothwendigkeit wird einen auch nur mittelmässig guten Erfolg entschuldigen. Demnach kenne ich die

Redlichkeit und Nachsicht meiner Zuhörer. Es ist ihnen mehr darum zu thun, das Gute, das sie hören, zu ihrem Nutzen anzuwenden, als aber Fehler und Mängel aufzusuchen und zu tadeln: Doch auf einen so zärtlichen Punkt will ich mich nicht weiter einlassen. Endlich tröstet mich auch die Beobachtung nicht wenig, die ich schon oft gemacht habe, daß, ungeachtet der zahllosen Schriften über die Beredsamkeit, diese Materie dennoch bey weitem nicht so erschöpft ist, daß man nicht noch neue und nützliche Bemerkungen hinzuthun könnte. Meine Beobachtung gründet sich darauf: Von den unendlich vielen rethorischen und critischen Schriften der berühmtesten Männer des Alterthums haben wir nur kurze Nachrichten und Anzeigen; und kaum ein Duzend derselben haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. Läßt sich nun mit einicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß unter allen diesen unzählbaren verlornen Schriften keine einzige gewesen sey, die etwas schätzbares oder eigenes enthalten habe? Einmal ich kann es unmöglich glauben. Wenn sie aber so etwas enthalten, könnten uns nicht auch noch heut zu Tag ähnliche Gedanken einfallen? Könnte die Redekunst nicht auch noch jetzt mit neuen Erfindungen bereichert werden? Zum wenigsten dürfen wir doch noch hoffen, den Weg zu entdecken den die Alten betreten haben, oder viel-

leicht

leicht hie und da neue und kürzere Bahnen zu öffnen.

Diese Betrachtungen muntern mich nicht wenig auf: Am allermeisten aber die Hoffnung, daß meine Vorlesungen, so unvollkommen sie sind, doch einichen Nutzen stiften werden. Zum wenigsten werden sie Euere Aufmerksamkeit auf unsern Gegenstand richten; und das haben wir, man verzeihe mir diese Anmerkung, zu unsern Zeiten sehr nöthig. Wir sind in der Bearbeitung der Wissenschaften nicht unglücklich; wir studieren die Sprachen fleissig, und lesen und verstehen die besten Schriftsteller: Aber wie wenig ahmen wir sie nach? Zufrieden, sie zu kennen und zu bewundern, suchen wir nicht ihnen gleich zu kommen: Wir üben mehr den Verstand als die Erfindungskraft. Indem wir auf das Gründliche denken, vernachlässigen wir das Zierliche. Ich hoffe also, da wir von dem letztern besonders reden werden, auch darauf ganz gewiß Eure Aufmerksamkeit zu heften. Und wenn Ihr darinne, wie es nicht anderst seyn kann, viel in der That schätzbares finden werdet, so werdet Ihr es auch lieb gewinnen, und also destomehr Fleiß und Sorgfalt darauf wenden. Diesen guten Erfolg darf ich um so viel mehr erwarten, da der Versuch neu ist. Man hat schon lange nicht mehr über die Beredsamkeit gelesen, und niemals nach einem regelmässig zusammenhängenden Plan.

Daß

Daß die Beredsamkeit eine sehr schätzbare Kunst sey, würdig von Euch mit möglichstem Fleiß getrieben zu werden, bedarf hoffentlich keines Beweises. Die Geschichte, die ihr täglich lesen könnt, und die Schriften der alten Redner, die ihr billig bewundert, enthalten häufige Lobsprüche und Beyspiele von der Würde und Macht der Beredsamkeit. Selbst bey den wildesten Völkern, die von den schönen Künsten und Wissenschaften wenig oder gar nichts wissen, findet man dennoch Spuren von dem Einfluß der Beredsamkeit, so roh und unvollkommen sie auch bey ihnen seyn mag: Und unter jenen glücklicheren Himmelsstrichen, wo man die Vernunft mehr angebaut, und sich das Licht der Wissenschaften und Künste mehr ausgebreitet hat, behielt doch die Beredsamkeit immer ihren Werth; so wie jene zunahmen, blühte auch diese in gleichem Verhältnisse. Haben gleich die höhern Wissenschaften auch einen höhern Werth; hat es gleich mehr auf sich, Wahrheiten zu erfinden, als, wenn sie erfunden sind, sie andern nur mitzutheilen; tief und richtig zu denken, als schön zu reden: So ist doch dieses letztere nicht weniger nützlich. Denn wenn man aus jenen auch nur einigen Vortheil ziehen will, so wird dieses nothwendig dazu erfordert. Oder, was nützt uns die Entdeckung der Wahrheit, wenn wir sie andern nicht mittheilen können?

nen? Wozu dienen uns die tiefsten Einsichten, wenn es uns am richtigen Ausdruck derselben fehlt?

Die Poeten sagen von dem Prometheus, er habe Feuer vom Himmel gestohlen, dadurch den wildesten Völkern die Annehmlichkeiten des Lebens erleichtert, und auf diese Weise allen den wohlthätigen Künsten, die nachher erfunden wurden, den Weg gebahnt. Ein solch göttliches Feuer ist die Beredsamkeit: Sie gab jedem Vermögen der Seele Leben und Wärme: Sie lehrte uns dieselben zum Nutzen andrer Menschen anwenden. Durch sie wurden Künste, Wissenschaften und feinere Sitten unter den Menschen ausgebreitet.

So sehr die Menschen überhaupt die Wahrheit lieben, so hat sie doch selten hinlänglichen Einfluß, so lange sie nur in ihrer natürlichen ungekünstelten Gestalt erscheint. Die Beredsamkeit mußte ihren ernsten Anblick mildern, und allen ihren Reitz anwenden die Zerstreuungen, die Vorurtheile, und die träge Unempfindlichkeit der Menschen zu besiegen. Die Vernunft ist eine natürliche Gabe aller Menschen: Aber wenn sie ohne andere Anleitung derselben allein überlassen wären, so würden die Seelen der meisten Menschen in einem eben so elenden Zustande bleiben, als ihre Leiber wenn sie ohne Kleider und Wohnung allein der Natur überlassen sind. Die Beredsamkeit ist

also

also gleichsam das Kleid der Vernunft: Anfänglich noch grob und ohne Kunst schützt es nur gegen die Unbequemlichkeiten der Witterung; nach und nach aber dient es nicht nur zur Beschützung, sondern auch zur Schönheit und zur Zierde.

Wir wollen also zwey so glücklich vereinigte Freunde nicht trennen. Es ist allerdings gut, wenn Ihr den Wissenschaften oblieget; das ist das einzige sichere Fundament: Allein wenn ihr dabey stehen bleibt, so ist eure Arbeit sehr unvollkommen: Auch die Gabe der Beredsamkeit müßt ihr Euch erwerben. Gehet sie gleich nach der Ordnung der Natur jenen nach, so hat sie doch in der Ausübung und Anwendung den Vorzug; mehr Stärke, mehr Licht und Einfluß. Sehet sie nicht mit philosophisch strengen Augen an, sondern nach dem Rang den sie wirklich in der Welt behauptet; denn in unsrer Wahl sollten wir uns mehr durch wirkliche Erfahrungen als durch blosse Speculation leiten lassen. Oder, ist es nicht schön, nicht wünschenswürdig, wenn ein einzeler Mensch durch Hülfe der Beredsamkeit eine ganze zahlreiche Versammlung von Menschen zur Aufmerksamkeit hinreissen; wenn er, ungeachtet ihrer verschiedenen Temperamenten, Absichten und Neigungen, bey ihnen wechselweise Freude, Kummer, Unwillen, Mitleiden, Liebe, Abneigung erregen; jedes Herz so wie seine Zunge leiten, und jeden

am

am Ende zur vollen Ueberzeugung bringen kann? Groß sind die Bilder, unter denen uns die Schriftsteller des Alterthums die Macht der Beredsamkeit ihrer Redner vorgestellt: Bald vergleichen sie dieselbe einem Waldwasser das mit unaufhaltsamer Wuth daherrollt, und alles mit sich fortreißt: Bald einem leuchtenden Blitz, der nicht nur das Aug blendet, sondern alles durchdringt und auflöst: Bald einem wüthenden Ungewitter, das alles umwirft, niederreißt und zerstöret. (*)

Hier sehet Ihr ein mächtiges Volk, die Athenienser in Wollust, Müssiggang und Weichlichkeit tief versunken. Ein fürchterlicher Anblick für den, der ihre Sitten verbessern will. Doch tritt er vor ihnen auf, Demosthenes; er mahlt ihnen ihren wahren Zustand vor; zeigt ihnen von ferne den listigen mächtigen Feind, bereit sie unter das Joch der Sclaverey zu biegen; die Verräther der Freyheit in ihrer Mitte; ihre Bundesgenossen gegen sie aufgebracht; ein zerstümmeltes und veräussertes Gebiet, unbrauchbare Armeen, zerrüttete Handelschaft und müssige Flotten; da sie indessen von allen Griechen verachtet in träger Unthätigkeit schlummern, und in die Schauspiele laufen.

(*) Vehemens ut procella, excitatus ut torrens, incensus ut fulmen, tonat, fulgurat, & rapidis eloquentiæ fluctibus cuncta proruit & proturbat.

Cicero:

laufen. Diesem schrecklichen Gemählde setzet er das Bild ihrer bessern Voreltern; jener Liebhaber des Vaterlandes; jener zur Arbeit abgehärteten unerschroknen Besieger unzählbarer Persischer Heere; jener Vertheidiger Griechenlands und der Freyheit, unsterblicher Patrioten entgegen. Und es gelingt ihm, ein abgeartetes Volk aus seinem Schlummer zu erwecken, und in Feuer und Flamme zu setzen: Die Stimme des Redners ruft den Muth der Voreltern in ihre Brust zurück: Mit brennendem Eifer rüsten sie sich zum Kriege; und mit unglücklichem Erfolg, aber als dapfere Streiter fechten und fallen sie auf den Gefihlden von Chäronea.

Dort trittet ein Cäsar, (sonst in jeder Absicht einer der grösten Männer,) die Gesetze und die Freyheit seines Vaterlands mit Füssen; und ist fest entschlossen, einen Feind, der nunmehr in seiner Gewalt war, am Leben zu strafen. Cicero bietet sich an, die Sache dieses Unglücklichen zu vertheidigen; und Cäsar, so entschlossen er war, den Ligarius zu verurtheilen, läßt sich's gefallen, diese Vertheidigung anzuhören. Er setzt sich mit dem schon abgefaßten fatalen Urtheil auf den Richterstuhl; hört diese Schutzrede begierig an; seine Neugierde wird gereitzt; und je weiter der Redner kömmt, je mehr geräth Cäsars Herz in Bewegung: Das Mitleiden bekömmt die Oberhand;

er erblasset; das Todesurtheil fällt aus seinen zitternden Händen: Er vergiebt dem Ligarius! (*) „Allein, (sagt man,) diese Wunder haben aufgehört. Von dergleichen Wirkungen der Beredsamkeit liefert die neuere Zeit keine Beyspiele.„

Es ist wahr. Allein sie sind doch möglich: Und, ist es nicht der Mühe werth, sich in einer Kunst zu üben, die uns so grosse Wirkungen hoffen läßt? Wenigstens können wir etwas ähnliches zu Stand bringen.

Aber die Beredsamkeit verdient noch in einer andern Absicht alle Aufmerksamkeit. „Sie setzt „uns nämlich in den Stand sehr viel gutes zu „stiften.„

In allen den verschiedenen Künsten und Wissenschaften, denen ihr Euch alle, meine lieben Zuhörer, gewiedmet habt, wird Euch die Beredsamkeit unendlich nützlich seyn. Wollet Ihr einst euere Gedanken über die besten Maaßregeln, das Glück des Vaterlandes zu befördern, eröfnen? Wollet Ihr schädliche Gesetze abschaffen, weise und gute aber einführen helfen? Wollet Ihr die bedrängte Unschuld retten, oder einen Verbrecher zur verdienten Strafe ziehen? Wollet Ihr gewaltsam entrißnes Eigenthum seinem Besitzer zustellen, oder ungerechte Forderungen unnütz machen?

(*) Plutarchus in vita *Ciceronis*.

chen? Wollet Ihr endlich den Menschen, als vernünftigen Geschöpfen, als Christen, ihre Pflichten ans Herz legen? Ihnen Religion und Tugend in ihrer reitzenden Schönheit, oder den Unglauben und das Laster in seiner ganzen Häßlichkeit schildern: Mächtig wird Euch bey dem allem die Beredsamkeit unterstützen: Ohne sie werdet Ihr mit allen euern Einsichten nur langsam fortschreiten können; gleich einem Handwerker, dem es nicht an Särke, aber an tüchtigem Werkzeuge fehlt, und der endlich wohl nach vieler und saurer Mühe und Arbeit etwas zu Stande bringen kann. Man kann die Beredsamkeit in der Absicht mit den mechanischen Künsten vergleichen. Je mehrere und bessere Werkzeuge da sind, desto leichter und geschwinder erreicht man seinen Zweck; desto schöner und vollkommner wird das Werk.

Niemanden wird es, wenn man anderst die Natur des gesellschaftlichen Lebens kennt, ungereimt vorkommen, wenn ich behaupte, daß der Redner, der von seiner Kunst einen guten Gebrauch macht, eines der nützlichsten Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ist; indem er die Grundsätze der Religion, der Menschlichkeit und Rechtschaffenheit gleichsam in die Herzen seiner Zuhörer ausgießt, und folglich zur Aufrechthaltung des Friedens, der Gerechtigkeit und der allgemeinen Ruhe ungemein viel beyträgt.

Das können wir also für ausgemacht annehmen, daß die Beredsamkeit eine vortrefliche Kunst sey; aber zugleich müssen wir auch gestehen, daß sie eine sehr schwere Kunst ist, in welcher man es mit müssigem Beyfall und blossen Wünschen nicht weit bringen wird. Wir könnten das sehr leicht zeigen, wenn wir nur alles herzählen wollten, was ein vollkommner Redner wissen muß; ohne der äusserlichen Vollkommenheiten, der Stimme, der Action u. s. f. nur zu gedenken. Und wie selten findet man alle dieses in Einer Person vereiniget, oder gehörig vervollkommnet. Die menschliche Seele gleicht dem Erdrieche: Wenn nicht zuerst der Saame darein gelegt, und die Pflanze fleissig gewartet wird, so bringt sie keine Früchte.

Diese Anmerkung bahnt mir zu zwo wichtigen Betrachtungen den Weg, welche gleichsam die Wurzel und den Stamm des prächtigen Baums der Beredsamkeit ausmachen, und woraus die Nebenbetrachtungen als Aeste hervorschiessen: Nämlich über das Genie, und die Uebung (Application). Da sich hierüber bisher immer einiche Dunkelheit geäussert hat, so wird es mir erlaubt seyn, mich näher zu erklären.

Bey jedem einzelnen Menschen ist die Mine und die Bildung des Cörpers verschieden: Die gleiche Verschiedenheit herrschet auch in den Seelen der Menschen; ihre Neigungen, ihr Geschmack, ihre

Fähig-

Fähigkeiten sind überhaupt sehr ungleich. Nehmt eine gewisse Anzahl Menschen, und ihr werdet finden, daß sie zu ganz verschiedenen Geschäften Lust haben; jeder kann bey seiner ausgewählten Arbeit wohl fortkommen; da er hingegen zu andern weder Lust noch Fähigkeit hat. Dieses läßt sich alle Tage bemerken. Der einte lieset z. B. schon in seiner frühen Jugend die Dichter mit Lust, und ahmt sie mit Leichtigkeit nach; aber mit aller Mühe wird man es kaum dahin bringen, ihm nur die ersten Anfänge der Geometrie begreiflich zu machen. Ein andrer wird mit saurer Mühe durch eine Seite im Homer oder Horatz geschleppt; hingegen studiert er den Euclid mit unersättlicher Begierde. So sind viele zu den Wissenschaften ganz und gar nicht aufgelegt; aber in der Mechanik kommen sie leicht fort, oder sie machen als Kaufleute in kurzer Zeit ihr Glück.

Dieser Unterschied ist wesentlich; durch ihn erhält das Leben seine ganze Farbe, und seine charackteristischen Züge. Folgt ein Mensch dem Pfade den ihm die Natur angewiesen hat, so wird er sich leicht und in kurzer Zeit auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit emporschwingen; denn alles hat freylich seine Gränzen: Aber wenn der gleiche Mensch übel wählt, wenn er durch List oder Gewalt auf einen andern Weg geführt wird, so wird er bey jedem Schritte neue

Schwierigkeiten antreffen; er wird immer stolpern und straucheln, und, wenn er auch mit noch soviel Entschlossenheit immer fortgehet, doch am Ende nur zur Mittelmässigkeit gelangen. Richelieu, der gröste Staatsmann seines Zeitalters, strebte unmässig darnach als Dichter berühmt zu werden, und machte sich in dieser Absicht lächerlich. Etwas ähnliches sehen wir an dem Machiavell, und vielleicht auch am Cicero. Selbst der geschmeidigste Kopf, der es in verschiedenen Sachen sehr weit bringen kann, muß doch der Natur ihre Macht einräumen. Eine Pflanze mag vielleicht in einer fremden Gegend noch so ziemlich gut fortkommen; aber sie gediehet doch noch viel besser an ihrem Geburtsort. Aristipp, (sagt Horaz,) konnte sich in jede Lebensart, in alle Umstände recht gut schicken: (*) Aber das kann ich nimmermehr begreifen, daß ihm der stoische Ernst eben so gut angestanden hätte, als seine eigene wollüstige Philosophie.

Wenn ich aus der Naturlehre ein Gleichniß entlehnen dürfte, so würde ich diese natürliche Anlage mit einem Körper vergleichen, auf den man durch ein Prisma einen abgesönderten Sonnenstral fallen läßt. Der Körper hat immer mit diesem Sonnenstrale einerley Farbe; aber im Lichte seiner

(*) Omnis Aristippum decuit color, & status, & res. *Horat.*

seiner natürlichen Farbe betrachtet ist er viel heller und glänzender. Boccaz hat einige ernsthafte Schriften hinterlassen, die man mit Grund für schlecht hält: Aber schlägt seinen Decameron auf, damit müßt ihr zufrieden seyn. Wie viel comischer Witz und Laune, wie viel Delicatesse herrschet darinne bey aller Einfalt des Styls und der Gedanken! In dieser Schreibart ist er ein Muster; aber das war auch sein Genie. Das Erhabene im Milton entzückt, und setzt in Erstaunen; mit seinen Versuchen in der muntern Schreibart hingegen muß man Mitleiden haben.

„ Aber ein Universalgenie macht vielleicht hier eine Ausnahme!„ Ein Universalgenie ist in meinen Augen eine so grosse Chimäre als eine Universalmonarchie. Niemand scheint mit besserem Recht auf ein Universalgenie Anspruch machen zu dürfen als **Baco von Verulam**. Wie tief dachte er; wie ausgebreitet war seine Gelehrsamkeit; wie groß seine Entwürfe! Aber wenn er sich, wie es nicht selten geschiehet, mit Zierrathen abgiebt; wie sinkt da der grosse Mann herab! Er wird gezwungen, unnatürlich, dunkel. Die Natur hat auch ihm seine Gränzen ausgezeichnet. Einige grosse Geister haben einen sehr weiten Wirkungskreise, worinne sie fast übermenschliche Dinge thun können: Sobald sie aber über diese Gränzen hinausgehen, sind sie nur gemeine Menschen.

Es geht ihnen, wie Simson der mit dem Haar, und wie dem Anteus, der in die Luft emporgehoben seine Stärke verlor. Wo der Trieb der Natur recht stark ist, kann man ihn nie verkennen. Leitet ihn immer ab, verbergt, unterdrückt ihn; kann er nicht in Flammen ausbrechen, so wird er doch immer einiche Funken um sich streuen. Mallebranche, dieser enthusiastische Vertheidiger der Wahrheit, eifert wider alle Verschönerungen der Redekunst, als wider Werkzeuge des Betruges. Aber immer bricht die Natur hervor, und verräth ihn bald auf jeder Seite: Er wird ein Redner, ohne es seyn zu wollen; und zwar ein treflicher Redner. Bey allen Menschen bemerkt man freylich diesen Unterschied nicht gleich stark; aber doch ist er bey allen Menschen. Niemand ist zu allen Geschäften gleich tüchtig; aber niemand ist auch zu allen Geschäften ganz untüchtig.

Daraus folgt, daß, nach der ursprünglichen Einrichtung unsrer Seele, eine gewisse Verschiedenheit vorhanden ist, die von der Hand unsers grossen Urhebers herrührt. Zufolge derselben ist jeder Mensch im Stand, es in einer gewissen Sache, Wissenschaft, Kunst oder Handwerk, viel weiter zu bringen als in einer andern. Und diese natürliche Anlage nennen wir Genie. Bisweilen hat das Genie einen sehr grossen Umfang; biswei-

bisweilen aber schränkt es sich nur auf eine einzige Wissenschaft oder Kunst, oder auch nur auf einen Zweig derselben ein. Allein auch das ausgebreiteteste Genie hat seine Gränzen, und das eingeschränkteste behält seinen Gang immer offen. Der Endzweck und der Nutzen dieser weisen Anordnung ist offenbar. Die Menschen sollten darum verschiedene Fähigkeiten haben, damit einer des andern Hülfe bedürfte, und einer dem andern nützen könnte. Auf diese Weise hängen sie alle von einander ab; und indem jeder sich in seiner eignen Sphäre bewegt, befördern sie alle, vereinigt, das Beste des Ganzen.

Laßt uns jetzt diese Beobachtungen auf die Beredsamkeit anwenden. Das erste, worauf ein jeder, der sich der Beredsamkeit widmet, sehen muß, ist das Genie: Darauf gründet sich alles. Je mehr Genie einer hat, desto glücklicher wird er in der Folge in Erlernung seiner Kunst seyn. Ohne einen gewissen Grad von Genie wird jeder Versuch unnütz, man wird nie weit kommen; und in solchem Fall ist es besser, daß man seine Aufmerksamkeit auf etwas anders richte.

Hat nun jemand dieses kostbare Geschenk aus der Hand der Natur empfangen, so muß er sich auch die zwote Eigenschaft zu erwerben suchen, die zur Vervollkommnung des Genies nothwendig erfordert wird; nämlich Application. Und dazu

gehören zwey Dinge: Fleissiges Studieren und Uebung.

Ihr müßt also die Schriften der berühmtesten Redner lesen, aber nicht flüchtig und unachtsam; nicht nur in der Absicht ihre Reden zu verstehen, sondern mit Sorgfalt, Fleiß und angestrengter Aufmerksamkeit. Ihr müßt bey dem Lesen beynahe eben so sorgfältig seyn, als wenn ihr einen eignen Aufsatz machen wolltet. (*) Ihr müßt der Sache, von welcher sie reden, vollkommen gewachsen seyn, und die Methode kennen lernen, die sie gewählt haben; ihr müßt ihnen durch alle Uebergänge folgen, und die Art, wie sie ihre Beweise führen, sorgfältig bemerken. Sehet ihre Kunst in der ganzen Anlage. Wie sie sich gegen Vorurtheile verwahren; wie sie Einwürfen zu vorkommen oder sie auflösen; wie sie mahlen, rühren, auseinandersetzen, zusammenziehen; wo sie sich häufiger Bilder und Figuren, wo hingegen eines einfältigen ungekünstelten Styls bedienen. Forschet den Ursachen dieser Verschiedenheit nach. Wenn ihr so weit gekommen seyt, so lernt das eigenthümliche Genie eines jeden Redners kennen. Kennt ihr einmal dieses, so werdet ihr leicht alle Verschiedenheiten bemerken können; sie mögen jetzt von der Gelegenheit, oder den

(*) Legendum est pene ad scribendi sollicitudinem. *Quintil.*

den Umständen, oder den Meynungen, oder der Nachahmung herrühren. Dieses ist die vornehmste Vorschrift, der Schlüssel zu allem übrigen.

Mit solchen Kenntnissen bereichert könnt ihr nach der Vollkommenheit trachten, wenn ihr noch die Uebung damit verbindet. Ihr müßt Euch, durch oft widerholte Prüfungen, mit der Richtung, der Stärke und den Gränzen euers Genies recht wohl bekannt machen; damit, wenn ihr einmal wisset, wie ihr es anbauen müßt, nichts zur Erreichung dieses Zwecks versäumt werde. Ihr müßt die Mängel desselben sorgfältig beobachten, vermeiden und verbessern, und so nach und nach dasselbe auf den höchsten möglichen Grad der Vollkommenheit erheben. Denn so, wie der Leib durch die Uebung stark, geschmeidig und gelenksam wird, so erhält auch die Seele durch die Uebung eine gewisse Festigkeit, Stärke, Leichtigkeit, Fertigkeit; einen gewissen Anstand, der sonst auf keine Weise zu erhalten ist. Allein, da wir im Verfolg Anlaß haben werden, von verschiedenem, was das Studieren und die Uebung betrift, zu handeln, so will ich itzt nichts mehr davon sagen.

Doch bleibt noch etwas übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Es möchte mich vielleicht jemand fragen: „Warum „ich, bey Anführung der zur Bildung eines

„Red=

„ Redners erfoderlichen Eigenschaften, nichts von „ dem Geschmack geredet, da man doch demselben „ überhaupt gar nicht die letzte Stelle einräumt? „

Ich gestehe gerne, daß so wohl in Unterredungen als in Schriften über diesen und ähnliche Gegenstände das Wort Geschmack sehr oft vorkömmt. In Abhandlungen und critischen Beurtheilnngen, wird alles, was schön ist, in den Geschmack aufgelöst. Allein verbindet man auch mit diesem Wort deutliche Begriffe? Siehet man sich nach Erklärungen um, wie verschieden sind die Meynungen, und wie hitzig zankt man darüber? Wir wollen die Sache untersuchen, und, wenn es möglich ist, den wahren Gehalt und die richtige Bedeutung dieses Worts bestimmen.

Das erste, was mir bey solcher Untersuchung zu Sinn gekommen, ist dieses: Was hat man in Griechenland und Rom, diesen beyden grossen Quellen alles Schönen, mit dem Wort, welches die Neuern durch Geschmack ausdrücken, für eine Bedeutung verbunden? Ich konnte mich nicht erinnern, in einem Griechischen oder Römischen Schriftsteller dieses Wort vollkommen in dem Sinn gefunden zu haben; und doch findet man in den Schriften eines Cicero und Quintilian eine Menge Stellen, wo sie ganz gewiß von diesem Ausdruck Gebrauch gemacht hätten, wenn er damals schon üblich gewesen wäre.

Beym Quintilian kömmt ein merkwürdiger Ausdruck vor. Da er von der Verbindung der Beurtheilungs- mit der Erfindungskraft redet, sagt er: Viele Vorschriften seyn dabey unnütze. (*) Nec magis arte traditur, quam gustus aut odor. Und setzt hinzu: Referatur oportet ad sensus, qui non docentur. Ein Beweis, meines Bedünkens, der metaphorische Sinn des Wortes Geschmack, so wie er uns geläufig ist, sey ihm damals unbekannt gewesen. In der gleichen Absicht kann ich Horazens Frage in seiner Dichtkunst anführen: Ob die Natur (d. i. das Genie) oder die Kunst die besten Dichter bilde? Seine Antwort ist bestimmt: Beyde müssen nothwendig miteinander verbunden seyn! Aber von einem dritten Vermögen scheint er nur keinen Begriff zu haben.

Können wir also nicht mit Grund schliessen, daß dieser Ausdruck, da er den Griechen und Römern, welche alle Völker in den schönen Wissenschaften übertroffen haben, gänzlich unbekannt war, überall entbehrlich sey, und daß man alles, was in denselben wesentlich ist, ohne ihn ausdrücken kann.

In welcher Zeit, und an welchem Ort, müssen wir also den Ursprung dieses Worts suchen? Mir kömmt folgende Vermuthung sehr wahrscheinlich vor: Er schreibe sich von denen

Zeiten

(*) *Quintiliani* Instit. Orat. Lib. VI. c. 6.

Zeiten der widerauflebenden Wissenschaften her; und Italien, der Schauplatz dieser grossen Revolution, sey sein Geburtsort. Man fiel damals über die Bildhauerkunst, die Malerey und Dichtkunst mit einer Hitze her, welche nahe an Enthusiasterey gränzte. Die Neigung der Italiäner für diese Künste war unbegränzt: Sie konnten die Bewunderung, die sie hinriß, nicht würdig genug ausdrücken, und suchten von allen Seiten her Worte, die ihren Begriffen angemessen wären. Nebst vielen andern ward auch das Wort Gusto oder Geschmack, in metaphorischem Sinne, eingeführt; man fand es schicklich und nachdrücklich. Und so breitete sich der Gebrauch desselben mit den Künsten immer weiter aus; es erhielt nach und nach in allen Europäischen Sprachen das Bürgerrecht.

Aber, wird man sagen, soll man denn ein Wort als gänzlich unnütz verwerfen, das doch so allgemein aufgenommen ist, und so vielen Nachdruck hat? Keineswegs: Braucht es immerhin, und hütet Euch nur vor dem Mißbrauch desselben. Denn, meines Bedünkens, hat der unbestimmte Gebrauch desselben zu manchem Mißverständnisse Anlaß gegeben, und viele schlimme Folgen nach sich gezogen. Wenn ich die Verfasser recht verstehe, welche über den Geschmack geschrieben haben, so stellen sie sich denselben als

ein

ein absönderliches Vermögen der Seele vor: So wie der Verstand in wissenschaftlichen Dingen über das Wahre und Falsche urtheilt, so urtheilt der Geschmack in den schönen Künsten über das Schöne und Häßliche, und ist darüber der einzige Schiedsrichter. Nun hat man das als ein ausgemachtes Axiom angenommen, daß man nicht mehr Ursachen annehmen müsse, als zur Hervorbringung einer Würkung nothwendig sind. Wenn also die bekannten Vermögen der Seele hinreichend sind, diejenigen Wirkungen hervorzubringen, welche man dem Geschmacke zuschreibt, wozu sollen wir denn noch den Geschmack annehmen? Müssen wir denselben nicht als ein Geschöpf der Einbildung verwerfen?

Daß aber die allgemein bekannten Vermögen der Seele zu diesem Zweck hinreichend seyn, ist meines Bedünkens sehr klar. Damit ihr Euch aber selbst überzeugen könnt, so durchgehet nur die verschiedenen schönen Künste und Wissenschaften: Die Dichtkunst, die Beredsamkeit, die Musick, die Malerey, die Baukunst. Ist etwas in allen diesen Künsten, das nicht durch das Genie, wenn es anders durch einen richtigen und geübten Verstand geleitet wird, zu Stand gebracht werden kann? Mir wenigstens ist nichts bekannt: Wer Genie und Verstand besitzt, wird von allen Verhältnissen, Harmonien, Verschiedenheiten,

Schön-

Schönheiten und allen übrigen Vorzügen den Grund anzugeben wissen. Sie sind wirkliche Ursachen, die in der Natur vorhanden sind; und ich finde sie hinlänglich. Was ist denn der Geschmack? Wenn wir denselben als ein besonderes Vermögen ansehen, ist er etwas mehr als ein leerer Name?

Wenn die schönen Künste dem Genie und dem Verstand ihren Ursprung zu danken haben, so können sie gewiß auch über diese Künste urtheilen. Je nachdem sie in Graden verschieden sind, schaffen oder beurtheilen sie: Ein grosser Grad von Genie bildet den vollkommenen Künstler, und ein geringerer Grad von Genie, mit destomehr Verstand verbunden, den scharfsinnigen Kunstrichter. Daher läßt sichs erklären, warum die grösten Mathematiker bey allem ihrem richtigen und scharfen Verstand über Dichtkunst und Beredsamkeit oft schlechte Richter abgeben. Es fehlt ihnen nämlich an Genie dazu: Und dieses läßt sich auch auf andere Künste ausdehnen.

Das aber verdient noch bemerkt zu werden, daß man zwar bey den Künsten angefangen hat das eingebildete Vermögen des Geschmacks zu realisiren; allein man schränkte den Geschmack nicht nur auf die Künste ein. Gleich einer anstekenden Krankheit breitete er sich auch über die Geschäfte des gemeinen Lebens, über die Mode und die Kleidung aus: Sogar die Philosophen mußten

sich

sich nach dem Geschmacke richten. Selbst in der Sittenlehre ward er zum Maaßstab angenommen: Man machte eine gewisse innere Empfindung, ein moralisches Gefühl, zur Urquelle von Pflicht und Verbindlichkeit; und zwar, wie ich fürchte, mit grossem Nachtheil. In allen Künsten ist es schädlich, wenn man alles aus chimärischen, oder garzu subtilen metaphysischen Grundsäzen erklären will; aber noch weit gefährlicher ist es in der Sittenlehre, d. i. in der Kunst gut zu leben.

Wenn man mich also fragt: Ob ich den Gebrauch des Worts Geschmack gestatte? So antworte ich: Ja, nämlich als ein Wort, das einen zusammengesetzten Begrif in sich schließt; insofern der Geschmack das Resultat des durch Uebung vervollkommneten Genie und Verstandes ist. Allein in der gewöhnlichen Bedeutung, wenn man den Geschmack als ein von dem Verstand ganz verschiedenes Principium, und als einen unabhänglichen Gesetzgeber ansiehet, kann ich keinen Geschmack annehmen; und ich glaube auch, daß der Gebrauch dieses Ausdrucks viele Dunkelheit und Verwirrung verursachet hat.

„Allein man stellt den Geschmack als ein Ge„fühl vor; nicht als eine Handlung des Ver„standes, sondern als eine Empfindung des Her-

„ zens. „ (*) Ein neuer Mißverstand, meines Bedünkens. Denn was ist das alles, was man durch das neumodische Wort Empfindung, Gefühl ausdrücken will? Der Verstand billigt oder mißbilligt, und mit diesen Handlungen hat die Natur einen gewissen Grad von Vergnügen oder Schmerz verbunden: Allein diese folgen so geschwind auf jene, daß wir die Wirkung und die Ursache nicht voneinander unterscheiden können: Da die Empfindung einen stärkern Eindruck macht, so vergessen wir darüber die vorhergehende Handlung des Verstandes, und nennen beyde zusammen Empfindung.

Ich hoffe, man werde mir diese kleine Ausschweifung in die Metaphysick, zu der mich mein Gegenstand verleitet hat, verzeihen. Was ich gesagt habe, wird manchem neu oder vielleicht unbegründet vorkommen: Allein ich wollte auch nichts behaupten, sondern nur meine **Meynung** sagen. In so kützlichen Sachen, wo man bey der Untersuchung sehr wahrscheinlich auf verschiedene Meynungen fällt, ist es immer besser, man sey in

(*) Dieser Ausdruck wird nur in solchem metaphorischem Sinne bey den Alten gebraucht: Liebe, **Neigung** zu etwas: Z. B. Gustus veræ laudis; Gustus virtutis. Aber niemals als ein Talent, oder Vermögen, es in einer Kunst weit zu bringen, oder darüber zu urtheilen.

in seinem Urtheil bescheiden; wähle sich die wahrscheinlichste Meynung aus, und lasse die übrigen auf ihrem Werth und Unwerth beruhen.

Davon aber bin ich überzeugt, daß man jeden, der einen Versuch wagt, die alte Einfalt wieder zurückzuführen, aufmuntern soll. Allein da die Mode einmal gewisse Begriffe festgesetzt hat, so läuft man Gefahr, daß andere das alte für neu ansehen; und daß man eben die Begierde, das alte wieder hervorzusuchen, für eine Neuerungssucht ansiehet.

Wenn indessen jemand den Gebrauch des Worts Geschmack, insofern er ein von Genie und Verstand ganz verschiedenes Vermögen ist, beybehalten will, so werd ich darüber nicht mit ihm streiten. Denn über blosse Wörter und Töne mag ich nicht gerne zanken. Nur das möcht ich wünschen, daß man dabey alle Verwirrung vermeiden, und mit diesem Wort einen bestimmten deutlichen Begriff verbinden würde. Allein das bin ich, ich gestehe es nach reifer Ueberlegung, nicht im Stand zu thun.

Ich habe diese allgemeinen Anmerkungen darum vorausgeschickt, weil ich glaubte, sie würden im Verfolg über ein und anders Licht geben. In der folgenden Vorlesung werd ich zur Hauptsache übergehen, und Euch den Plan zu meinen folgenden Vorlesungen vorlegen. Gegenwärtig will ich

nur noch über die Art und Weise meines Vortrags ein paar Anmerkungen beyfügen.

Erstlich, muß ich etwas zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich mich nicht der lateinischen Sprache bedient habe, in welcher, nach unsern Gesetzen, academische Vorlesungen gehalten werden sollten. Ohne mich jetzt in eine weitläuftige Untersuchung einzulassen, ob es vortheilhaft oder nicht vortheilhaft sey, in einer todten Sprache zu schreiben, welches mich allzuweit führen würde, will ich nur das anmerken, daß ich unsere Sprache zu meinem gegenwärtigen Vorhaben dienlicher finde. Mein Hauptzweck ist, der Beredsamkeit aufzuhelfen; und in was für einer Sprache müssen wir reden? In unsrer Muttersprache, wir mögen jetzt Advocaten, oder Staatsmänner, oder Prediger seyn. Darauf müssen sich also unsere Vorschriften vorzüglich beziehen; daraus müssen wir unsere Beyspiele entlehnen; und das geht in einer gelehrten Sprache nicht so leicht an: Denn ob es gleich nichts seltenes ist, bey Abhandlungen in unserer Muttersprache lateinische Stellen einzuschieben, so würde hingegen ein lateinischer Aufsatz mit eingeschaltenen Stellen aus unserer Sprache lächerlich herauskommen.

Man möchte mir ferner den Einwurf machen, ich habe meine Anmerkungen und Regeln über die Beredsamkeit gar zu oft durch Beyspiele aus den

den Dichtern erläutert. Man möchte fragen, ob es nicht schicklicher und nützlicher wäre, sie aus den Rednern zu entlehnen? Warum müssen wir alle Augenblicke in unserm Lauf aufgehalten, und in eine andere Kunst fortgerissen werden? Dafür hab ich drey Gründe anzugeben. Einmal, weil die Dichtkunst und Beredsamkeit so nahe miteinander verbunden sind, daß man in den meisten Fällen die Beyspiele aus der einen auf die andere anwenden kann: Demnach, weil die poetischen Beyspiele kürzer, hiemit solchen Vorlesungen angemeßner, und dem Gedächtniß faßlicher sind: Drittens, weil die Dichter das Künstliche weniger verbergen, sich kühnerer und stärkerer Zierrathen bedienen, und folglich zu Erläuterungen und Beyspielen besser zu gebrauchen sind. Ueberdem machen eingestreute Verse in dem Vortrag eine Verschiedenheit welche unterhaltend ist, und die Aufmerksamkeit schärft. Aus diesem Grund hab ich es gewagt, einige wenige eigene poetische Einfälle einzumischen: Nicht als Muster zur Nachahmung; denn ich weiß gar wohl, daß ich zur Dichtkunst wenig Geschick habe, sondern nur zu einer unterhaltenden Abänderung.

Endlich, wisset Ihr alle, daß der Hauptendzweck dieser Vorlesungen ist, daß wir Euch die Kunst zu reden lehren, und zu einer guten, deutlichen und angenehmen Aussprache Anleitung ge-

ben: Und diesem Stück ist gleichwohl in meinen Vorlesungen ein sehr enger Raum angewiesen. „ Wie läßt sich nun das entschuldigen? „ Allerdings läßt es sich entschuldigen; und zwar damit, daß es unmöglich ist, in einem zusammenhängenden Vortrag die Lehre von der Aussprache mit Nutzen abzuhandeln. Allgemeine Regeln, ohne Versuche dieselben anzuwenden und ins Werk zu setzen, helfen da nicht viel: Sondern man muß sich oft, und in Gegenwart eines verständigen Mannes, üben, der auf die Aussprache Achtung giebt, den der sich übt wo es nöthig ist unterbricht, ihm seine Fehler bemerkt, ihm den Ton giebt, ihm zeigt wo er absetzen muß, und ihm alles wie es seyn soll selbst vormachen kann. Daher hab ich mir in meinen Vorlesungen einen Gegenstand ausgewählt, der sich besser behandeln läßt, und, wie ich hoffe, nicht ohne allen Nutzen: Daß ich Euch nämlich richtige Begriffe von der wahren Beredsamkeit beybringe. Der Aussprache wollen wir unsere gewöhnlichen wöchentlichen Vorlesungen wiedmen, und bitten Euch zugleich, in Absicht auf diese, mehr auf unsere Regeln, als auf unser Beyspiel Acht zu haben.

Zwote

Zwote Vorlesung.

Ueber die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Beredsamkeit bey den Alten.

Kaum ist eine Kunst, über die man öfter und weitläuftiger geschrieben hat, als über die Redekunst. Ein Beweis, daß man sowohl die Würde als die Schwierigkeiten dieser Kunst wohl zu schätzen gewußt. Abhandlungen, die zu dem Endzweck, wie die gegenwärtigen, bestimmt sind, können einen so weitläufigen Gegenstand wie die Redekunst ist, nicht umfassen. Allein so schwer es ist diese grosse Arbeit in Abhandlungen, wo die Kürze eine wesentliche Eigenschaft ist, würdig auszuführen, so sehr übersteigt sie auch meine Kräfte. Meine Absicht gehet also nur dahin, solche Stücke auszuwählen, die man entweder noch nicht so genau untersucht hat, oder die uns wahrscheinlich zu den nützlichsten Beobachtungen Anlaß geben werden. Ohne mich an die pünktliche Regelmässigkeit der Systeme zu binden, werd ich dennoch eine gewisse Ordnung beobachten; denn auch Versuche müssen eine gewisse Me-

thode haben. Damit Ihr also die Bahn, durch welche ich Euch führen möchte, einiger Massen übersehen könnt, werd ich Euch dieselbe kürzlich entwerfen.

Erstlich werden wir von dem Ursprung und dem Wachsthum der Beredsamkeit unter den Alten reden; hiernächst einige Nachrichten von den berühmtesten Werken über diese Kunst, die uns aus dem Alterthum übrig sind, mittheilen: Darauf soll die Geschichte der Beredsamkeit in den neueren Zeiten, mit einigen Anmerkungen begleitet, folgen. Dieses wird uns auf einiche Gedanken über die Nachahmung führen: Wir werden demnach die Beredsamkeit in ihren verschiedenen Verhältnissen gegen die Menschen betrachten, insofern sie erstlich ihre Vernunft, zweytens ihre Leidenschaften, und drittens ihre äussern Sinnen beschäftigt; und in diesem letztern Abschnitt werden wir von der Schreibart oder dem Ausdruck reden, inwieferne darunter die Zierrathen, die Composition, und die Figuren begriffen sind. Endlich werden wir uns bemühen, aus diesen Anmerkungen einen practischen Nutzen zu ziehen, und sie zu unserm Vortheil auf die Beredsamkeit desjenigen Standes anwenden, welchem der gröste Theil meiner Zuhörer gewiedmet ist.

Wir haben also ein weites Feld vor uns. Allein ich werde mich so kurz als möglich zu fassen suchen; minderwichtige Sachen nur berühren

damit

damit ich mich bey der Hauptsache länger aufhalten könne, und allgemein bekannte Anmerkungen so wenig als möglich widerholen. Ohne ängstlich etwas sonderbares zu suchen, werd ich mich bemühen zu unterrichten ohne zu ermüden, und wo möglich zu unterhalten ohne auf Nebenwege zu führen.

Die Gabe der Sprache war den Menschen zu vortreflichen Absichten gegeben: Sie sollten dadurch einander ihre Bedürfnisse entdecken, ihre Geschäfte und Arbeit erleichtern, und vermittelst dieses Werkzeuges Unterricht, Rath, Ermunterung und Trost mittheilen. Auch dieses Vermögen äussert gleich den übrigen natürlichen Vermögen seine Wirksamkeit bey verschiedenen Menschen in verschiedenen Graden. Daher haben einige Völker schon sehr frühe dieses Vermögen so sehr vervollkommnet, daß sie sich vor allen übrigen merklich auszeichneten, und dadurch in den Stand setzten, weit mehr zum Vortheil und Vergnügen derjenigen beyzutragen, in deren Gesellschaft sie lebten. Und dieser Vorzug mußte natürlicher Weise in grössern Gesellschaften sichtbarer seyn, als unter zerstreuten Personen oder kleinen Familien: Noch weit sichtbarer aber in Gesellschaften, die zu einem gewissen Grad von Grösse gestiegen sind. Denn in diesen letzteren fanden sich weit mehrere und verschiedenere In-

teressen; die Angelegenheiten wurden immer zahlreicher und verwickelter; folglich ward eine vorzügliche Geschicklichkeit in der Sprache immer nützlicher; und der, welcher sie besaß, mußte sich immer mehr Ansehen erwerben. Auch mußte dieses wahrscheinlicher Weise in Gesellschaften, wo die Freyheit herrschte, eher als unter einer despotischen Regierung erfolgen; weil in dieser die Gewalt herrscht, in jenen hingegen die Ueberredung. Wo wird man aber die Kunst der Ueberredung mit grösserem Fleiß betreiben, als da wo sie am meisten Einfluß hat?

Wir dürfen also eine auch nur mittelmässige Beredsamkeit nicht im Orient aufsuchen; so wahrscheinlich es ist, daß die Künste daselbst zuerst geblühet haben, da dieser Theil des Erdballs schon sehr früh, und fast durchgehends dem monarchischen Scepter unterworfen war. Das wird man leicht einsehen, daß, wenn ich den Orient nenne, ich das jüdische Volk ausnehme, dessen heilige Denkmäler Beyspiele der erhabensten Beredsamkeit enthalten; Allein diese hatten einen göttlichen Ursprung, und gehören also nicht zu unsrer gegenwärtigen Untersuchung, die sich nur auf menschliche Werke einschränkt.

Eben so wenig müssen wir die Beredsamkeit in Egypten suchen, obgleich dieses Land die Quelle der Künste gewesen ist. Der daselbst herrschende

Geist

Geist der Geheimnisse, und die hieroglyphischen Zeichen, worein sie ihre ganze Gelehrsamkeit versteckten, waren Todfeinde der Beredsamkeit. Einzig beschäftigt, ihre Gedanken zu malen, vergassen sie die Kunst, sie mit Worten auszudrüken. Wenigstens sind keine Denkmäler übrig, aus denen wir schliessen könnten, daß sie sich jemals mit Fleiß auf die Verbesserung dieser Kunst gelegt hätten. Hingegen traffen verschiedene Ursachen zusammen, welche diese Kunst in Griechenland blühend machten: Die Freyheit, eine Mutter aller Künste und Wissenschaften, vorzüglich der Beredsamkeit: Die Menge der unabhängigen Staaten in Griechenland, welche beständige Zwiste, Bündnisse und Verträge veranlassete, und folglich den Talent zur Beredsamkeit nie ungenutzt liegen ließ; die Kaufmanschaft, die man schon frühe zu treiben anfieng, und welche allezeit die Einsichten der Menschen erweitert, ihre Entwürfe ausbreitet, und sie miteinander bekannter macht; jene grosse Rathsversammlung endlich, welche Amphictyon stiftete, worinne das Interesse der verschiedenen griechischen Staaten gegen einander abgewogen, und alle ihre Streitigkeiten entschieden wurden. Denn natürlicher Weise muß da die Kunst zu reden sehr verbessert werden, wo man, ohne Machtsprüche zu befürchten, seine Angelegenheiten frey vertheidigen kann.

Wir haben keine Geschichte von dem ersten Ursprung und dem stufenweisen Wachsthum dieser Kunst in Griechenland; aber das wissen wir gewiß, daß sie schon zu Homers Zeiten auf einen ziemlichen Grad der Vollkommenheit gestiegen ist, da er uns drey vorzügliche Arten der Beredsamkeit an dreyen von seinen Helden geschildert hat: Die kurze, deutliche und ungeschmückte an dem Menelaus; die wortreiche, einschmeichelnde und pathetische am Nestor; die starke, lebhafte und hinreissende am Ulysses. Wir finden auch viele Stellen in seinen Gedichten, worin er die Beredsamkeit, und die Achtung welche man schon damals grossen Redneren erwies, ungemein rühmet. Und da man ziemlich zuverlässig annehmen darf, daß Homer die Sitten seiner Zeiten nach der Natur geschildert habe, so kann man auch daraus schliessen, daß die Beredsamkeit schon zu den Zeiten des Trojanischen Kriegs bekannt und geschätzet war. Damit stimmt auch die Nachricht überein, welche uns Pausanias giebt, daß die erste Schule der Redekunst in Griechenland nicht lange vor dem Trojanischen Krieg unter der Regierung des Theseus sey geöffnet worden.

Allein unter allen griechischen Staaten brachte Athen diese Kunst zu ihrer höchsten Vollkommenheit; Und dazu trug besonders das Genie der

Athenien-

Athenienser, ihre Regierungsform, und die Beschaffenheit ihrer Gesetze sehr vieles bey.

Erstlich, war das Genie des Volkes dieser Verbesserung sehr günstig. Die Athenienser waren dapfer, Freunde der Freyheit, der Handlung sehr ergeben, von lebhaftem Verstand, eitel, ausnehmend neugierig, unbeständig, und in alles was neu war verliebt: Alles Eigenschaften, die sie bewogen, diejenigen zu bewundern und aufzumuntern, welche im Stande waren, sich durch schöne und wohl ausgearbeitete Reden Beyfall zu erwerben.

Demnach erleichterte ihre Regierungsform die Redekunst ungemein: Alle Staatsangelegenheiten wurden in dem Rath der 500. Männer vorgetragen: Wurden sie da genehmigt, so trug man sie der Versammlung der 5000. vor: Und bey ganz ausserordentlichen Vorfällen hatte jeder Bürger das Recht, seine Stimme zu geben. Waren aber nicht diese verschiedenen Scenen der Berathschlagung, wo sich die Versammlung immer vergrösserte, gleichsam so viele Hörsäle, worin jeder Atheniensische Senator die Redekunst lernen und vervollkommnen konnte?

Ebensoviel trug drittens der Geist ihrer Gesetze zur Erreichung dieses Endzweckes bey. Dahin gehört jenes Grundgesetz, nach welchem ein jeder, der ein obrigkeitliches Amt verwaltet,

oder

oder einen öffentlichen Auftrag übernommen hatte, vor dem ganzen Volk von seinem Verhalten Rechenschaft ablegen mußte: Dahin gehört das Gesetz, nach welchem jeder Kläger mit Einziehung seiner Güter und Verbannung bestraft wurde, wenn der Beklagte mit mehr als zwey Drittheil Stimmen losgesprochen worden. Demnach durfte niemand in der öffentlichen Versammlung reden, wenn er noch nicht ein gewisses Alter erreicht hatte; kein offenbarer Verbrecher; keiner der sich der Ungezogenheit, der Feigheit oder Schwelgerey ergeben hatte: So konnte auch ein jeder, der ein neues Gesetz in Vorschlag brachte, wenn dasselbe als schädlich und gefährlich verworfen wurde, zur öffentlichen Verantwortung gezogen werden; konnte er sich nicht vertheidigen, so ward ihm eine grosse Geldbusse auferlegt. Diese und andere Gesetze, die ich noch anführen könnte, trugen offenbar sehr viel zur Aufnahm der Beredsamkeit bey.

So gieng auch meines Bedünkens jenes Gesetz des Areopagus auf eben diesen Zweck, welches jedem Sachwalter eine nachdrückliche Strafe auferlegte, der es wagte, bey seinem Vortrag die Leidenschaften der Richter in Bewegung zu setzen. Denn obgleich das Pathetische einen wichtigen Theil der Beredsamkeit ausmacht, so ist doch der Mißbrauch desselben, wenn man die eigentliche

Streitfrage verläßt, und nur an die Leidenschaf-
ten des Richters appellirt, eine der vornehmsten
Ursachen des Verfalls der Beredsamkeit: Und es
ist sehr wahrscheinlich, daß man jene genaue,
richtige und philosophische Methode, die den Athe-
niensischen Redneren eigen war, gröstentheils
diesem weisen Gesetze zu danken hat.

Alle diese zusammentreffenden Ursachen mach-
ten, daß die Beredsamkeit das vornehmste, ja
beynahe das einzige Mittel war, sich den Zugang
zu Staatsbedienungen zu öffnen. Am allerdeut-
lichsten sahe man dieses zu den Zeiten des Pericles,
der die Athenienser, ungeachtet ihrer Liebe für
die Freyheit, mit einer fast unumschränkten Ge-
walt beherrschte. Verschiedene grosse Eigenschaf-
ten erhoben ihn auf diese Höhe, und erhielten ihn
darauf; aber vorzüglich seine ausnehmende Be-
redsamkeit, worinn er, nach dem einstimmigen
Zeugniß der Geschichtschreiber, alle Redner die
vor ihm gelebt weit übertroffen. Er wird uns in
seinen Reden als donnernd und blitzend beschrie-
ben, woraus wir schliessen können, wie stark
und eindringend seine Beredsamkeit gewesen sey.

Um diese Zeit hatte Griechenland einen Ueber-
fluß an Rednern, welche ohne Vorbereitung re-
den konnten und Sophisten genennt wurden.
Diese nahmen es auf sich, aus dem Stegreif,
worüber man wollte, zu schwatzen, und jeden

Rechts-

Rechtshandel zu vertheidigen. Durch diesen ausserordentlichen Talent erwarben sie sich einen ungemeinen Ruhm. Aus den Fragmenten, die uns von ihnen übrig geblieben sind, siehet man wohl, daß sie bey aller ihrer Nachlässigkeit und Eitelkeit dennoch viel Geschicklichkeit besessen, und zur Verfeinerung und Vervollkommnung der griechischen Sprache nicht wenig beygetragen haben.

Auch Socrates, dieser grosse Verbesserer des menschlichen Verstandes, that der Beredsamkeit keine geringe Dienste, indem er nicht nur die unrichtigen Schlüsse dieser Sophisten widerlegte, sondern auch ihre falsche Zierrathen lächerlich machte: Und sein Schüler Plato brachte durch sein Beyspiel sowohl als durch seine Vorschriften die Beredsamkeit sehr nahe zu ihrer Vollkommenheit. Allein wir werden in einer der folgenden Abhandlungen den Anlaß haben, weitläufiger von ihm zu reden.

Um eben diese Zeit erschien auch die Geschichte, die sich bisher nur in einem schlechten Gewand hatte sehen lassen, mit allen den Reitzungen geschmückt, welche die Beredsamkeit ihr leihen konnte: Rein, leicht, fliessend war sie im Herodotus; ausgearbeitet, gründlich und erhaben im Thucydides: Dieser letztere hat, nebst der ausserordentlichen Lebhaftigkeit in seiner Erzählung, viele vortrefliche Reden eingerückt, die mit der

grösten

grösten Kürze und Stärke geschrieben sind, und seine Geschichte besonders für diejenigen brauchbar machen, welche einst öffentlich reden wollen: Für diese ist er, wiewohl mit einiger Abänderung, in besondern Fällen, ein vortreflicher Muster. Sein Styl ist ausnehmend kurz und gedrungen, mehr für das Cabinet als für eine grosse Versammlung gemacht. So sparsam er aber im Ausdruck ist, so reich ist er an Gedanken: Subobscurus Thucydides, sagt Cicero, verborum prope numerum sententiarum numero consequitur; daher war er schon damals schwer zu verstehen, und jetzt ist er noch dunkler.

Bey dieser Gelegenheit darf ich den Isocrates nicht vergessen, der zwar nicht unter die Redner vom ersten Range gehörte, aber doch ein glückliches Werkzeug zur Vervollkommnung der Beredsamkeit war. Von der Natur mit einem fähigen und fruchtbaren obgleich nicht erhabenen Genie, mit einem sanften Naturell und feinen Sitten begabt, eröffnete er der Beredsamkeit einen neuen Pfad, der mit seiner Gemüthsart übereinstimmend, blumenreich und sanft war. Er war der erste, der die Composition vervollkommnete: Er lehrte, wie man die Perioden harmonisch schliessen müßte; und da die Prose bisher roh und holpericht war, so schränkte er sie zuerst in gewisse Füsse, und in ein musicalisches Ebenmaaß ein.

Da er überdieß ein sehr hohes Alter erreichte, und lange das Haupt einer berühmten und blühenden Schule war, so wurde ganz Griechenland voll von seinen Schülern, die ihres Meisters zierliche und feine Methode allenthalben ausbreiteten.

Endlich erhob Demosthenes die Beredsamkeit auf den höchsten Gipfel: Er hatte sich nach diesen Mustern, besonders nach dem Plato, dessen Schüler er in seiner Jugend war, und nach dem Thucydides gebildet, dessen Geschichte er wie man sagt achtmal abgeschrieben hat, um sie dem Gedächtnisse recht tief einzuprägen. Mit der Erhabenheit und der Majestät jenes Philosophen vereinigte er die Gründlichkeit und die gedrungene Kürze dieses Geschichtschreibers; und mit beyden verband er noch das Feuer und die Heftigkeit des Pericles: Gleich geschickt zu unterrichten, zu rühren, und zu überzeugen. Untersucht seine Reden mit der grösten Aufmerksamkeit, und ihr werdet nichts überflüssiges, nichts müssiges, nichts flitterhaftes, nichts aufgeschraubtes, nichts falsch erhabenes, nichts erkünstelt pathetisches antreffen: Alles scheint kunstlos, leicht und einfältig; aber unter dieser anscheinenden Einfalt ist Nachdruck, Stärke, Hoheit, und ein unwiderstehliches Feuer verborgen. Wenn er die Unkosten zu einem unvermeidlichen Kriege überschlägt, so ist kein Mathematiker so genau, so methodisch, als er: Er-

zählt

zählt er eine Begebenheit, so ist sein Ausdruck rein, deutlich und faßlich: Muß er seinen Mitbürgern das Beyspiel ihrer bessern Ahnen zur Nachahmung empfehlen, mit wie vielem Pompe Hoheit und Pracht thut er das! Homers Verse fliessen nicht mit so viel Reichthum und Harmonie! Will er die schlimmen Sitten seiner ausgearteten Mitbürger bestrafen, welche Hitze, welche Kühnheit! Aber, mit wie viel Zügen der Zärtlichkeit und des theilnehmenden Mitleidens vermischt!

(*) „Ueberlegt doch einmal, ihr Athenienser, „euern wahren Zustand: Denn so hoch ist Philippus Uebermuth gestiegen, daß er Euch nicht „einmal mehr die Wahl läßt, ob ihr in Ruhe „bleiben, oder die Waffen ergreifen wollt. Er „droht, und spricht im stolzen entscheidenden Ton: „Nicht zufrieden mit den Städten, die er schon „bezwungen hat, strebt er immer nach neuen „Eroberungen; indem wir hier sorglos und unthätig sitzen, zieht er das starke Netz über unsern Häuptern zusammen. Wenn wollet ihr „euch doch, unglückliche Athenienser, gegen ihn „in Verfassung setzen? Wenn er einen Theil seiner Absichten schon erreicht hat? Wenn die „Noth an den Mann geht? – Was sollen wir denn „von unserm bisherigen Verhalten urtheilen? „Nichts kann einen redlichen Mann mehr krän-

 ken,

(*) *Demosthenes* Philipp. I. c. 4.

„ ken, als die beschämende Erinnerung seines
„ schlechten Betragens. Wollt ihr immerhin selbst
„ an euerm Unglück arbeiten? Nur beständig
„ auf den öffentlichen Pläzen herumlaufen, und
„ einer den andern fragen, was giebts Neues?
„ Kann ein Neuigkeit wichtiger seyn, als diese:
„ Ein Macedonier unterdrückt die Athenienser,
„ und beherrschet Griechenland nach seiner Will-
„ kühr? Ist Philippus todt? — Nicht doch;
„ aber krank ist er: Nun, das kann euch gleich
„ viel gelten, welches von beyden wahr sey; ihr
„ werdet euch bald einen andern Philippus auf
„ den Hals laden. „

Grosses, erhabnes Genie! Fürst, bald hätt ich gesagt, Gott, der Beredsamkeit! Du hast den rechten Weg ausgefunden, die Herzen der Menschen zu gewinnen. Mit ehrgeitzigen Bemühungen bestreben wir uns, doch nur in einer sehr weiten Entfernung, deinen Fußstapfen zu folgen; denn auch nur eine mässige Aehnlichkeit mit dir ist manchem Originale weit vorzuziehn.

Allein ich kehre wieder zu meiner Erzählung zurück. Nach dem Tode des Demosthenes nahm die Beredsamkeit bald ab, und zulezt verschwand sie ganz aus Griechenland. Nach einer Reihe von vielen Jahren sehen wir sie bey den Römeren wider aufleben, welche erst die Griechen durch die Waffen bezwungen, und ihnen nun auch den

Ruhm

Ruhm der Künste entreissen wollten. Allein bey ihnen fand sie nur einen kurzen Aufenthalt, so glücklich und glänzend sie war: Sie nahm sehr bald ab; und nach wenigen und schwachen Bemühungen versank sie zuletzt mit dem Reiche selbst in der allgemeinen Ueberschwemmung der Barbaren: Gleich dem Rhein, der lange sein breites Beth füllt, dann nach und nach in seinem Laufe sich in verschiedene Canäle theilt, immer abnihmt, und endlich vom Sande verschlungen wird und verschwindet.

Indessen muß ich doch über die Geschichte der Beredsamkeit bey den Römern ein paar Anmerkungen machen. Die erste, auf die ich mich hernach mehr als einmal berufen werde, ist diese: Daß die Dichtkunst bey den Römern weit früher auf einen gewissen Grad der Vollkommenheit gestiegen ist, als die Beredsamkeit. **Ennius**, **Terenz** und **Plautus** hatten den Ruhm der Römischen Muse schon auf einen sehr hohen Grad gebracht, da man noch von keinem Redner etwas wußte: Und so weit wir im Stand sind zu urtheilen, gieng es in Griechenland eben so: Wir haben keine Ursache zu vermuthen, daß zu der Zeit gute Prose zum Vorschein gekommen sey, da in der Iliade die Dichtkunst schon in ihrem mittäglichen Lichte glänzte. Ich glaube auch, daß diese Beobachtung allgemein wahr ist; und

meines Bedünkens läßt sich das daraus erklären: Menschen, die kaum aus dem Stande der Unwissenheit kommen, erstaunen über alles was ausserordentlich ist; sie werden ins Wunderbare verliebt; nichts gefällt ihnen als was sie bewundern können. Daher kam es, daß die Dichtkunst, die sich durch ihre harmonische Töne, durch einen edeln Ausdruck, durch etwas übernatürliches, durch eine eigene und gleichsam fremde Sprache empfohlen, gleich im Anfang gefiel, entzückte, und mit Fleiß bearbeitet wurde: Hingegen ward viele Zeit, Nachdenken und Erfahrung dazu erfordert, die Kräfte des Verstandes zur Zeitigung zu bringen, und den Menschen die Wahrheit auch in ihrem einfältigen ungekünstelten Kleide liebenswürdig zu machen. Aristoteles bestätigt diesen Grund. Er bemerkt nämlich: (*) Daß die ersten Redner den poetischen Styl affectirt; allein je mehr Einsichten sie bekommen, destomehr haben sie sich auch zu einem einfältigen natürlichen Ausdruck herabgelassen: Und darinne, sagt er, konnte ihnen das Beyspiel der Dichter selbst Unterricht geben; denn diejenigen, welche für das Theater schrieben, mußten nicht nur ihre Erdichtungen wahrscheinlicher machen, sondern auch in ihrem Styl sich mehr zu der Sprache des gemeinen Umgangs herablassen.

Die

(*) Rethor. Lib. III.

Die andere Anmerkung ist diese: Die Dichtkunst hat bey den Römern ein weit höheres Alter erreicht, als die Beredsamkeit: Diese starb mit dem Cicero ab, noch ehe jene den höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht hatte. Und späth unter den Römischen Kaysern, da die Beredsamkeit schon lange erstorben war, erschien die Römische Muse in den Gedichten des Claudians noch mit manchen Reitzungen; nur nicht mit der Reinlichkeit und der majestätischen Einfalt früherer Zeiten. Wahrscheinlich ist dieses die Ursache: Weil ein unumschränkter Monarch, wenn er anderst großmüthig denkt, und die Staatskunst verstehet, dichtersche Genies mehr aufmuntern und unterstützen kann, als eine Republick: Dagegen ist die Freyheit die einzige Mutter der Beredsamkeit; nur in freyen Staaten windet man ihr Lorbeerkränze. Ich könnte noch ein Beyspiel von einer benachbarten Nation auf dem festen Land, die unter einer monarchischen Regierung steht, anführen: Diese hat verschiedene vortrefliche Dichter aufzuweisen, aber wenige grosse Redner; um sich davon zu überzeugen, darf man nur ihre besten academischen und geistlichen Reden lesen.

Ich kehre wieder nach Griechenland zurück, welches ich nicht verlassen kann, so lange von der Beredsamkeit die Rede ist. Bey den Griechen rührte der Verfall der Beredsamkeit hauptsächlich

aus zwo Ursachen her. Die einte ist der Verlust ihrer Freyheit. Zuerst kamen sie unter die Herrschaft der Macedonier, und hernach der Römer. Von der Zeit an verwandelte sich ihre Liebe zum Vaterland in Privatparthеylichkeit; ihre Beredsamkeit verlor sich in sclavischen Lobreden, und niedrigen Schmeicheleyen: Und ihre ganze Gelehrsamkeit bestund in einer eiteln, wortreichen und streitsüchtigen Philosophie. Die andere Ursache war die Menge der fremden Einwohner und Sitten, welche nach Alexanders Eroberungen im Orient Griechenland überschwemmten, ihre Sitten verderbten, das Gift der Wollust und Weichlichkeit unter ihnen ausbreiteten, und den Asiatischen Geschmack in ihre Sprache und Schriften einführten, der durchaus dem Attischen entgegengesetzt, da jener hochtrabend, schwülstig und weitschweifend, dieser hingegen rein, zierlich und körnicht war.

Es ist der Mühe werth, hier die Aehnlichkeit zu bemerken, mit welcher die Beredsamkeit in Athen und Rom in gleichen Graden abnahm. Nach dem Tod des Demosthenes und Phocion bemerkte man diese Abartung gar bald in den Schriften des Demetrius Phalereus, eines sehr angesehenen und tugendhaften Mannes, der aber, nach Ciceros Bericht, zuerst die Beredsamkeit ihres einfältigen männlichen Schmucks beraubte,

und ihr ein üppiges weibliches Kleid anzog. Er war der erste, der allenthalben Zierrathen, gezwungene Wendungen, schimmernde Ausdrücke, affectirte Antithesen, und alle die kleinen, artigen, hübschen Sächelgen, die vielleicht in Epigrammen noch angehn, aber der Wahrheit und dem gesunden Verstande nachtheilig sind, anzubringen suchte. Timeus der Sicilier vermehrte diese Fehler, nach dem Zeugnisse Longins, mit einer übertriebnen Neuerungssucht und einem blumenreichen Styl. Endlich finden wir die letzten Funken der Beredsamkeit, um die Zeiten des Kaysers Julian, in den Schriften des Libanius und andrer Sophisten; meistens hochtrabende, schwülstige, langweilige Declamationen. So endigte sich die Beredsamkeit in ihrem höchsten Alter, als in einer zweyten Kindheit, da wo sie anfieng; in einem Blumenreichen poetischen Styl.

Eben so war die stuffenweise Abnahme der Beredsamkeit in Rom beschaffen. Die ersten Verderbnisse derselben bemerkt man im Vellejus Paterculus; noch mehrere im Seneca, dessen Schriften von jenen obenangeführten schönen Kleinigkeiten vollgestopft sind. Lucius Florus ahmte die Schreibart des Seneca nach, und der jüngere Plinius trieb diese Feinheiten aufs höchste. Selbst der grosse und tiefdenkende Tacitus konnte dieser ansteckenden Seuche nicht ganz entgehen:

Vermuthlich wollte er seinen sonst trocknen Vortrag dadurch angenehmer machen, und vermischte, aus Besorgniß er möchte den Lesern mißfallen, seinen Ausdruck mit fremden poetischen Ausdrücken. Ausonius und die übrigen späthern Lobredner fielen noch tiefer in kalte, frostige, weitschweifende Declamationen; bis endlich nach diesem langen dunkeln Abend die Nacht der Barbarey hereinbrach, und die alles überschwemmende Gothen und Vandalen jeden Funken von Gelehrsamkeit und Beredsamkeit auslöschten.

Wir könnten aus dem gesagten manche nützliche Lehre für uns selbst herleiten; und das ist auch der gröste Vortheil den wir aus der Geschichte ziehen können: Wir könnten, wenn es die Zeit erlaubte, nicht ganz unähnliche Abänderungen bey uns aufweisen. Indessen glaub ich doch, daß wir noch nicht so tief herabgesunken sind. Nur ein Symptom von dem Verfall der Beredsamkeit trift augenscheinlich ein: Wir haben wirklich das Zeitalter des falschen Witzes, gekünstelter Wendungen und eines blumichten Styls erlebt: Lauter Fehler, vor denen man junge Leute nicht genug warnen kann. Allein wir werden im Verfolge Gelegenheit haben, weitläufiger hierüber zu reden.

Ich habe mir vorgenommen, diese Abhandlung mit einigen Muthmassungen über einen Punkt

zu beschliessen, der den Gelehrten viel zu schaffen gemacht hat, und auch ungleich ist entschieden worden: Ich meine die Vergleichung der Beredsamkeit bey den Griechen und bey den Römern.

Wenn wir auch annehmen, daß das Genie zur Beredsamkeit bey beyden Nationen gleich groß gewesen, welches aber noch sehr zweifelhaft ist, so sind doch meines Bedünkens noch andere Gründe da, welche zum Vortheil der Athenienser entscheiden sollten. Erstlich: Weil die Beredsamkeit zu Rom, da die republicanische Regierung im grösten Flor war, in den Zeiten der Tugend und Freyheit, gar nicht studirt wurde. In der ganzen Zwischenzeit von der Niederlage des Pyrrhus an, bis auf die gänzliche Zerstörung von Carthago durch den jüngeren Scipio, lebte kein Redner welcher Aufsehen machte: Nachher aber blieb nur ein Schattenbild von der Republick übrig; die grossen Bewegungen welche man in Rom machte, hatten nicht so fast die Erhaltung der Freyheit als die Entscheidung der Oberherrschaft zum Zweck. Erst in diesem letzten Zeitpunkt fieng die Beredsamkeit an zu blühen. Allein, dieses war in der That eine allzustürmische Zeit für eine noch so zarte Pflanze: Denn wenn sonst gleich unruhige und verwirrte Zeiten sehr oft viel zur Stärkung der Beredsamkeit beytragen, weil sie zufälliger Weise den Verstand schärfen,

sen, und die ganze Seele in Bewegung setzen, so hat doch dieses nur bey derjenigen Beredsamkeit statt die schon einen gewissen Grad von Stärke erlangt hat, stark genug ist jede Schwierigkeit zu überwinden, und durch die Hitze des Streites selber neue Kräfte bekömmt; keineswegs aber bey derjenigen die kaum hervorgekeimt, und bey so stürmischer Witterung nicht aufschiessen kann, oder doch wenigstens in ihrem Wachsthum gehindert wird. Und dieß war der Fall in Rom: Antonius und Crassius waren die ersten berühmten Redner, und nach ihnen Hortensius und Tullius; diese alle blüheten in den unruhigsten und verderbtesten Zeiten der Republick: In den Schriften des Cicero raste sich die sterbende Freyheit noch zum letztenmal auf, und mit ihm gieng beydes Freyheit und Beredsamkeit, zu Grund. In Athen war es ganz anderst: In den glückseligsten Zeiten dieser Republick, vom Themistocles an bis auf den Tod des Phocion, wurden die Beredsamkeit, und die schönen Künste und Wissenschaften, mit eben dem Eifer betrieben als die Kriegskunst. Daher können wir wahrscheinlicher Weise schliessen, man habe sie zu Athen mit weit besserm Erfolge getrieben, als zu Rom, wo sie zu einer Zeit cultivirt wurde, da die Sitten durchgehends verderbt waren, und die Republicanische Freyheit ihrem Untergang entgegeneilte.

Zwey-

Zweytens: War die Zeit, in welcher die Beredsamkeit zu Rom getrieben wurde, weit kürzer als zu Athen; daher darf man sich auch nicht wundern, wenn die Römer es in dieser Kunst nicht so weit gebracht haben als die Griechen. Denn, wie wir schon bemerkt, Antonius und Crassus waren die ersten berühmten Redner bey den Römern; und ein Menschenalter nach ihnen, Tullius der letzte: Hingegen blühete die Beredsamkeit zu Athen von Solon und Pisistratus an bis auf den Demetrius Phalereus, durch einen Zeitraum von ungefehr 280. Jahren.

Drittens: Gab meines Erachtens in diesem Stück den Griechen ihre Sprache vor den Römern aus grosse Vortheile: Die ungemeine Biegsamkeit dieser Sprache, die Menge ihrer verschiedenen Selbstlauter und Wortendungen, ihr ausserordentlicher Reichthum und Wohlklang, die Leichtigkeit mit welcher die Griechen ihre Ausdrücke abändern und durch die Zusammensetzung neue und bedeutendere Worte erfinden konnten, die Menge und Bestimmtheit ihrer Partikeln welche beydes zum Nachdruck und zur Deutlichkeit vieles beytrugen; das alles waren wichtige Vortheile, welche die Griechen in den Stand setzten, ihre Gedanken über jeden Gegenstand in einem leichten und schönen Kleid auftreten zu lassen: Da aber im Gegentheil die Sprache der Römer bey weitem

tem nicht so reich, so harmonisch und biegsam war, so mußten sie zur Kunst ihre Zuflucht nehmen: Und um diese Mängel zu vergüten, fielen sie auf so harte und unangenehme Versetzungen, daß ihre Schriften dadurch eine gewisse Steifigkeit und Zwang bekamen, welche nicht selten die Sachen selbst verdunkelten, und durch den einförmigen Ton ihrer Perioden dem Ohr unangenehm wurden.

Wenn wir endlich die Entscheidung der Verdienste dieser beyden Völker um die Beredsamkeit auf die Vergleichung ihrer beyden größten Redner ankommen lassen, so wird meines Erachtens auch dieses meine Meynung bestätigen. Ausserordentliche Fähigkeiten zur Beredsamkeit können wir freylich dem Cicero nicht absprechen: Wo treffen wir eine so fruchtbare Einbildungskraft, so feine und doch so richtige Gedanken, so viel Reichthum und doch zugleich so viel Reinigkeit des Styls an? Lesen wir seine Lobreden, mit wie vieler Bescheidenheit sind sie doch erhaben, wie zierlich sind sie und dabey wie ungezwungen, wie reich an Gedanken und doch wie wenig weitschweiffend? Wie künstlich weißt er die Herzen seiner Zuhörer zu gewinnen? Wie leicht ist es ihm, die Leidenschaften, die sanftern vornehmlich, Mitleid und Kummer, in Bewegung zu setzen? Darinne übertraf ihn kein Redner. Auf der andern Seite

muß

muß man eingestehen, daß Demosthenes einige dieser Vorzüge gar nicht, und die meisten nicht in dem Grade besessen hat. Allein, ersetzt er nicht diese Mängel, wenn es je wahre Mängel sind, durch eine Menge weit wichtigerer Vollkommenheiten? Wie stark, wie gedrungen, wie feurig und unwiderstehlich hinreissend ist seine Beredsamkeit! Wie viel Deutlichkeit, Kürze, Richtigkeit, Nachdruck, Grösse, Feuer, welch ein göttlicher Enthusiasmus herrscht in seinen Reden! Jener lockt Euch euern Beyfall ab, und dieser reißt Euch dazu hin: Jener bringt Euch durch künstliche Umwege auf seine Seite; dieser aber zwingt Euch, seine Parthey zu ergreifen; Jener gleicht einem stillen sanften Flusse, der nach und nach sein Ufer untergräbt, und da durchfließt wo es die Beschaffenheit des Bodens am besten zuläßt; und dieser einem reissenden Strome, der in seinem schnellen Lauf alles mit sich fortreißt, und sich mit Gewalt sein Beth gräbt: Jener unterhält, schmeichelt, überredet; dieser überzeugt, erschüttert, reißt hin. (*) Wenn ihr den Cicero leset, so

(*) Maucrois macht zwischen diesen zwey Rednern folgende Vergleichung: „Hé bien, devinez à quoi „je compare Demosthéne & Ciceron? Le premier „à vos bons vins de Bourgogne, & le second „aux notres de Champagne. Dans le vin de „Bour-

so könnt ihr euch nicht enthalten, den Redner zu bewundern und auszurufen: „Wie künstlich, wie „ fein und rührend ist seine Sprache! Das ist ein „ unvergleichlicher Redner!„ Aber leset den Demosthenes; augenblicklich verliert ihr seine Person aus dem Gesicht, und das was er sagt nimmt euere ganze Seele ein. Leset seine Philippischen Reden, und alle Augenblicke werdet ihr in Versuchung gerathen auszurufen: „Kommt, eilt zu den „ Waffen! Ins Feld gegen Philipp, diesen Tyrann, „ diesen treulosen Feind unsers Vaterlands!„ Das Feuer des Redners wird sich euch mittheilen: Ihr werdet Athenienser, und jeder aus euch ein Demosthenes werden.

Laßt

„ Bourgogne il y a plus de force, plus de vi„ gueur; il ne ménage pas tant son homme, il „ le renverse plus brusquement. Voila Démosthéne. Le vin de Champagne est plus fin, plus „ delicat, il amuse davantage & plus long-temps; „ mais enfin il ne fait pas moins d'effet. Voila „ Ciceron. Et comme les buveurs sont partagez „ sur l'excellence de ces deux vins, & qu'à une „ même table, où l'on sert de l'un & de l'autre, chacun „ se declare pour son gout particulier; donnons aux „ lecteurs une semblable liberté sur ce qui regarde „ Ciceron & Démosthéne.„

V. Oeuvres posthumes de Msr. de Maucroix p. 385. Paris. 1710.

Laßt uns also diese zwey grosse Muster der Beredsamkeit, die beyde in ihrer Art vortreflich sind, fleissig studiren und zu Rath ziehen; den Demosthenes aber vorzüglich, diese Zierde Athens, den sich Tullius selbst zum Muster gewählt hatte: Denn wenn bey ihm noch Fehler anzutreffen sind, so muß man sie nicht dem Künstler, sondern der Kunst zuschreiben. Laßt uns ihn mit allem Fleiß lesen, ihn unserm Gedächtnisse einprägen, und so viel möglich ist nachahmen; und wir können versichert seyn, daß wir alsdann Neigung für die wahre Beredsamkeit bekommen werden, wenn wir an seinen Schriften Vergnügen finden. (*)

(*) Ille se profecisse sciat, cui *Cicero* valde placebit. *Quintil.* L. X. C. 1.

Dritte Vorlesung.

Ueber die Schriften des Aristoteles und Cicero von der Beredsamkeit.

Ich gehe nun, zufolge meines Entwurfes zu einigen Anmerkungen über die berühmtesten Schriften von der Beredsamkeit, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben sind, fort. Allein meine Absicht ist gar nicht, weitläuftige Auszüge daraus zu machen, oder eine vollständige Recension darüber zu schreiben; dieses würde mir nicht nur zu viel Zeit wegnehmen, sondern auch von keinem grossen Nutzen seyn, da ich hoffen darf, diese Originalschriften werden von Euch ohnehin fleissig studirt, und aller Eurer Aufmerksamkeit würdig geachtet. Ich werde Euch also nur einige Anmerkungen vorlegen, die Euch theils Lust machen sollen noch näher mit diesen Schriften bekannt zu werden; theils bey dem wirklichen Studium derselben Euch nützlich seyn können.

Aristoteles ist der einzige unter den Griechen, der eine vollständige Abhandlung über die Redekunst geschrieben hat, die ganz bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Wer es sich angewöhnt, nur die Versuche der neuern Kunstrichter, die

gar zu oft aus wenigen flüchtigen Beobachtungen zusammengesetzt, und mit einigen Zierrathen der Einbildungskraft ausgeschmückt sind, zu lesen, dem wird vielleicht des Aristoteles Buch von der Redekunst bald im Anfang unangenehm werden: Sein Werk ist die Frucht einer langwierigen Arbeit und eines fleissigen Beobachtungsgeistes; er führt alles auf seine Ursachen zurück, und aus diesen leitet er alle verschiedenen Wirkungen her. Dazu wird nun die ununterbrochne Aufmerksamkeit des Lesers nothwendig erfordert: Daher hat sein Werk bey dem ersten Anblick ein ernsthaftes abschreckendes Ansehen; und wo wir uns nur Vergnügen versprochen hatten, sehen wir nicht wenig Arbeit vor uns. Allein laßt Euch dadurch nicht abschrecken; denn ihr könnt versichert seyn, daß Eure Arbeit am Ende vollkommen belohnet wird, wenn ihr nur die Sorgfalt darauf verwenden wollt, welche die Wichtigkeit der Sache verdienet.

Der Entwurf des Verfassers ist überhaupt folgender: Nachdem er von der Rethorik diese Definition gegeben: Daß sie die Kunst sey, bey jedem Gegenstand dasjenige auszufinden, was zur Ueberzeugung des Zuhörers am schicklichsten ist; zeigt er ihre nahe Verwandschaft mit der Vernunftlehre: Wie diese ist sie in der Natur des Menschen gegründet; sie sucht ihren Endzweck,

die Belehrung oder die Ueberzeugung durch die gleichen Mittel, nämlich durch Beweise, zu erreichen: Daraus leitet Aristoteles den grossen Nuzen dieser Kunst, besonders in Rücksicht auf den grössern Haufen der Menschen, her, weil sie strenge logikalische Beweise entweder nicht verstehen, oder ihnen solche nicht gefallen. Er durchgeht hiernächst die verschiedenen Arten der Beredsamkeit: Die Berathschlagende, die Gerichtliche, und die Beweisende. In der Berathschlagenden sucht man zu zeigen was nützlich oder schädlich ist, oder man vergleicht den inneren Werth zweyer Güter, oder man wiegt das Anständige gegen das Nützliche ab: Die Gerichtliche vertheidiget das Eigenthum oder die Ehre wenn sie angegriffen werden, oder greift sie an wenn andere sie vertheidigen: Die Beweisende endlich beschäftigt sich mit dem Ruhm der Tugend, oder mit dem Tadel des Lasters. Bey jeder lehrt der Verfasser, was ein Redner vorher wissen müsse, um in derselben wohl und mit gutem Erfolg zu reden; und zeigt kürzlich die Quellen an, woraus er in jeder seine Beweise schöpfen kann.

Bis hieher handelt er von der Beredsamkeit nur insoferne sie eine Kunst des Verstandes ist. Allein da bekannter Maassen die Leidenschaften der Menschen sich bey allen wichtigen Angelegenheiten mit einmischen, so muß der Redner, welcher über-

reden

reden will, auch diese gewinnen; und das macht den Innhalt seines zweyten Buchs aus: Er zeigt nämlich darinne, in was für einem Zustand die Menschen bey jeder Leidenschaft seyn; aus welchen Ursachen dieser verschiedene Zustand herrühre; und mit was für einer Classe von Menschen sich jede Leidenschaft beschäftige. Hierzu setzt er noch einige Gedanken über die Verschiedenheit der Sitten und Denkensart der Menschen, welche aus der Verschiedenheit des Alters, des Stands oder der Glücksumständen entspringen. Dieser Theil seines Werks enthält dasjenige, was der Beredsamkeit insgemein die gröste Bewunderung und den glücklichsten Erfolg verschaffet; er ist die Frucht tiefer Einsichten und eines ausserordentlichen Scharfsinnes: Daher ward er auch immer für ein Meisterstück angesehen, von unzähligen Schriftstellern nachgeahmt, aber von keinem erreicht.

In seinem letzten Buche handelt er von dem Ausdruck oder dem Styl. Die Vorzüge eines guten Styls sind: Die Reinigkeit, die Deutlichkeit, die Bestimmtheit, und die Zierlichkeit. In diesem letzten Hauptstück durchgehet er die Figuren und die Composition oder die Anordnung der Worte: Und endlich beschließt er sein Werk mit einer kurzen Betrachtung über die verschiedenen Theile welche eine vollkommne Rede ausmachen; nämlich den Eingang, die Erzählung, die Beweise,

weise, und den Beschluß; und zeiget zugleich den Endzweck und den Nutzen eines jeden Theils.

Damit Ihr aber dieses Werk mit Vortheil lesen, und Euch davon richtige Begriffe machen könnt, so empfehl ich folgende zwo Anmerkungen eurer sorgfältigen Prüfung.

Erstlich: Die Staatsverfassung in Athen, und die Gemüthsart seiner Einwohner war so beschaffen, daß die Beredsamkeit sehr viel bey ihnen gelten mußte; und denjenigen sehr nützlich ja beynahe unentbehrlich war, die sich zu Staatsbedienungen emporschwingen wollten. Die Beredsamkeit war es, welche neue Gesetze einführte, Magistratspersonen erwählte oder entsetzte, über Krieg und Frieden abschloß: Sie spornte ihre Heere zur Dapferkeit an, und ein Feldherr mußte die Redekunst beynahe eben so gut als die Kriegskunst verstehen. Man mußte also sehr begierig werden die Beredsamkeit mit vielem Eifer zu studiren, da man so viele Vortheile davon einerndten konnte. Daher kam es auch, welches beynahe allezeit geschiehet wenn der Strom der Gewohnheit einmal einen gewissen Lauf genommen hat, daß so viele Ansprüche auf diese Kunst machten, und es, so wenig Fähigkeiten sie dazu hatten, unternahmen, andere darin zu unterrichten: Und daß ganz Griechenland, nach dem Zeugniß der Geschichtschreiber dieser Zeit, mit unzähligen

schlechten

schlechten und mittelmässigen Schriften über die Beredsamkeit überschwemmt wurde. Daher mußten diejenigen, welche öffentlich reden wollten, den Pfad der ungekünstelten Natur, als den von jedermann betrettenen Weg, verlassen, und ihre Zuhörer durch etwas ungewöhnliches zu überraschen und zu vergnügen suchen. Obgleich auch zu der Zeit, da Aristoteles schrieb, die Beredsamkeit in dem Demosthenes ihre höchste Stufe erreicht, so hatte sich doch schon damals ein falscher Geschmack überall verbreitet, und die Herzen der Menschen von der Liebe zur Einfalt und Wahrheit abgeführt. Zwey Fehler äusserten sich vornehmlich: Der erste war eine ängstliche Sorgfalt für den Ausdruck, für die Annehmlichkeit und die Harmonie des Styls, welche man dem Körnichten im Styl und der Stärke der Beweise weit vorzog. Dieser Mißbrauch kam von der grossen Achtung her, die man viele Jahre vorher, und noch damals, dem Isocrates erwies: Man ahmte nämlich seine Beredsamkeit unglücklich nach. Vielleicht hatte er selbst, ungeachtet er über der Verschönerung des Styls, der Abwägung der Worte, und der Entdeckung der Regeln des Wohlklangs grau geworden, diese Sorgfalt doch zuweit getrieben; da er, wie man aus seinen Schriften siehet, im Ausdruck zwar rein und schön, aber doch matt und nicht selten

gezwungen ist. Dieses war auch sehr wahrscheinlich das Urtheil, welches Aristoteles von ihm fällte, der seine Redekunst hauptsächlich in der Absicht schrieb, diesen berühmten Lehrer zu widerlegen. Denn er pflegte zu sagen: „Wenn Isocra„tes die Redekunst lehrt, so ist es für mich eine „Schande zu schweigen.„ Er bemühte sich daher zuerst und am allermeisten, die Grundsätze der Beredsamkeit festzusetzen, und die Aufmerksamkeit mehr auf die Sachen als auf die Worte zu richten: Und nachdem er einmal diesen Hauptpunkt ins Reine gebracht, gab er auch in Absicht auf die Sprache solche Vorschriften, die mit der Natur und Vernunft übereinkamen. Der zweyte eben so gemeine Fehler war dieser: Es waren viele Redner gewohnt, sich beynahe mit nichts anders zu beschäftigen, als die Leidenschaften ihrer Richter in Bewegung zu setzen: Darin wurden sie, wie Aristoteles sagt, durch die allgemein angenommene Meynung derjenigen Lehrer der Beredsamkeit bestärkt, welche glaubten, die ganze Kunst bestehe darinn daß man den Beyfall seiner Zuhörer gewinnen könne, und welche daher nach diesem Hauptendzweck alle ihre Vorschriften einrichteten. Allein ein solches Verfahren ist geradezu wider alle Vernunft und wider die Gesetze der bestgeordneten Staaten, welche bey wichtigen Untersuchungen jeden

Versuch, die Leidenschaften zu erregen, verbieten. (*)

Indessen da solche Methode wahrscheinlich da von sehr gutem Erfolge seyn mußte, wo einem ganzen Volke die Entscheidung der wichtigsten Sachen überlassen war, so hatte auch diese Art von Beredsamkeit die meisten Bewunderer zu Athen. Als ein Beyspiel, wie sehr man diesen pathetischen Ton mißbraucht habe, lese man nur den Beschluß der Rede des Eschines gegen Ctesiphon, eines Redners der nach dem Demosthenes den ersten Rang gehabt zu haben scheint, und sogar mit ihm um den Preiß gestritten hat: „ Und nun (sagt er) Erde, und Sonne, und „ Tugend und Klugheit, und Wissenschaft, durch „ die wir das Erhabene von dem Niedrigen un„ terscheiden! Ich habe ausgeredet; ich bin mei„ ner Republik beygestanden. Ist meine An„ klage gerecht, und verdien ich den Beyfall des „ Volkes, so hab ich geredet wie ich wünschte; „ und, war sie unvollkommen, wie ich konnte. „ Sprecht nunmehr, dem zufolg was gesagt und „ zugegeben worden, ein Urtheil aus das dem Nu„ zen und der Ehre dieses Staats angemessen ist.„

Sein Gegner Demosthenes macht nicht ohne Grund diese Stelle lächerlich, (†) als eine leere schwül-

(*) Aristot. Rhet. L. 1.

(†) *Demosthenes* pro Corona.

schwülstige Declamation, die sich besser aufs Theater als zu einem ernsthaften Proceß schicke, in welchem durch eine genaue und unpartheyische Untersuchung der Charackter zwey angesehener Männer aus ihren Handlungen beurtheilt werden sollte. Konnte nun Eschines, ein so erfahrner und berühmter Redner, diesen groben Fehler begehen, und eine sonst vortrefliche Rede so schlecht beschliessen, was für ellende und ausschweifende Exclamationen werden sich denn wohl die Redner von dem gewöhnlichen Schlage erlaubt haben?

Diesem grossen Mißbrauch wollte unser Verfasser durch seine Vorschriften abhelfen, und zeigen, daß ein Redner, um den Beyfall seiner Zuhörer zu erlangen, vor allem aus ihren Verstand überzeugen müsse: Daß er in der Absicht seiner Materie gewachsen, und mit den wichtigsten Beweisen für alle vorkommenden Sachen versehen seyn müsse; Daß demnach die Auszierung, und die Erregung der Leidenschaften nur die zweyte Stelle verdienen; und zwar müsse man auch darin der Leitung der Vernunft folgen, die uns gar nicht lehre, durch ausschweifende Figuren und unbestimmte Ausrufungen die Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Daher giebt er uns eine vollständige Beschreibung von den Ursachen, Wirkungen und Aeusserungen jeder Leidenschaft, und leitet daraus deutliche und richtige Grundsätze zu ihrer Behandlung her. Die

Die zweyte Anmerkung, die ich Euch empfehle, ist diese; Wir müssen von dem Werke des Aristoteles nicht mehr erwarten, als der Verfasser eigentlich in demselben lehren wollte; und zwar aus dem Grund: Er schrieb eigentlich nur für diejenigen, die öffentlich in grossen Rathsversammlungen, oder vor dem gesammten Volk auftreten, und über Staatsangelegenheiten oder gerichtliche Processe reden mußten. Daher wird der Dichter, der Geschichtschreiber, der Weltweise für seine besondere Wissenschaft oder Schreibart hier wenige Anweisungen finden; Denn ob sie gleich auch in den allgemeinen Plan der Beredsamkeit gehören, so gehörten sie doch nicht in das Fach, welches sich unser Verfasser zu bearbeiten gewählt hatte.

Auch müssen wir um deswillen, daß Aristoteles unter den nothwendigen Eigenschaften eines Redners der Rechtschaffenheit keine Erwähnung thut, nicht glauben, daß er darüber gleichgültig gewesen sey. Er bleibt immer bey seinem besondern Zwecke, bey der Ueberredungskunst; und da die Sprache und der äussere Schein der Tugend zu seinem Zweck hinreichet, so redet er auch nur von diesen, und überläßt das Wesentliche einer andern Wissenschaft. Seine Absicht ist nur, seine Soldaten zur Schlacht vorzubereiten, ihnen Waffen zur Prob in die Hände zu geben, und sie in dem Gebrauch derselben zu unterrichten. Allein

was

was die Gerechtigkeit der Sache betrift, da überläßt er es den Moralisten, mehrere Anweisung zu geben.

Es würde nun überflüssig seyn, noch etwas zum Ruhm dieses Werks hinzuzusetzen. Doch verdient noch das bemerkt zu werden, daß es, ausser der abgezweckten Anleitung zur Beredsamkeit, dem aufmerksamen Leser noch zwey Vortheile verschaft, die es vorzüglich jungen Leuten sehr nützlich machen. Einmal ist dieses Werk ein vollkommenes Muster von guter Ordnung: Wer diese sorgfältig darin wahrnimmt, wird auch lernen seine eignen Gedanken in rechte Ordnung bringen. Jeder Abschnitt ist eine vorbereitende Einleitung zu dem folgenden; dieser bestätiget den vorhergehnden: So ist das ganze Werk von Anfang bis zum Ende ein festes, regelmässiges, wohlaufgeführtes Gebäude, ganz ohne alle Ungleichheit und ohne Lücken: Da man in den meisten Lehrbüchern über die Beredsamkeit, auch in denen die sonst sehr viel gutes enthalten, manches überflüssiges, manches das nicht an seiner gehörigen Stelle stehet, antrift, welches nothwendig den Leser verdrüßlich macht oder ihn verwirret. Demnach können wir auch aus diesem Werke lernen, unsere Gedanken kurz ausdrücken. Es sind zwar alle Schriften des Aristoteles in einem gedrungnen Styl geschrieben, aber vorzüglich diese: Da ist kein

müssi-

müssiger Ausdruck, kein Wort ohne Nachdruck: Und dieses giebt allen Arten von Schriften ihr Leben, Geist und Stärke; vorzüglich aber macht diese gedrungene Kürze die Seele didactischer Schriften aus: Alle Regeln müssen da kurz seyn, damit sie der Verstand und das Gedächtniß desto leichter fassen können.

Auch das, was bey der Kürze allemal das vornehmste ist, aber selten dabey gefunden wird, die Deutlichkeit nämlich, findet man hier damit vereinigt. Die Schwierigkeiten, welche darin vorkommen, rühren offenbar nicht von dem Ausdrucke her, der durchaus bestimmt und nachdrücklich ist; sondern bald von der Tiefe und Feinheit seiner Gedanken, bald von den eingemischten logikalischen Kunstwörtern. Aristoteles hatte in der Vernunftlehre so viele Verbesserungen eingeführt, daß man beynahe sagen kann, er habe eine neue Logick erfunden. Daher zeigte er allezeit eine so grosse Liebe für dieselbe, daß er sie bey allen Anlässen zum Vorschein brachte; so daß, wenn wir seine übrigen Schriften vollkommen verstehen wollen, wir nothwendig seine Logick in der Originalsprache lesen sollten. Vor Zeiten hatte man darauf gar zuviel Zeit verwendet; jetzt denkt man gar zu verächtlich davon, und verwirft sie, meines Erachtens unbedachtsamer Weise, gänzlich. Wenn wir auch keinen andern Grund hätten

diese letztere Schrift zu lesen, als weil sie zu einer richtigen Kenntniß andrer Schriften der alten Weltweisen und Kunstrichter beynahe unentbehrlich ist, so sollten wir sie auch nur um deswillen nicht auf die Seite legen. Hat man sich vor diesem in gar zu viele Subtilitäten eingelassen, so stehen wir jetzt gewiß in Gefahr, in einen noch schlimmern Fehler zu verfallen, nämlich bey der Oberfläche stehen zu bleiben, und uns mit eiteln Schönheiten zu sättigen.

Unter den Römern schrieb **Tullius** vieles über die Beredsamkeit: Ein beträchtlicher Theil davon ist verloren gegangen; doch ist uns die wichtigste Abhandlung, nämlich sein **Redner** in drey Büchern, übrig geblieben. Er schrieb dieses Werk nach einer ganz andern Methode als **Aristoteles**: Nämlich nach der Manier des **Plato**, in Gesprächen; und dadurch wurde es unterhaltender. Der gute Ruf der eingeführten Personen, die mehrentheils Männer von grossem Ansehen waren; die Beschreibung ihrer verschiedenen Characktere und Denkungsart; das Abstechende in ihren Gesprächen welches daher rührte, und sich durchaus erhält; die Verschiedenheit ihrer Meynungen; die freundschaftliche Hitze und Feinheit mit welcher sie ihre Streitfragen behandelten: Das alles verschaffet dem Leser eine Art von dramatischer Belustigung, und entfernt zugleich jene Trocken-

heit,

heit, womit eine lange Kette von Grundsätzen und Regeln fast allemal begleitet ist. Allein auf der andern Seite hat diese Methode auch die Unbequemlichkeit, daß dadurch der Vortrag oft gar zu weitläuftig wird: Die Vorreden, die Characktere der Personen, ihre wechselseitige Lobsprüche oder Vertheidigung, die oft unterbrochenen Beweise (welches freylich kaum zu vermeiden war, wenn er die Lebhaftigkeit des Gesprächs unterhalten wollte) hindern den Leser an vielen Orten, und entziehen seinem Blick die Hauptsache für eine Zeitlang. Hierzu kömmt noch die eigene Schreibart des Cicero, welche nicht so gedrungen und scharfsinnig, als des Aristoteles seine, war. Daher fällt er so oft auf Sachen, die eigentlich nicht zu seinem Hauptzwecke dienen: Bald schreibt er der Beredsamkeit eine Lobrede: bald untersucht er, ob ein Redner mit dem ganzen Kreise der Wissenschaften bekannt seyn, bald ob er ein Rechtsgelehrter seyn müsse? Bald ob die Beredsamkeit oder die Philosophie den Vorzug verdiene? Dieß alles sind Episoden, die zwar mit seiner Materie in einicher Verbindung stehen, aber nicht als Theile zum Ganzen gehören; und doch nehmen sie den grössern Raum des ersten Buchs ein, welches ausserdem nur noch einige Anmerkungen über die drey Gattungen der Beredsamkeit deren wir oben erwähnt, und über die

Theile einer Rede, einige Anweisungen zur Aussprache, und endlich eine Anzeige derjenigen Wissenschaften enthält, deren Kenntniß zur Erlernung einer richtigen und gründlichen Beredsamkeit am meisten beytragen kann. Bis hieher ist Crassus die Hauptperson. An seiner Stelle trittet Antonius im zweyten Buch auf, und redet weitläuftiger von den verschiedenen Gattungen der Materien; von den verschiedenen Theilen einer Rede, ihrem Endzweck und Nutzen. Darauf handelt er von den Leidenschaften; und in diesem allem geht er sehr wenig von dem Aristoteles ab. Hierauf breitet er sich weitläuftig über eine Materie aus, welche die Griechen kaum berührt hatten, und läßt den Cäsar, über die Kunst witzig zu scherzen und fein zu spotten, reden: Eine Kunst, die bey öffentlichen Schutzreden sehr oft gute Wirkung that, deren Anwendung aber mit grossen Schwierigkeiten begleitet ist: Endlich beschließt er mit einigen Anmerkungen über das Gedächtniß. In dem dritten Buch trittet Crassus wieder auf, und handelt von dem Ausdruck oder dem Styl. Diese ganze Kunst setzt er in zwey Dingen: In dem Schmuck, welcher der Rede Majestät und Hoheit giebt; und in der Kunst angemessen, oder so zu reden, wie es die Natur der Sache erheischet. Er unterscheidet zwo Arten des Schmuckes: Die eine erstreckt sich über die ganze Rede, giebt der-

selben

selben Würde und Anmuth, und erweckt die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Zuhörer: Die andere bestehet in dem rechten Gebrauch der Figuren, welche nur in gewissen Theilen der Rede angebracht werden müssen. Um sein Ganzes vollkommen zu machen, empfiehlt er eine grosse Sorgfalt bey der Composition; und in diesem Abschnitt durchgehet er mit der grösten Genauigkeit, die Wortfügungen, die Ausarbeitung der Perioden, und den Wohlklang. Endlich beschließt er sein Werk mit einigen Anleitungen zu einer richtigen, lebhaften und angenehmen Action, als einer höchstwichtigen Eigenschaft des Redners.

Dieß ist der Hauptinhalt des letzten Buchs, welches meiner Meynung nach, so vortreflich die beyden erstern sind, den Vorzug verdient; und das konnte man auch natürlicher Weise erwarten, weil **Cicero** in Absicht auf die Zierrathen der Rede alle Redner weit übertroffen hat.

Es kann in der That nichts angenehmers seyn, als zwey der grösten Männer des Alterthums auf der gleichen Laufbahn zu beobachten, und das, was sie bey ihren ausserordentlichen aber verschiedenen Talenten in der gleichen Sache geleistet haben, miteinander zu vergleichen. Wenn wir zwischen diesen zwo berühmten Schriften eine Parallele ziehen sollen, so müssen wir folgendes Urtheil darüber fällen:

Bayerische Staatsbibliothek München

In jedem von diesen Werken leuchtet allenthalben der Charackter des Verfassers hervor: Dem Griechischen sieht man es an, daß es einen Mann zum Urheber hat, der sich an tiefsinnige Speculationen, an ernsthafte Wissenschaften, und an ein anhaltendes Denken gewöhnt hat; kurz ein feines, durchdringendes, gründliches Genie: Das Lateinische verräth einen Verfasser, der lange wichtige Staatsbedienungen bekleidet hat, und viel Weltkenntniß besitzet; ein reiches, angenehmes, delicates Genie. Der eine schreibt stark, nachdrücklich, gedrungen; der andere beredt, leicht, reichhaltig. Jener hält sich nur an die Vernunft, dieser nimmt auch die Einbildungskraft zu Hülfe. Man kann des Aristoteles Werk mit einem weitläuftigen Magazin vergleichen, das mit allen einem Redner dienlichen Materialien und Werkzeugen im Ueberfluß versehen ist, wo aber eben dieser Ueberfluß Unordnung zu verursachen scheint: Bey diesen verschwendeten Schätzen, und da jeder Winkel vollgestopft ist, scheinen oft die wichtigsten Sachen so nachläßig aufeinander geworfen, als wenn es nur ganz gemeine Sachen wären. Cicero hingegen hat ein viel kleineres Vorrathshaus; und das meiste ist aus jenem entlehnt: Aber er hat alles so zierlich und glänzend gemacht, alles mit soviel Kunst in Ordnung gestellt, daß es weit vortheilhafter ins Aug fällt, und jede Kleinigkeit

einen

einen gewissen Werth bekömmt. Jener hat den Vorzug in dem Nachdruck; dieser in der Schönheit.

Aristoteles verweilt sich nie lange bey dem gleichen Gedanken, er ist sehr kurz; hie und da entdeckt man dem Anschein nach unvollkommne aber kühne und meisterhafte Züge. Cicero bringt jeden Gedanken zur höchsten Vollkommenheit, und sein ganzes Werk ist mit der geduldigsten und ausgesuchtesten Kunst ausgearbeitet. So wie Cicero in seinen philosophischen Abhandlungen den Redner hervorstechen läßt, indem er seiner trocknen Materie Leben und Schönheit giebt; so erscheint hingegen Aristoteles als ein Philosophe wenn er über die Beredsamkeit schreibt; er gehet bey allem auf die ersten Ursachen zurück, und sucht alles, so viel möglich, auf bestimmte Grundsätze zu bringen. Aristoteles unterhält eure Aufmerksamkeit dadurch, daß er eure Neugierde befriediget; er gefällt euch, weil ihr immer etwas lernen könnet. Cicero hingegen hat wenig Neues; aber es sey noch so alt, so kann er ihm alle Reitze der Neuheit geben. Wenn ihr den Aristoteles leset, seyt ihr in dem Zustand eines Reisenden, der durch ein fremdes Land gehet; alles gefällt ihm, weil er mit jedem Schritte neue Aussichten vor sich sieht. Cicero hingegen führt euch in zwar schon bekannte, aber durch Natur und Kunst so ver-

schönerte Gegenden, daß ihr euch nie satt sehen könnt; ihr sehet zwar nur gewöhnliche Sachen, aber immer in einem gefälligen Lichte.

Diesen Vorzug muß man dem Cicero lassen; er schreibt nicht nur über die Redekunst, sondern er ist selbst ein vortreflicher Redner: So wie er seine Lehren vorträgt, sind sie zugleich Muster dessen so er lehren will. Hingegen übertrift ihn ohne Zweifel Aristoteles an Einsicht, Scharfsinn, Gründlichkeit, und männlicher Kürze. Wenn ihr gar nicht fähig seyt, in der Beredsamkeit einige Fertigkeit zu erlangen, so werdet ihr aus dem Werke des Cicero wenig Nutzen schöpfen. Hingegen läßt sich in Absicht auf die Rethorick des Aristoteles behaupten, daß jeder aufmerksame Leser, aus dem grossen Reichthum von gesundem Verstand, aus der ausgebreiteten Kenntniß der menschlichen Natur, und aus den merkwürdigen Beobachtungen, welche das eigenthümliche Verdienst dieses mit vielem Scharfsinn und Genauigkeit geschriebenen wichtigen Buchs ausmachen, allemal viele Vortheile ziehen wird.

Noch bleiben uns andere merkwürdige Schriften über die Beredsamkeit übrig: Allein wir wollen sie auf die nächste Vorlesung versparen.

Vierte Vorlesung.

Der Tempel der Beredsamkeit.
Ein Gesicht.

Ich hatte mir vorgenommen den in der vorhergehenden Vorlesung angefangenen Entwurf fortzusetzen, und Euch auf die gleiche Weise einige andere berühmte Schriften über die Beredsamkeit, die uns aus dem Alterthum übrig geblieben sind, bekannt zu machen: Vorzüglich diejenigen, welche uns Quintilian und Longin hinterlassen haben. Allein da ich überlegte, daß Euch dieser sehr wohl bekannt, und jener durchaus leicht und zugleich höchst brauchbar sey, so zweifelte ich, ob es besser wäre Auszüge aus ihren Schriften zu machen, oder aber Euch auf die Originale selbst zu weisen.

Indem ich dieses überdachte, fiel mir ein kleines Werkgen in die Hände, welches Euch wahrscheinlich unbekannt ist. So sehr die Art des Vortrags in demselben von der unsern verschieden ist, so nahe ist doch die Sache selbst mit unserer Materie verbunden. Ich dachte also, ich würde mich durch Mittheilung desselben nicht von meinem Zweck entfernen, und Euch zugleich auf eine angenehme Weise unterhalten. Es ist ein griechi-

sches Gedicht, dessen Verfasser unbekannt ist. Aus einigen historischen Anspielungen läßt sich vermuthen, daß es ungefehr um das siebente Jahrhundert geschrieben worden; Der Styl riecht freylich sehr stark nach der Barbarey dieses Zeitalters; doch ist der Plan desselben aller Aufmerksamkeit werth. Ich werde euch also dasselbe von seinem poetischen Schmuck entblößt, in einem kurzen Auszuge vorlegen.

Als ich einst in dem grossen Vorhof des Tempels der Minerva spazieren gieng, und auf Athen herunter sah, konnte ich mich nicht enthalten, den grossen Verfall der Künste und Wissenschaften, und insonderheit der Beredsamkeit, die sich von daher in alle Länder ausgebreitet hatte, zu beweinen. Lange hatte auch ich mich auf diese Kunst gelegt; allein ohne Aufmunterung, und ohne Hoffnung eines guten Erfolgs. Indem ich mich diesen Betrachtungen überließ, stieg, wie mich däuchte, eine Person vom Himmel herab, und ließ sich plötzlich neben mir nieder. Sogleich erkannte ich an der Bildung, den geflügelten Fersen, und dem Caduceus in der Hand, den Merkur. Dieser redete mich also an: Ich weiß gar wohl, womit du jetzt deine Seele beschäftigest; deine Zweifel und Verlegenheit sind mir bekannt. Denke nur nicht, daß der Verfall der schönen Künste, und insonderheit der Beredsamkeit, die fast ganz am

Boden liegt, von einer Veränderung des menschlichen Geistes herrühre, wie du zu vermuthen scheinst. Nein! Die menschliche Natur bleibt sich immer gleich; der Unterschied entspringt nur aus dem verschiedenen Gebrauch und Anwendung ihrer Talente. Die gegenwärtige Erziehungs- und Lehrart ist durchaus schlecht; folglich mußte auch die Beredsamkeit durchaus verdorben werden. Um dir aber dieses recht deutlich zu machen (sprach er mit aufgehobnem Finger) richte deine Augen nur dorthin.

Auf dieses hob ich meine Augen auf, und sahe zu meinem Erstaunen ein hohes Gebürge, auf dessen Gipfel ein prächtiges Gebäude stand. Der Fuß des Bergs war mit dichten Waldungen bedeckt, in welchen eine grosse Anzahl von Menschen auf verschiedenen Wegen umher wandelte. Dieses Gebäude (sprach er) ist der Tempel der Beredsamkeit, der Tochter der Freyheit. Diese alle, die du hier am Fusse des Bergs zerstreut umher irren siehest, schmeicheln sich mit der Hoffnung, diesen Tempel mit leichter Mühe zu erreichen, und verwickeln sich in endlose Irrgänge. Allein, folge mir, ich will dich an den Ort selbst hinführen.

Der Weg durch den wir den Berg hinaufsteigen mußten, war sehr steil und enge, und der Eingang mit einem grossen Thor verwahrt. Der

Thorhüter, ein alter ehrwürdiger Mann, dessen Blicke einen durchdringenden Geist verriethen, nahm mit allen, die hinein wollten, eine sehr scharfe Prüfung vor, und wies die meisten zurück. Sein Name (sagte mein Führer) ist Genie; und wer keinen Paß von ihm aufzuweisen hat, kann niemals zum Tempel der Beredsamkeit gelangen.

Indem wir den Berg hinaufstiegen, ließ er mich bemerken, wie der Weg gegen dem Gipfel immer gemächlicher und breiter wurde, weil verschiedene vortrefliche Männer des Alterthums denselben erweitert und ausgeebnet hätten. Allein jetzt war er an den meisten Orten mit Unkraut und Gesträuche so sehr überwachsen, als wenn er eine geraume Zeit gar nicht mehr wäre betreten worden: Denn auch die wenigen, denen der Eingang verstattet war, wurden auf ihren langweiligen, ernsthaften und rohen Führer, den Fleiß, der ihnen den Weg weisen sollte, so ungehalten, daß sie diesen schmalen Steig bald verliessen, und sich auf die anstossenden Nebenwege begaben, die ihnen weit gemächlicher und angenehmer vorkamen.

Ich will Euch jetzt nicht mit der weitläuftigen Beschreibung des Tempels selbst, die uns der Dichter giebt, aufhalten; und nur das anmerken, daß an diesem Gebäude mit dem äussersten

Pracht

Pracht die gröste Einfalt vereinigt, und alle Zierrathen so beschaffen waren, daß sie nicht nur das Gebäude verschönerten, sondern auch wesentliche Theile desselben zu seyn schienen.

Beym Eintritt in den Tempel fanden wir zuerst einen grossen Saal, der mit den Gemählden der berühmtesten Dichter ausgeziert war. Denn, wie mein Führer beyläufig anmerkte, die Dichtkunst war bey allen Völkern die Mutter der Beredsamkeit, und bahnte nach und nach einem deutlichern und natürlichen Styl den Weg.

In dem zweyten Zimmer sahen wir die Abbildungen der berühmtesten Geschichtschreiber und Biographen. In dem dritten, welches das weitläufigste und gröste war, stuhnden die Bildsäulen jener grossen Redner, die vorzüglich durch ihre Beredsamkeit ganze Staaten regiert, und dadurch einen stärkern, dauerhaftern, und rühmlichern Einfluß auf die Herzen der Menschen gehabt hatten, als durch blosse Macht oder Gesetze nicht zu erzielen ist. Unter diesen fand ich den Pericles, den Phocion, den jüngern Gracchus, und den Julius Cäsar.

Indem mir mein Führer einige dieser Redner zeigte, grüßte ihn einer im Vorbeygehen mit vieler Hochachtung, der, nach seinem Aussehn und aus seinem zahlreichen Gefolge zu urtheilen, ein sehr angesehener Mann seyn mußte. Da ich frag-

te, wer diese Person sey, versetzte er: Du must wissen, daß alle, die einst als Redner berühmt werden wollen, die Erlaubniß suchen müssen in diesen Tempel zu kommen, damit sie da der Göttin vorgestellt werden, und von ihr die Einwilligung erhalten. Die Folge davon ist, daß es ihnen sogleich vergönnet wird, mit den berühmtesten Rednern des Alterthums, die in dem Tempel ihrer grossen Göttin für immer ihren Sitz aufgeschlagen haben, die vertrauteste Bekanntschaft zu unterhalten. Nach einer gewissen Zeit kehren sie wieder mit der Versicherung auf die Erde zurück, von den Menschen verehrt zu werden, und ihre Schriften mit unsterblichem Ruhme belohnt zu sehen.

Nun müssen alle, die nach überstandenen Schwierigkeiten den Gipfel des Bergs bestiegen haben, sich an die Person richten, welcher du nachfrägst; und diese ist der berühmte Kunstrichter Quintilian. Er muß ihre Fähigkeiten untersuchen, und diejenigen, welche er würdig findt, in das innere des Tempels einführen. Man kann vieles von seinem Charackter aus seiner Bildung und Mine errathen. Du siehest seinen bedeutenden Blick, seine einfältige Kleidung, sein gesetztes Wesen. Als Kunstrichter unterscheidet er sich vornehmlich darin, daß er auf die ersten Grundsätze der Redekunst zurückgeht, und seine Schüler

von denselben gleichsam an der Hand bis auf ihre feinsten Theile führt. Allenthalben ist er genau, methodisch, deutlich, einfältig: Er geht in den kleinsten Detail, ist nie langweilig, nie trocken oder abgeschmackt; und eine feurige aber immer im Zaum gehaltene Einbildungskraft belebt das ganze Werk. Ungeachtet er zu einer Zeit lebte, da die Beredsamkeit bereits abgenommen hatte; ungeachtet ihn seine tiefen Einsichten vor der allgemeinen Seuche nicht verwahren konnten, (*) so setzte er sich doch dem einreissenden Verderben standhaft entgegen: Er bemühte sich vor allem aus, einen sichern, männlichen Geschmack festzusetzen, und verband mit der angenehmen Genauigkeit eines würdigen Lehrers den Geist und das Erhabne eines Redners.

Allein so weit erstreckt sich die Gewalt Quintilians nicht, daß er den unmittelbaren Zugang zur Göttin verschaffen könnte: Er muß seinen Anvertrauten derjenigen Person zur Aufsicht übergeben, die du dort siehest. Sie scheint sehr alt und in tiefen Gedanken zu seyn: Siehe, wie durchdringend, wie feurig ihre Augen sind! Diese Person ist der weise Stagyrite. Er ists, der die verborgenen Schätze der Beredsamkeit entdeckt, die geheimen Triebfedern der Natur und des menschlichen Herzens gezeigt, und dadurch uns

(*) S. Quintil. Instit. L. VI. Præfat.

die Kunst gelehret hat, über dasselbe zu herrschen: Der feinste und gelehrteste Philosoph, und zugleich der scharfsinnigste Kunstrichter.

Dieser übergiebt seine Candidaten jenen zwey Schattenbildern, die neben ihm stehen, dem Stillschweigen und dem Fleiß; und erst wenn sie vollkommen unterrichtet sind, führt er sie zum Thron der Göttin. Bey diesen Feyerlichkeiten hält einer von den alten Rednern oder Kunstrichtern, die bey der Göttin wohl gelitten sind, eine Rede, deren Innhalt gewöhnlich eine Empfehlung des Candidaten, und einiche nützliche Erinnerungen sind, die man ihm mit auf den Weg giebt. Schon eine geraume Zeit wurden wenige dergleichen Feyerlichkeiten vorgenommen; aber glücklicher Weise kommen wir gerade jetzt zu einer solchen. Marcus Rufus, ein Römischer Senator, den du wohl kennest, ein würdiger Nachahmer der Alten, soll der Göttin vorgestellt werden. Du siehest dort das Gedräng gegen den Mittelpunkt des Tempels, und weissest nun die Ursache davon. Der Kunstrichter Longin wird bey diesem Anlaß eine Rede halten: Folge mir, ich will dir den Zutritt zu dieser sehr angenehmen Feyerlichkeit verschaffen.

Indem er dieses sagte, führte er mich in die Mitte des Tempels. Es war ein geräumiges gewölbtes Zimmer: Am obern Ende desselben saß

die Göttin auf einem göldenen Thron: Hinter ihr stand der Genius von Athen, den man an dem Oelzweig und Minervens Eule erkannte: Auf der Seite zur Linken des Throns stand der Genius von Rom: Die Göttin lehnte sich an ihren Schild, hielt den Speer in der Hand, und trug auf ihrem Helm einen Adler. Am Fusse des Throns saß das Nachdenken mit niedergeschlagenen Augen, und ineinander gefalteten Armen. Nahe bey ihr stand die Ueberredung in der Stellung eines Redners, mit ausgestrecktem Arm, flammenden Augen, und mit einer unwiderstehlichen Zauberkraft der Zunge. Besser unten stuhnden die Leidenschaften, jede mit ihrem Sinnbild, als Aufwärterinnen der Göttin; bereit ihren Winken zu gehorchen. In der Mine der Göttin war etwas unaussprechlich reitzendes, und der Ton ihrer Stimme bezauberte das Herz. Vor ihr lag ein grosses Buch offen, auf welches sie von Zeit zu Zeit ihr Aug richtete, als wenn sie es zur Richtschnur ihres Urtheils und ihres Betragens machen wollte. Dieses Buch heißt das Buch der Natur. In ihrer Hand hielt sie einen überaus hellen Spiegel, mit welchem sie alle ihr vorgelegten Auffsätze prüfte, und alles was die Probe nicht aushielt in Asche verwandelte. Auf diese Weise wurden oft ganze Auffsätze, oft nur ein Theil derselben vernichtet; und nur das, was rein und

natür-

natürlich war, blieb unversehrt. Dieser Spiegel (sagte mein Führer) heißt der Spiegel der Wahrheit.

Unser Verfasser fährt hier fort die ganze Ceremonie bey der Vorstellung des neuen Redners zu beschreiben; er giebt uns die ganze Rede, die Longin bey dem Anlaß gehalten hatte. Allein wir würden gar zu weitläuftig werden, wenn wir sie Euch ganz übersetzen wollten; insonderheit, da sie gröstentheils ein Auszug aus seinem Werk über das Erhabene ist, welches wahrscheinlich in jenen Zeiten der Unwissenheit wenig bekannt war, das ihr aber alle sehr wohl kennet. Der Hauptinnhalt ist kurz dieser:

Im Anfang der Rede wünscht er dem Rufus wegen seiner getroffenen Wahl, und wegen seinem glücklichen Fleiß in der Beredsamkeit Glück, und macht ihm deshalben eine kurze, aber erhabene Lobrede. Nach diesem allgemeinen Lob kömmt er auf das besondere Lob des Erhabenen: Er zeigt, daß dieses die höchste Vollkommenheit menschlicher Aufsätze sey, und daß man durch Fleiß und Kunst dieselbe, wo nicht ganz erreichen, es doch zum wenigsten darin ziemlich weit bringen kann. Hernach zeigt er die verschiedenen Quellen des Erhabenen, den rechten Gebrauch desselben, und warnet vor den ihm entgegengesetzten Fehlern. Durchaus ohne Fehler, (sagt

er)

er) ist das Erhabene den Sterblichen unerreichbar; aber für diese unvermeidlichen Flecken hält es uns reichlich schadlos: Es entzückt, es erhebt, es reißt hin; es ist gleich einem Waldstrom unwiderstehlich; gleich einem allgemeinen Brand verzehrt es alles um sich her; wie der Wetterstral zerbricht, und zersplittert es alles was ihm im Wege steht.

Die Natur, (setzt er hinzu) hat dir, **Marcus Rufus**, zu diesem Erhabenen, dem Gipfel der Beredsamkeit, Talente mitgetheilt; lasse sie nie müssig liegen: Erhebe deine Gedanken durch die Betrachtung himmlischer Dinge, durch Fleiß und Tugend. Mache dich mit den Schriften des unverdorbenen Alterthums bekannt: Wende alle Kräfte deiner Seele an, diesen Helden ähnlich zu werden, die den Thron unserer Göttin umgeben. Denke immer, wenn du zu den Sterblichen zurückkehrest, wenn du etwas schreibst oder redest, sie sehen und hören dich dann, wie in dieser Stunde: Das sey dein Ehrgeitz, nichts zu schreiben, oder zu reden, das du nicht einem **Homer**, **Plato** und **Demosthenes**, diesen erhabensten unter allen Menschenkindern, zur Beurtheilung vorlegen dürftest.

Ich hörte (fährt mein Verfasser fort) diese Rede mit Aufmerksamkeit und Vergnügen an; ich bemerkte durchaus starke Züge jenes Erhabenen,

nen, welches der Redner empfahl, ungeachtet der Styl, wie mein Führer anmerkte, die Einfalt und Reinigkeit der alten Attischen Schriftsteller nicht erreichte. Ich wandte mich nach meinem Führer um, in der Absicht ihm mein Vergnügen und meine Bewunderung zu bezeugen. Allein wie sehr erstaunte ich, als ich auf einmal die Scene ganz verändert sah!

Ich befand mich an einem ganz andern Ort, ungeachtet ich dem ersten Anschein nach, und in gewissen Absichten, einiche Aehnlichkeit bemerken konnte. Bey allen den neuen Gegenständen, die sich meinem Auge darboten, glaubte ich zu bemerken, daß man mit jenen, die ich vorher gesehen hatte, so groß die Ungleichheit im Wesentlichen war, doch eine gewisse Uebereinstimmung herauszubringen gesucht hätte. Das Gebäude selbst war ungeheuer groß, und von Gothischer Bauart: Allenthalben waren Zierrathen verschwendet; aber ohne Schönheit, ohne Einheit des Plans, meistens mit Firniß oder Verguldung bedeckt, um die Augen des Unverständigen zu blenden. Die Göttin, die man in diesem Tempel anbetete, saß auf einem Thron, der so wie ihre Kleidung, mit köstlich scheinenden Steinen besetzt, wie Feuer glänzte; allein sie waren alle unächt: Auch ihre Schönheit war nur künstlich, ihr Gesicht geschminckt, ihr ganzes Betragen,

ihre Blicke, Bewegungen, und der Ton ihrer Stimme gezwungen und unnatürlich.

Eben so schön war das Gefolge der Königin. An ihrer einten Seite stuhnd der schielende Irrthum; und an der andern die Unwissenheit, das Haupt in ewigem Nebel eingehüllt. Hier stuhnd die Schmeicheley welche ihre Gönner abmahlte, aber sie sogleich heimlich mit Koth über und über beschmierte; dort war die Einbildung in einem vielfarbigten Gewand, welche halb verwelkte Blumen auf unfruchtbare oder mit Schnee bedeckte Felsen streute. Hier sahe man hochtrabenden Bombast mit Riesenschritten einhertreten; betrachtete man ihn aber genauer, so entdeckte man einen Zwerg der auf hohen Stelzen gieng. Dort entdeckte man die fade Declamation, die mit unermüdlicher Lunge laut brüllte: Unsinn, ein vielköpfigtes Unthier blies ihr immer etwas ein; und hinter ihr stuhnd der Schlaf, der über die ganze gähnende Menge träge Unempfindlichkeit ausbreitete.

Ich sah diese und andere ähnliche Ungeheuer mit Abscheu und Schrecken an. Wo bin ich? Wie haben sich die schönsten Gegenstände der Natur in schrekende Ungeheuer verwandelt? Rede, göttlicher Führer, erkläre mir dieses Geheimniß! Dieß ist, (versetzte er) der Tempel der falschen Beredsamkeit. Hieher führen jene Nebenwege

alle, die von der Hauptstrasse, welche wir betreten hatten, ablenken. Sie gefallen den Menschen, weil sie gemächlich und offen scheinen; der falsche Glanz dieses Tempels bezaubert sie; und sind sie einmal da, so bilden sie sich ein, alle ihre Wünsche seyn nun erfüllt. So einsam der Tempel der wahren Beredsamkeit ist, so groß ist hier das Gedränge! Tausende stürzen herein, fallen vor dem Throne der Göttin nieder, und bitten sich die Gnade aus, in ihr Gefolg aufgenommen zu werden. So groß ist heut zu Tage die Blindheit der Menschen! Hieher senden die Griechen und Römer ihre Söhne. Prinzen, Consuls, Senatoren, Priester, Patricier, Pöbel, alles fällt vor dem Thron dieser Göttin nieder; und der Weg, den die berühmten Alten gebahnet hatten, bleibt völlig unbetreten.

Du wirst hier manche von deinen Bekannten antreffen: Einiche, die bey euch schon in grossem Ansehen stehen; andere, die sich bald durch ihre rednerschen Aufsätze berühmt machen werden: Sophisten, die mit gedehnten, langweiligen, kalten Declamationen daher kriechen: Redner, die mit häufigen Gegensätzen, schimmernder Phantasie, und Epigrammatischen Perioden auftreten: Declamatoren, die mit Hyperbeln Himmelan fliegen, und die arme Vernunft aus dem Aug verlieren: Advocaten, die über die ernsthaftesten

Sachen

Sachen verdorbene Blumen einer kindischen Einbildungskraft streuen. Das sind jetzt die Leute, denen man laut Beyfall zuruft, die man grosse Genies nennt und Schiedrichter des Geschmackes!

Doch die Finsterniß wird noch weit mehr überhandnehmen: Dicke Wolken der Unwissenheit werden die ganze Erde bedecken; Irrthum und Afterberedsamkeit wird allenthalben tyrannisch herrschen. Doch, laß den Muth nicht sinken, diese Barbarey wird nicht immer währen! Schon sehe ich die Wahrheit und Beredsamkeit zurückkehren. Für immer aus Griechenlande vertrieben, werden sie einst ihr geliebtes Italien mit ihrem hellen Glanze noch mehr erleuchten; ihre Stralen werden sich über die hohen Alpen ausbreiten, und die angränzenden Länder beleuchten: Schon sehe ich im Westen ihr Licht ausbrechen, über Albions Gränzen, und das kalte Island welches kaum noch das Gerücht kennet.

Unterlasse nicht, Sterblicher, die Geheimnisse, die du jetzt kennest, und die vor allen andern Menschen verborgen sind, zu deinem eigenen Nutzen anzuwenden, da du sie noch nicht allgemein nützlich machen kannst! — Jetzt kann sich nach dem Schluß des Schicksals die betrogene Welt noch nicht bekehren. Suche vor allem aus Weisheit und Tugend; denn nur in einer grossen Seele kann ein erhabenes Genie wohnen. Schöpfe die

Beredsamkeit immer aus der ächten Quelle, aus den Denkmälern jener alten Helden, die du vorhin sahest: Ahme ihre Gründlichkeit, Methode, Richtigkeit, Reinigkeit, Stärke und Hoheit nach. Allein, wenn dir diese edle Absicht auch noch so gut gelingt, so schmeichle dir niemals mit dem Beyfalle deiner Mitbürger; laß dich aber auch nie durch ihren Tadel abschrecken, sondern überlasse sie ihrem ausgearteten verdorbenen Geschmacke.

Hier schwieg er. Voll Freude und Dankbarkeit wollte ich mich zu den Füssen dieses grossen Lehrers werfen: Allein er war aus meinen Augen verschwunden; und mit ihm verschwand die ganze Scene, die Göttin mit ihrem Gefolge und der ganze Tempel, gleich einem Traume wenn man erwachet. Ich aber war noch immer wo zuerst, in dem Tempel der Minerva, und sahe nur Athen, dessen Häuser von der untergehenden Sonne gleichsam vergüldet waren. Darauf kehrte ich nach meiner Wohnung zurück, und dachte diesem eben so lehrreichen als angenehmen Gesicht ernsthaft nach.

Fünfte

Fünfte Vorlesung.

Ueber die Geschichte der Beredsamkeit bey den Neuern.

Bisdahin haben wir Euch einen kurzen Abriß von dem Ursprung und Fortgang der Beredsamkeit, und von den berühmtesten Schriften, die uns aus dem Alterthum über diese Kunst übrig geblieben sind, vorgelegt. Es wird eben so nützlich, als angenehm seyn, diesen Versuch weiters fortzusetzen. Wir wollen also sehen, was man in den neuern Zeiten in der Beredsamkeit geleistet habe. Um euch diese Untersuchung desto nützlicher zu machen, wollen wir euch

Erstlich einige Anmerkungen über den Zustand der Beredsamkeit seit der Restauration der Wissenschaften in Europa vorlegen.

Demnach wollen wir Euch zeigen, wie ihr Euch diese Anmerkungen zu Nutz machen müsset.

Italien verdient zuerst unsere Aufmerksamkeit; denn da lebten nach einer langen Zeit der Unwissenheit und Barbarey die Wissenschaften zum ersten wieder auf. Auch hier werden wir die Beobachtung bestätigt finden, die wir oben über

Griechenland gemacht haben: Daß man nämlich die gebundene Schreibart eher zur Vollkommenheit gebracht habe, als die Prose.

Dante blühete gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, da man noch keine merkwürdige prosaische Schriften kannte. Obgleich der Plan seines Gedichts fehlerhaft ist, und manche nun veralterte Ausdrücke darin vorkommen, so sind doch seine Gedanken so erhaben, seine Bilder so lebhaft, sein Styl so stark und feurig, daß ihn noch keiner seiner Nachfolger übertroffen hat.

Nicht lange nach ihm trat Petrarch auf, der zwar nicht mit so viel Geschmack und Stärke der Empfindung als jener schrieb, aber ihn in dem Numerus übertraf, und auf diese Weise schon frühe die Versification zur Vollkommenheit brachte.

Fast um eben dieselbe Zeit lebte Boccaz, der erste welcher mit glücklichem Erfolg die Prose ausarbeitete und verfeinerte. Mit einem deutlichen, leichten und reinen Styl schrieb er vorzüglich gute vertrauliche Erzählungen. Aber erst zweyhundert Jahre später erreichte die Prose ihre Vollkommenheit, da sie von Machiavell und Guicciardino Stärke und Harmonie empfieng; und seither hat sie sich eher verschlimmert als verbessert. Um diese Zeiten war auch die Dichtkunst in ihrem grösten Flor in den Gedichten des Ariosto, der den wildesten und ausschweifendesten Plan mit allem,

sein, was der Styl reitzendes und harmonisches haben kann, auszierte.

Nicht lange hernach nahm diese Vollkommenheit der Poesie und Prose schon wieder ab. Die Liebe zu gewissen künstlichen Wendungen, oder Concetti wie man sie nannte, nahm fast allgemein überhand. Diese Mode haben wir dem fruchtbaren und schönen Genie des Tasso zu danken. Ursprünglich schreibt sie sich von Petrarch her; am häufigsten aber finden wir sie in den Schriften des Guarini; und Marini, (*) der lange Zeit einer der grösten welschen Dichter war, hat eine Menge dergleichen falsche Blumen. Auch die gleichzeitigen prosaischen Schriftsteller wurden von der nämlichen Krankheit angesteckt.

Gehen wir über die Alpen, so werden wir ohngefehr die gleichen Veränderungen bemerken. Lange vorher, ehe in Frankreich ein erträglicher Redner auftrat, war Marot schon als Dichter berühmt: Seine Verse werden noch heut zu Tag, in man-

(*) Milton giebt uns von seinem Adonis folgenden richtigen Characketer:

„ Qui canit Assyrios divûm prolixus amores,
„ Mollis, & Ausonias stupefecit carmine Nymphas.

* * *

Luxuriant in his strain, of am'rous Thémes
Luscious and soft, he sings; Italian Dames
Admire his sparklingsong, and catch the pleasing flames.

cher Absicht, vorzüglich aber wegen ihrer Einfalt und Leichtigkeit, oder, wie es die Franzosen nennen, Naivetè, sehr hochgeschätzt. Diese natürliche Einfalt verlor sich bey den auf ihn folgenden Dichtern; und erst nachdem sie durch den Fleiß des Racan, und vorzüglich des Malherbe, wieder hergestellt wurde, fiengen Balzac und Voiture an die noch unregelmässige und rohe Prose zu verbessern und auszufeilen. Corneille hatte die poetische Beredsamkeit schon zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gebracht, ehe Bossuet und Bourdaloue die letzte Hand an die Verbesserung der Prose legten.

Allein auch dieses dauerte, wie in Italien, nicht lange: Das Blumenreiche und Gezwungene, das man zwar zu allen Zeiten bemerken kann, welches aber dennoch in den Zeiten wahrer und grosser Genies mehr unterdrücket wird, gewann offenbar die Oberhand. Flechier, ein Mann der sonst grosse Talente und eine feurige Einbildungskraft besaß, und in einem reinen und harmonischen Styl schrieb, breitete es schnell und weit umher aus: Alle mittelmässigen Schriftsteller wollten ihn nachahmen; auch der grosse Fontenelle, der sonst in so mancher Absicht vortreflich schrieb, ließ sich davon in einem sehr hohen Grad anstecken, und man findet in seinen Schriften vielen falschen Schimmer. Selbst eines ihrer grösten

nochlebenden Genies, das eben so schön in Prose als in Versen geschrieben hat, zeigt offenbar eine starke Neigung für diese übelangebrachten Zierrathen. Und nirgends findet man sie häufiger, als in den französischen Kanzelreden, wo sie sich doch am wenigsten schicken.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Beobachtung zu wiederholen, die ich schon oft gemacht habe: Daß allemal, wenn die Beredsamkeit in einem Land ihre höchste Vollkommenheit erreicht hatte, der erste Schritt zur Abnahme ein Epigrammatischer Ton war. Vielleicht ist folgendes die Ursache: Wenn die ersten Stellen schon bereits besetzt sind, so gehen Schriftsteller von Genie von der gebahnten Strasse ab, und suchen sich, um Ruhm zu erwerben, neue und unbetretene Wege. Da nun diese Schreibart etwas vorzüglich schönes zu haben scheint, weil sie lebhaft und glänzend ist, so verfällt man sehr leicht auf dieselbe; sie erhält dadurch eine gewisse Empfehlung, wird bewundert, und zur herrschenden Mode; und wenn jemand nur eine lebhafte Einbildungskraft hat, so kömmt er in dieser Schreibart am leichtesten fort. Je mehr Witz also bey so bewandten Sachen ein Schriftsteller hat, in desto grösserer Gefahr stehet er, von dieser epidemischen Krankheit angesteckt zu werden. Ich setze sehr ungerne hinzu, daß ein berühmter

Author dieser Nation (Montesquieau in seinem Esprit des loix) der sonst mit tiefen Einsichten und der grösten Lebhaftigkeit der Gedanken eine ausgebreitete Gelehrsamkeit verband, dieser Versuchung nicht ganz entgangen, und daher oft gezwungen, allzu künstlich und dunkel geworden ist.

Die gleichen Veränderungen werden wir auch in Engelland bemerken. Die englische Prose, so wie sie vor dreyhundert Jahren geschrieben wurde, ist uns jetzt ganz unverständlich; aber wie schön schrieb Chaucer schon lange vorher in Versen! Es ist wahr, seine Verse sind oft ungleich; oft fehlt ihnen der Wohlklang: Aber wie stark, wie fliessend und schön sind sie doch nicht meistentheils! Fast allezeit ist er in der Erfindung und in dem Enthusiasmus, welche das wesentliche der Beredsamkeit ausmachen, glücklich: Sehr oft ist auch sein Ausdruck ungemein gut; ja oft weit besser als bey allen denen die ihn in einem neuen Kleide auftreten liessen, selbst den Dryden nicht ausgenommen. In den darauf folgenden Zeiten hinderten die einheimischen Kriege und die daraus entstehende Zerrüttung den Fortgang aller Künste. Als unter der Regierung Heinrichs des achten in den südlichen Theilen Europens die Wissenschaften begünstiget wurden, lebten sie auch in Engelland wieder auf: Thomas Morus, Linacer und Asham schrieben ungemein schön in lateinischer

Sprache.

Sprache. Zu eben dieser Zeit schrieb Lord Surrey in einem leichten harmonischen und ausgefeilten Styl: Er scheint auch der erste gewesen zu seyn, der ziemlich gute ungereimte Verse verfertigt hat, so wie zu gleicher Zeit Trissino dieselben in Italien in Epischen Gedichten und in Tragödien einführte: Seit der Zeit machte man davon nur in dem Trauerspiele Gebrauch; die französische Sprache aber ist zu ungereimten Versen zu schwach.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurden alle Theile der Schönen Wissenschaften mit glücklichem Erfolg getrieben. Indessen hatte Spencer die Versification schon zu einem sehr hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, ehe ein Hooker und Rawleigh die Prose in einem ähnlichen Grad verbesserten; Männer, deren Schriften allezeit Muster eines reinen, starken und männlichen Styls bleiben werden. Man hat wirklich nicht ohne Grund daran gezweifelt, ob man in den späthern Zeiten ihren Styl durch Abänderungen verbessert habe. Ich an meinem Ort muß gestehen, daß mir ihr Styl nicht ganz fehlerlos, sondern etwas hart, gedehnt und dunkel vorkömmt.

Von den Schriftstellern unter der Regierung Carls des II. ward unsere Sprache beynahe ganz umgegossen: Ihr Styl paßte auf die Sitten jener Zeiten, in denen man sich ganz dem Vergnügen über-

überließ; er ist leicht und fliessend, aber schlapp, unausgearbeitet und unregelmässig. Die Schriftsteller der folgenden Zeiten verbesserten einicher Maassen diese Fehler; allein es ist die Frage, ob sie nicht selbst in eben so schlimme Fehler gefallen seyn, und andere mit sich hingerissen haben? Selbst Addison, so sehr er unsere Hochachtung verdient weil er für die Sache der Tugend schrieb, so schätzbar sein schönes Genie und so scharfsinnig seine Beobachtungen sind, so rein und original der Humor ist welcher durch alle seine Schriften herrscht, hat doch in Absicht auf den Styl Fehler die einem critischen Auge nicht entgehen können. Wäre es erlaubt an einem so grossen Mann einige kleine Fehler zu tadeln, so würd ich fragen: Hat er nicht seinem Styl ein gar zu zierliches Ansehen geben wollen? Bringt er nicht gar zu viele Gegensätze an? Mißt er seine Perioden nicht allzugenau ab, fallen sie nicht in einen gar zu einförmigen Ton? Kurz, ist nicht zu viel Kunst und Fleiß darauf verwendet? Sind nicht die schönsten Sachen gar zu niedlich und ängstlich geschmückt? Swift scheint der Unverdorbenheit des Alterthums, und der natürlichen Einfalt näher gekommen zu seyn: Sein Styl ist rein, leicht, einfältig und ungezwungen; aber das Feuer und der Schwung mangeln ihm, die einem Redner oft unentbehrlich sind. Indessen litten die Materien,

terien, über die er schrieb, und die Art mit deren er sie behandelte, keinen erhabenen Styl; weil sie meistentheils aus dem gemeinen Leben hergenommen sind, und er sich in einem aufgeweckten lustigen Ton ausdrückte, wozu ihm die Natur grosse Talente gegeben hatte. In seiner Art können wir ihn für ein Muster gelten lassen. Aber die mächtige überredende Beredsamkeit muß sich höher hinaufschwiegen.

Auch bey uns, wie in andern Ländern, hatten die Phantasie und der Epigrammatische Ton ihren herrschenden Zeitpunkt; möchte derselbe nur sein Ende schon erreicht haben! So haben auch manche sonst scharfsinnige Schriftsteller, die sich für Miltons Nachahmer ausgaben, unserer Sprache sehr viel geschadet, indem sie die eigentliche Bedeutung der Worte gar zu sehr hintansetzten, und wo sie erhaben seyn wollten schwülstig wurden.

Diese kurze Geschichte der Beredsamkeit unter den Neuern leitet uns ganz natürlich auf einige Anmerkungen über die Sprachen selbst. Wenn wir die neuern Sprachen mit der Griechischen und Lateinischen vergleichen, so müssen wir gestehen, daß sie bey weitem nicht so vollkommen sind. Die grosse Biegsamkeit der Zeit- und Nennwörter in den letztern, wodurch jedes Wort gleichsam vervielfältiget wurde, und das so sehr verschiedene

Sylben-

Sylbenmaaß, welches ihren Perioden einen grössern und mannigfaltigern Wohlklang verschafte, waren eigene Vorzüge dieser Sprachen, die wir in den neueren nicht erreichen, und durch nichts ersetzen können. Wir dürfen noch einen dritten Vorzug hinzuthun, der aus den vorhergehenden fließt: Nämlich die in diesen Sprachen so leichte Versetzung der Worte. Diese setzte den Redner in den Stand, auf Wohlklang zu sehen, ohne daß er befürchten mußte, der Sinn möchte darunter leiden. Die neuern Sprachen hingegen sind in engere Gränzen eingeschlossen, und müssen sich ihrer Natur nach mehr an die natürliche Ordnung der Worte halten.

Allein ungeachtet dieser Vorzug, wenn wir unpartheyisch urtheilen wollen, unläugbar ist, so müssen wir dennoch nicht allein in den gelehrten Sprachen schreiben: Eine Mode, die bey der Wiederherstellung der Wissenschaften ungemein überhand nahm, und welcher man es gröstentheils zu danken hat, daß die Cultur der neuern Sprachen so lange ist vernachlässigt worden. Dieses Vorurtheil war so stark, und dauerte so lange, daß sowohl **Fra-Paolo**, der eben nicht durchaus rein schrieb, als **Davila**, lange zweifelhaft und unentschlossen waren, ob sie ihre Geschichten in lateinischer Sprache verfassen sollten: Hätten sie es wirklich gethan, wie sehr wäre dabey ihr Vaterland

land und die ganze Nachwelt zu kurz gekommen? Was für vortrefliche Werke müßten wir jetzt missen? Denn ganz gewiß hätten sie ihren Landsmann, **Paul Jovius**, einen der berühmtesten Lateiner unter den Neuern, nicht übertroffen. Und wie wenig werden heut zu Tage seine Schriften, in Vergleichung mit jenen, geschätzt? Allein ohne mich bey Beyspielen, deren ich eine Menge anführen könnte, aufzuhalten, darf ich es für ausgemacht annehmen, daß ein jeder Schriftsteller, der in seiner Landessprache, so unvollkommen sie auch seyn mag, schreibt, in derselben schönere Aufsätze liefern wird, als in einer todten Sprache: Schreibt er in dieser letztern, so muß er andre Bücher zu Rath ziehen; und wie leicht kann er sich dann bey aller angewandten Sorgfalt versehen, wie leicht kann ihm ein guter Ausdruck entwischen. Und oft muß er, welches noch schlimmer ist, einer klassischen Redensart zu gefallen, seinen eigenen Gedanken Gewalt anthun: Dabey geht entweder die Wahrheit verloren; oder sie wird nur zum Theil, oder dunkel, in einem barbarischen Styl ausgedrückt: Sich selbst plagt der Schriftsteller mit unnöthiger Arbeit, und seinen Lesern macht er viele Mühe.

Vergleichen wir ferner die neuern Sprachen nicht mit den Alten, sondern untereinander, so werden wir Ursache haben, mit der englischen

Sprache zufrieden zu seyn. Wenn sie schon das musicalische, sanfte und fliessende der Italiänischen nicht hat, so ist sie doch kühner, männlicher und stärker. Wenn sie schon der Französischen an Leichtigkeit, Deutlichkeit und Biegsamkeit nicht beykömmt, so übertrift sie dieselbe doch an Stärke, Nachdruck und Kürze. Allein dessen ungeachtet müssen wir doch gestehen, daß man auf die Verbesserung unserer Sprache bey weitem nicht so viel Fleiß verwendet habe, als andere Völker auf die ihrigen. Selbst unsere besten Schriftsteller waren nicht sorgfältig genug, die Reinigkeit derselben zu erhalten; und die Dichter fehlten hierinn am meisten. Unter dem Schutz, ich weiß nicht was für einer poetischen Freyheit, machten sie sich kein Bedenken, die Natur unserer Sprache zu verändern, und die grammatickalischen Regeln zu übertreten. Allein dieß ist eine chimärische Freyheit, eine Erfindung unwissender Kunstrichter, die sich damit aushelfen wollten, weil sie es nicht besser verstuhnden; oder schlechter Poeten, die ihre Kunst mißbrauchen, und unter diesem Mantel ihre eigene Nachläßigkeit verbergen wollen.

Ich könnte verschiedene Beyspiele von dergleichen grammatikalischen Fehlern aus unsern besten Dichtern und prosaischen Schriftstellern anführen; und wenn wir bey diesen, so selten es auch seyn mag, dergleichen Fehler antreffen, was sollen

len wir dann von mittelmässigen Schriftstellern erwarten? Allein ich will mich dabey nicht aufhalten: Es ist allemal ein unangenehmes Geschäft, in den Schriften verdienstvoller Männer dergleichen kleine Fehler aufzusuchen: Aber den Nutzen sollen wir doch aus diesen Anmerkungen ziehen, daß wir uns eifrig bestreben, auch dergleichen kleine Fehler so viel möglich zu vermeiden. Können wir den Flug grosser Genies nicht erreichen, so laßt uns doch wenigstens in einem richtigern Styl einichen Ersatz suchen.

Ferner laßt uns bey diesem kurzen Entwurfe der Geschichte der Beredsamkeit einen Blick au diejenigen Werke richten, die in verschiedenen Ländern am meisten geschätzt worden. Ausser allem Zweifel haben unter den Neuern die Italiäner in der Geschichtskunde den Vorzug: Kein Land kann Geschichtschreiber aufweisen, die sich mit **Machiavell, Guicciardini, Fra-Paolo** und **Davila** vergleichen liessen: Doch muß derjenige ausserordentlich für sie eingenommen seyn, der auch nur einen aus ihnen, wie es **Lord Bolingbrocke** that, dem **Thucydides** vorziehen kann. Allein dieser Schriftsteller affectirte immer eigene Meynungen: Noch glücklich, wenn alle so unschädlich als diese gewesen wären!

Es ist wahr, Frankreich hat zwey oder drey Geschichtschreiber aufzuweisen, die sehr weitläuf-

tige historische Werke geschrieben haben; allein sie lassen sich nicht nur mit den Alten, sondern auch mit den eben angeführten Italiänern keineswegs vergleichen. Auf einige einzelne Stücke aus der Geschichte, z. Ex. die Staatsveränderungen von **Portugal**, die **Ligue von Cambray**, die **Verschwörung zu Venedig**, wenn sie anderst eben so historisch richtig als schön geschrieben sind, haben sie Ursache stolz zu seyn. Allein die drey ausführlichen Geschichten, zwey über ihre, und eine über unsere Angelegenheiten, haben in der That sehr viele Mängel. Das Beste was die Franzosen in der Beredsamkeit (die Dichtkunst nicht gerechnet, in welcher sie wirkliche Vorzüge zu haben scheinen) aufweisen können, sind Memoires, vertrauliche Briefe, Gespräche, Lobreden, und andere dergleichen kleinere Schriften, in denen man überhaupt mehr Zierlichkeit als Gründlichkeit suchen muß.

In der Geschichtskunde kann sich **Engelland** nur die dritte Stelle anmaaßen. So schätzbar die historischen Schriften **Verulam's**, so sind sie doch dieses grossen Manns nicht würdig genug: Die besten aber zugleich sehr weitläuftigen historischen Schriften haben wir dem **Lord Clarendon** zu danken; doch wären auch in seiner Schreibart, und vielleicht in der Sache selbst, manche beträchtliche Fehler zu rügen. **Bischof Burnet** be-

saß ohne anders eine sehr ausgebreitete Gelehrsamkeit und eine feurige und fruchtbare Einbildungskraft; allein sein Styl ist gar zu nachlässig und unordentlich.

Indessen müssen wir hier ein Volk nicht vergessen, dessen Sprache, die zwar bey uns nicht sehr bekannt ist, mit den übrigen um den Rang streitet: Ich meine die Spanische. Sie ist nachdrücklich, wohlklingend, und, wie man behauptet, die reichste unter allen neuern Sprachen. Zum Beweis dieser letztern Eigenschaft pralen die Spanier mit fünf Schriften von mässiger Grösse, in deren jeder einer der fünf Selbstlauter durchaus mangelt, welches in jeder andern Sprache unmöglich wäre. Etwas ähnliches erzählt man indessen vom Tryphiodorus, einem griechischen Schriftsteller: Er habe nämlich ein Gedicht in 24. Büchern verfertiget, und allemal der Ordnung nach in jedem Buch einen Buchstaben aus dem Alphabet durchaus weggelassen. Nun, dieser schrieb in einer bekanntlich sehr reichen Sprache.

Es ist nicht unangenehm zu bemerken, wie sehr auch weise Männer in dergleichen Sachen durch den Eifer für die Ehre ihres Vaterlandes verführt werden können. Einer von den neuesten Italiänischen Schriftstellern, (*) der mit Recht alle Achtung verdient, hat die Italiänische Spra-

(*) *Scipio Maffei*, Verona illustrata.

che betreffend eine ganz eigene Meynung auf die Bahn gebracht: Er will es gar nicht gelten lassen, daß sie ein durch die Barbaren, welche Italien verheert hatten, verdorbenes Latein seye; sondern behauptet, daß sie die Sprache der Bauern und des Pöbels schon damals gewesen, als Rom noch in völligem Flor gestanden: Die genaue Beobachtung der Conjugationen und Abfälle sey diesen Leuten allzubeschwerlich gewesen; daher hätten sie sich, wie die Neuern, der Artickel und Hülfswörter bedient. Allein so scharfsinnig die Beweise sind, die der Verfasser zur Unterstützung seiner Meynung anführt, so verdient sie doch, meines Bedünkens, keinen völligen Beyfall.

Die Spanische Sprache ist nicht mehr von der Lateinischen verschieden, als die Italiänische: Allein soviel hat sich doch die Königl. Academie zu Madrid niemals angemaaßt; sondern sie gestehet aufrichtig, daß ihre Sprache von der Lateinischen abstamme, welche unter der Herrschaft der Römer durch ganz Spanien eingeführt worden: Nachher wäre sie durch die Gothen, noch mehr aber durch die Mohren, welche durch einige Jahrhunderte in dem Besitz von Spanien waren, verderbt worden. Nach und nach sey diese rohe und übelgemischte Masse wieder in einiche Ordnung gebracht worden; endlich aber in den Zeiten des Friedens, nach vielen Verbesserungen, zu der-

jenigen

jenigen Vollkommenheit gelanget, die sie gegenwärtig hat. Diese Academie hat wirklich ein Wörterbuch veranstaltet, um ihre Sprache noch mehr zu berichtigen und dauerhafter zu machen. Mit wie vielem Erfolg es geschehen sey, wird die Zeit lehren.

Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften, breitete sich das Licht derselben auch in Spanien aus: Es wurde im Anfang ziemlich helle, man versprach sich viel; allein die Wissenschaften nahmen doch nicht sehr zu: Meines Bedünkens nicht, weil es diesem Volk an Genie fehlte, sondern um einiger anderer zufälliger Ursachen willen, die ich anführen will. Amerika ward um diese Zeit entdeckt: Die grossen Reiche, Mexico und Peru, wurden mit ausserordentlicher Geschwindigkeit erobert, und alle Tage kamen neue Schätze nach Spanien. Daher entstuhnd bey der ganzen Nation die heftigste Begierde nach Reichthum; eine Leidenschaft, die sich, auf diesem Grad, mit der Liebe zu den Wissenschaften nicht verträgt. Die darauf folgenden Zeiten waren den Wissenschaften eben so wenig günstig, weil der Staat in einen langwierigen, blutigen und unglücklichen Krieg verwickelt wurde, in welchem die Niederlande Spanien entrissen wurden.

Eben so sehr hinderten die Sitten des hohen und niedern Spanischen Adels die Aufnahm der

Künste und Wissenschaften. Die Edelleuthe waren stolz, übermüthig, in ihre alten Gewohnheiten und Meynungen närrisch verliebt, und abgesagte Feinde von allen Neuerungen. Daher beklagt sich Marjana in der Dedication seiner Geschichte an den König Philipp den III. ausdrücklich darüber, daß man gelehrte Männer auf keinerley Weise aufmuntere. Und das gemeine Volk ward durch seine übermässige Bigoterie von den Wissenschaften, die es aus heidnischen Schriftstellern hätte schöpfen müssen, abgeschröckt.

Allein das größte Hinderniß legte doch die Inquisition in den Weg, die daselbst mit uneingeschränkter Tyrannie herrschte: Diese verbannte mit der Freyheit zu denken und zu reden beynahe gar alle Wissenschaften; und kaum ließ sie noch jenes gelehrte Unkraut, die Scholastische Philosophie und Theologie, und eine gefährliche Casuistick aufwachsen.

Auch wurden jene Fehler, die sich fast allenthalben nach der Wiederherstellung der Wissenschaften einschlichen, in Spanien nicht wie anderwärts verbessert; sondern sie breiteten sich immer mehr aus, faßten tiefe Wurzeln, und steckten fast alle Spanischen Schriftsteller an. Entweder war ihre Prose eitele ausschweifende Schwulst, wie man ans ihren Romanen und frühern Geschichtschreibern siehet; oder dann gezwungen, voll abgebrochner

brochner dunkeler Sentenzen, wie z. B. im Gratian und andern gleichzeitigen Schriftstellern. In ihren Gedichten waren diese Fehler noch weit allgemeiner; insonderheit findet man darin eine Menge metaphysischer Spitzfündigkeiten, die einander so vielfältig und mühsam entgegengesetzt sind, daß auch ihre besten Gedichte das Ansehn von Räthseln haben. Und es ist noch nicht sehr lange, daß sie diese unnatürliche Methode verlassen haben.

Vielleicht aber sind die Spanier mehr zu diesen Fehlern geneigt, aus Gründen die sich aus ihrem Nationalcharackter erklären lassen. Wir finden wirklich schon im Lucan und Seneca, die beyde Spanier waren Spuren davon: Beyde hatten viel Genie, und waren in gewissen Absichten vortrefliche Schriftsteller; aber der eine ist in seinen Versen gar zu schwülstig, und der andere ziert zur Unzeit die ernsthafteste Art von Philosophie mit bunten Blumen einer jugendlichen Phantasie.

Doch, um diesem Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, müssen wir gestehen, daß sich jetzt das Genie desselben durch alle diese Hindernisse rühmlich durchgearbeitet hat, und schon einiche helle Stralen durch die Wolken brechen. Die Geschichte erscheint in den Schriften eines Mariana mit mehrerer Ernsthaftigkeit und mit ma-

jestätischer Einfalt; noch etwas romantisch, aber mit viel Geist und Glanz in den Schriften eines Del Solis; mit Einfalt und gutem Geschmack im Herrera. In den Schriften Ludwigs von Granada ist viel Lebhaftigkeit und Beredsamkeit; in den Allegorien des Quevedo viel feine Satyre, viel Witz, und eine eigene Laune. Lope de Vega schrieb eine Menge Lustspiele, die aber nach seinem eigenen Geständniß, vier oder fünfe ausgenommen, nicht ausgearbeitet sind: Doch müssen ihm die Kunstrichter, so sehr sie ihn über diesen Fehler tadeln, den Ruhm einer sehr fruchtbaren Einbildungskraft und eines richtigen comischen Geschmackes lassen. Und es ist merkwürdig, daß die zwey ersten guten Theaterstücke, die in Frankreich zum Vorschein gekommen, ein Trauerspiel (*) und ein Lustspiel (†), aus Spanischen Schriftstellern nachgeahmt sind. Cervantes ist ein Originalgenie, das kaum jemals seines gleichen gehabt hat. Nach der Sorgfalt, welche die Spanier auf die Berichtigung ihrer Sprache verwenden, und nach einigen neuern Schriften zu urtheilen, ist es sehr wahrscheinlich, sie werden in der gelehrten Welt bald mehr Aufsehen machen.

Nach der Staatsverfassung unsers Reichs, in welcher die Freyheit der Macht so glücklich das Gegen-

(*) Der Cid, nach dem de Castro.

(†) Der Lügner, nach dem Lope de Vega.

Gegengewicht hält, sollte man erwarten, daß die Beredsamkeit bey uns eben so sehr blühen sollte, als in Athen und Rom. Wir finden auch wirklich, daß diejenige Art von Beredsamkeit, die eigentlich von der Freyheit abhängt, zu einem ziemlich hohen Grad der Vollkommenheit gestiegen ist; ich meyne diejenige, die sich mit Staatsangelegenheiten, und mit Vertheidigung oder Bestreitung der Gesetze beschäftiget. In diesem Stück ist der Vorzug offenbar auf unserer Seite; und man wird anderswo in den neuern Zeiten wenige Proben von Beredsamkeit aufweisen können, die sich mit vielen von unsern Parlamentsreden vergleichen liessen.

Schon nicht so weit haben wir es in unserer gerichtlichen Beredsamkeit gebracht: Käme es dabey nur auf die Fähigkeiten unserer Sachwalter an, so könnten wir weit mehr erwarten. Allein es sind zwo Ursachen, aus denen sich erklären läßt, warum wir selten darin etwas vollkommenes zu Stande bringen: Die einte ist die Natur und Beschaffenheit unserer Gesetze, die so sehr vervielfältigt, und auf so viele kleine Umstände ausgedehnt sind, daß sich ein Sachwalter nothwendig auf einen trocknen unangenehmen Detail einlassen muß: Die andere scheint von den Sachwaltern selbst herzurühren; sie überlassen sich nämlich ihrem eigentlichen und wichtigsten Ge-

schäft, der Rechtsgelehrsamkeit, so sehr, daß sie darüber jene allgemeinen Grundsätze, auf welchen die wahre und eindringende Beredsamkeit beruhet, vergessen: Indem sie sich nur auf das Nothwendige einschränken, vernachlässigen sie alles was zum Schmucke dienen kann. Eine schlechte Methode! Denn eines kann ohne das andere nicht wohl bestehen. Es würde freylich unverzeihlich seyn, wenn sich jemand, ohne die Gesetze zu verstehen, für einen Rechtsgelehrten ausgeben würde. Aber es ist auf der andern Seite auch wahr, daß man diese Kenntniß weit vortheilhafter anwenden kann, wenn man die Kunst verstehet schön und zierlich zu reden: Ohne diese Kunst wird wenigstens ein Sachwalter seine Rolle sehr unvollkommen spielen.

Diese Unterlassungssünde ist um soviel weniger zu verzeihen, da kaum jemand, der eine gute Erziehung genießt, seyn kann, der nicht neben seinen nothwendigen Geschäften in einigen Zwischenstunden sich mit dem, was man insgemein Schöne Wissenschaften nennet, bekannt machen könnte. Dadurch setzt sich ein Sachwalter in den Stand, seine trockenen Deductionen zu beleben, und das nackte, dürre Gerippe von Satzungen und Gebräuchen mit Muskeln und Fleisch zu bedecken.

Hieraus können wir auch besonders den Schluß ziehen, wie nothwendig und nützlich es sey, daß

man

man sich bey Zeiten in den glücklichen Tagen der Jugend, ehe man noch mit Sorgen und Geschäften überhäuft ist, mit den berühmtesten Schriftstellern alter und neuer Zeiten bekannt mache. Dieses wird den Gründen, die ein erfahrner Sachwalter zum Behuf seiner Sache anführt, nicht nur Schönheit und Anmuth mittheilen, sondern auch die gründliche Gelehrsamkeit, welche immer auf dieses Fundament gebaut werden muß, erst recht nützlich und brauchbar machen. Diese frühe Bekanntschaft mit den Werken der Alten, ist jenen Freundschaften ähnlich, die man in der Jugend schon mit artigen jungen Leuten aufrichtet: Gemeinschaftliche Spiele und Scherze legen den Grund darzu; allein in der Folge, wenn diese Freunde in der Welt auftreten ihre Rolle zu spielen, erndtet man von ihrer Bekanntschaft oft unerwartet die wichtigsten Vortheile ein.

Sechste

Sechste Vorlesung.

Fortsetzung.

In der Kanzelberedsamkeit scheint Engelland den Vorzug vor allen übrigen Ländern zu behaupten. Ich weiß zwar sehr wohl, daß auch andere Länder manche berühmte Prediger aufzuweisen haben: Allein so weit ich sie kenne, und die berühmtesten habe ich mit Aufmerksamkeit gelesen, hat keiner derselben Proben von einer so richtigen und meisterhaften Beredsamkeit gegeben, als viele von den unsrigen. Ich gestehe es, wir sind geneigt von unserer Sprache und unserm Vaterland allzugünstig zu urtheilen, und denselben in Vergleichung mit andern einen unbillichen Vorzug zu geben: Allein ich weiß im Gegentheil auch, daß wir sehr gerne fremde Sachen und Moden bewundern, und sie unsern eignen weit vorziehen. Die Vernunft soll uns also hier die Mittelstrasse zeigen; sie soll alle Vorurtheile entfernen, und alles von beyden Seiten auf die Waagschale der unpartheyischen Wahrheit legen.

Niemals sollte man Vergleichungen von der Art aus Nationalstolz, aus Leidenschaft oder blosser Neubegierde anstellen, sondern damit man daraus

wirklichen Nutzen ziehen könne: Denn wenn uns unsere Nachbarn übertreffen, so laßt uns von ihnen lernen unsere Fehler verbessern. Haben wir keine Einsichten von ihnen zu borgen, so können wir doch ihre Manieren annehmen: Dieser Zweck läßt sich am leichtesten durch einen vertraulichen Briefwechsel erhalten. Daher haben unsere Schriftsteller in dem vorigen Jahrhundert aus der genauen Bekanntschaft mit den Französischen sehr viel Vortheil gezogen: Sie lernten von ihnen mehr Genauigkeit, eine gesundere Critick, mehr Methode, und eine gewisse Annehmlichkeit und Politur. Seitdem haben die Franzosen nicht weniger Vortheil aus der Bekanntschaft mit unsern Gelehrten gezogen; so daß man in einigen ihrer neuesten Schriften mit leichter Mühe, an der Stärke, Gründlichkeit und Kürze, Züge des Brittischen Genie entdecken kann.

Bey einer solchen Nationalvergleichung hat man mit gutem Grund unsern Schriftstellern in Absicht auf die Kanzelberedsamkeit den Vorzug gegeben. Wenn ich nach meiner besten Ueberzeugung reden soll, so glaub ich, daß die beständigen Appellationen an die Leidenschaften und der declamatorische Ton, den ich in den meisten französischen Predigern angetroffen, unsern deutlichen, gründlichen, vernünftigen und dabey doch lebhaften Predigten den Vorzug keineswegs streitig

machen.

machen. Woher kömmt es aber, möchte man fragen, daß wir es in diesem Stück so viel weiter gebracht haben? Ich habe oft gedacht, folgende Auflösung sey nicht unwahrscheinlich. Meines Erachtens hat nämlich die grosse Freyheit, die unsere Gesetze und unsere sanfte Regierungsart allen Arten von Ungläubigen verstatten, sehr viel zu diesem Vorzug beygetragen, ungeachtet man darin oft auch zu weit gegangen ist, und dann viel Unheil gestiftet hat: Denn eben diesen kühnen und öffentlichen Angriffen haben die besten Vertheidigungen der natürlichen und geoffenbarten Religion, die jemals in der Welt erschienen sind, ihr Daseyn zu danken: Und da diese Controversen von beyden Seiten mit dem grösten Fleiß von unsern besten Köpfen betrieben wurden, so mußte solches nothwendig einer richtigen, gründlichen und raisonnirenden Beredsamkeit den Weg bahnen, welche sich dann der Natur der Sache gemäß bald und in vollem Glanze auf der Kanzel zeigte.

Diese Auflösung bahnet uns auch den Weg zur Beantwortung einer Frage, welche unsere Nachbarn auf dem festen Land betrift: Warum sie es in der Kanzelberedsamkeit nicht so weit als in andern Wissenschaften gebracht haben? Ich schreibe dieses den unter ihnen eingeführten Systemen zu: Ihre Kirche maasset sich die Untrüglichkeit an; was

sie also für einen Glaubensarticel erklärt, muß dafür angenommen werden: Wo aber kein Widerspruch Platz hat, da sind Gründe sehr überflüssig, oder vielmehr schädlich; und ein jeder Versuch, gewisse Sachen vor einer grossen Versammlung mit Gründen zu beweisen, muß für gefährlich angesehen werden, weil man auf diese Weise von dem geheiligten Tribunal des Ansehens, das oft sehr unfreundlich ist, an die Vernunft appelliren will. Daher sehen wir, daß die Prediger solcher Kirchen bey den wichtigsten Lehrpunkten sich meistentheils gar nicht mit Beweisen abgeben; diesen Mangel aber können sie nicht anderst ersetzen, als wenn sie die Phantasie und die Leidenschaften ihrer Zuhörer in Bewegung zu setzen suchen; wenn sie alle ihre Stärke und Kunst auf äusserliche Zierrathen verwenden, welche doch, so schön und angenehm sie in einem gewissen Grade sind, nur bey der wahren Beredsamkeit wirkliche Dienste leisten, wenn sich das menschliche Genie noch so sehr dabey anstrengt. Daher sehen wir zur Bestätigung dieser Anmerkung, daß die Reformierten französischen Prediger, (*) wenn sie schon vielleicht in andern Absichten den Catholischen nicht zukommen, sie dennoch darin weit übertreffen, daß in ihren Kanzelreden mehr vernünftiger Unterricht herrscht.

Allein

(*) Claude, Dalle, la Placette, Werenfels, Saurin. &c.

Allein dem sey wie ihm wolle, (denn in dergleichen allgemeinen critischen Urtheilen darf man keine gänzliche Uebereinstimmung erwarten) so glaub ich, man könne mit Recht in unserer Sprache des Bischof Tillotsons Reden als Muster guter Predigten ansehen. Man wird sehr wenige Predigten finden, die in der Methode so viel Deutlichkeit, in Beobachtungen so viel Richtigkeit, in den Beweisen so viel Stärke, und zugleich in der Auszierung so viel bescheidenes und männliches haben, als Tillotsons seine. Damit will ich zwar nicht behaupten, daß alle seine Reden gleich gut seyn; seine nachgelaßnen sind, wenige ausgenommen, viel schlechter als die andern die er bey seinen Lebzeiten herausgegeben: Die erstern sind nämlich gröstentheils mehr rohe Entwürfe als ausgearbeitete Predigten: Doch findet man allenthalben Züge seiner Meisterhand; nur die Annehmlichkeit des Colorits fehlt, er hätte noch die letzte Hand anlegen sollen. Allein auch in seinen beßten Reden müssen wir nicht die äusserste Vollkommenheit erwarten, denn keine menschliche Arbeit ist durchaus vollkommen. So vortreflich die Predigten sind welche er noch selbst besorgt hat, so wird doch ein critisches Aug in denselben hie und da einen Flecken entdecken können. Ueberläßt er sich nicht oft seiner Einbildungskraft gar zu sehr? Er ist oft erhaben und pathetisch,

aber geht er darin nie zu weit? Er hat unsere Sprache völlig in seiner Gewalt; sein Styl ist meistens leicht, fliessend und reich; aber ist er es immer? Nie allzu nachlässig, wortreich, überfliessend? Habt ihr niemals niedrige Ausdrücke und Redensarten in seinen Predigten bemerkt? Ja! Allein dieser grosse Mann wählte sie mit Fleiß; er hielt sie in Predigten an das Volk für schicklich, und glaubte, seine Zuhörer würden ihn desto besser verstehen. Das kann vielleicht seyn; allein meines Bedünkens sollte man ihn eben hierinn nicht nachahmen. Man kann ganz gewiß in einer Sprache sehr eigentlich und zugleich sehr deutlich reden; man kann sehr vertraulich seyn, ohne daß man sich niedriger Ausdrücke bedienen muß. Zum wenigsten ist das Publikum berechtigt, in ausgearbeiteten gedruckten Predigten mehr Sorgfalt und Genauigkeit zu erwarten; und man muß nie durch niedrige Ausdrücke anstößig werden, nur damit man einem Unwissenden verständlicher werde. Zu der Zeit, da man eine Predigt wirklich hält, bey gewissen Anlässen und Umständen, und nach der Beschaffenheit der Zuhörer, lassen sich dergleichen Freyheiten vielleicht rechtfertigen, oder zum wenigsten entschuldigen; das Ohr ist ein günstiger Richter, aber der Leser ist genau und unerbittlich.

Allein es ist Zeit, meine kleine Geschichte von

dem Zustande der Beredsamkeit in den alten und neuern Zeiten zu beschliessen; und da ich mich nur auf solche Thatsachen eingeschränkt habe, die mir zu nützlichen Anmerkungen Anlaß geben konnten, so will ich mit eurer Erlaubniß Euch einige derselben, die ganz natürlich aus dem Gesagten fliessen, in dem noch übrigen Theil dieser Vorlesung mittheilen.

Wir sehen erstlich aus dem was wir von dem gegenwärtigen Zustand der Beredsamkeit gesagt haben, daß es uns in unserer Sprache gar nicht an Gründen fehlt, die uns aufmuntern sollten, mit Fleiß und Sorgfalt an der Vervollkommnung derselben zu arbeiten. Vergleicht unsere Sprache mit den Sprachen unserer Nachbarn, und unsere Schriftsteller mit ihren Schriftstellern; wenn ihr dabey unpartheyisch zu Werke geht, so werdet ihr am Ende den Schluß machen müssen, daß unsere Sprache einer grossen Vollkommenheit fähig sey: Daß wir manche Schriftsteller haben, die es darin sehr weit gebracht haben; aber doch nicht so weit, daß zu neuen Versuchen nichts übrig bleibe. Wir haben gesehen, daß in dem Lande der Beredsamkeit noch manche grosse Striche von dem Englischen Genie gar nicht, oder nur sehr flüchtig sind bearbeitet worden: Da laßt uns also alle unsere Kräfte anspannen. Auch selbst in denjenigen Gegenden, die wir mit glückli-

glücklicherm Erfolg als andere Völker angebaut haben, sind noch Stellen genug, wo wir nicht umsonst arbeiten müssen. Denn in unsern besten Schriftstellern giebt es noch kleine Flecken, die wir ausweichen müssen; können wir gleich nicht eben so vollkommen werden, so können wir sie doch an Genauigkeit übertreffen, und das ist schon ein Stafel zum Ruhm. Ein jeder aus Euch sollte sich das in Hoffnung eines guten Erfolgs zum Grundsatz machen:

„ Tentanda via est, qua me quoque possum
„ Tollere humo, victorque virum volitare per ora.

Virgil.

Wir haben zweytens aus der Geschichte der weisesten und gesittetesten Völker gesehen, was für grosse Begriffe sie von der Macht der Beredsamkeit gehabt haben; mit wie vieler Sorgfalt sie junge Leute in derselben unterrichtet; wie viel Ehrenbezeugungen sie grossen Rednern erwiesen haben. Daraus erhellet zum wenigsten, daß es bey ihnen ausgemacht war, die Beredsamkeit sey eine Kunst, die man lernen müsse, und daß man die natürlichen Anlagen dazu durch die Befolgung richtiger Vorschriften und eine beständige Uebung ungemein erhöhen könne. Wir müssen also nicht unbedachtsamer Weise denjenigen Beyfall geben, die alle rethorischen Vorschriften verachten, alle

Mühe die man auf diese Kunst wendet für unnütz und verloren achten, und uns immer in die Ohren schreyen, wir sollen uns gänzlich der Natur überlassen; als wenn diese Natur uns mit dem Vermögen der Sprache auch die Fertigkeit gegeben hätte alle unsere Gedanken geschwind und schön auszudrücken. Die Kunst ist in allen Sachen nichts anders als eine durch sorgfältige Beobachtungen und viele Erfahrung in Regeln gebrachte Methode, die natürlichen Kräfte auf den höchsten Grad der Wirksamkeit zu bringen. Wer also in der Beredsamkeit diese Hülfsmittel nicht gebrauchen will, der überläßt sich ohne Leitung ganz allein der Natur, und handelt ungefehr eben so klug, als ein Mensch der in einer gefährlichen Krankheit durchaus keine Arztneyen gebrauchen, sondern alles den Kräften der Natur überlassen will: Zuweilen kam es da gerathen, wo alle Arztneyen unnütz sind; aber weit öftrer schlägt es fehl, wo einige Arztneymittel die beste Wirkung gethan hätten.

Drittens ziehe ich aus dem Gesagten diese Lehre: Studirt die besten Schriftsteller, die in den besten Zeiten unter verschiedenen Völkern gelebt haben: Gebt sorgfältig auf das Achtung, was die Beredsamkeit in verschiedenen auf einander folgenden Zeitpunkten bezeichnet; bemerkt die verschiedenen Stufen ihre Abnahme; sucht den Zeitpunkt

sorg-

sorgfältig zu entdecken, in welchem sich fremde und verdorbene Manieren eingeschlichen, und wie dieselben nach und nach zur herrschenden Mode worden. Diese Sorgfalt ist das beste Mittel, Euch vor ähnlichen Fehlern zu verwahren.

Wir sehen in einem benachbarten Lande, dessen Einwohner sich durch einen starken Hang zu allem was neu ist auszeichnen, die Sprache und den Styl in einer beständigen Abänderung, ungeachtet des rühmlichen Fleisses ihrer Academien, einmal einen sichern und unveränderlichen Maaßstab festzusetzen. Auch darin sind wir ihnen, wie in andern Sachen, nur gar zu ähnlich. Diesem unbeständigen Wesen nun sollten wir uns mit aller Macht widersetzen. Die grösten Staatsmänner sagen, eine Regierungsform, die in Unordnung gerathen sey, könne auf keine Weise leichter wieder hergestellt werden, als wenn man sie auf ihre ursprüngliche Einrichtung zurückführe. Auf gleiche Weise sollten Schriftsteller diejenige Schreibart, die in den besten Zeiten den grösten Männern eigen war, zu erhalten suchen: Die menschliche Natur ist überhaupt so beschaffen, daß sie sich in dergleichen Sachen eher verschlimmert, als immer beym Alten bleibt.

Insonderheit müssen wir uns in unsern Tagen vor übertriebnen Zierrathen und aufgeschraubtem Witz hüten: Ein Fehler der meines Erachtens

tens bey uns sehr überhandgenommen hat, und gewöhnlich ein Zeichen ist, daß die Wissenschaften abnehmen. Diese Pflanzen, die meistentheils auf einem fruchtbaren, aber übel besorgten Erdreiche wachsen, vermehren sich ungemein; aber zuletzt machen sie ganz gewiß den Boden unfruchtbar, oder bedecken denselben wenn es noch gut geht, mit schön scheinendem aber unnützem Unkraut. Nicht lange nach der Widerherstellung der Wissenschaften entsprossen diese Pflanzen in dem überaus fruchtbaren Italien, wo sie eine geraume Zeit blüheten, und ungeachtet der rühmlichen Bemühungen einiger neuerer und scharfsinniger Schriftsteller (*) bis jetzt noch nicht gänzlich ausgerottet werden konnten. Von daher kamen sie über die Alpen, wo man sie wechselweise bald schätzte, bald verachtete, bald bewunderte, bald ausreutete. Gegenwärtig scheinen sie bey uns sehr gut fortzukommen; und das ist, wenn man sich auf die Geschichte der Wissenschaften verlassen darf, ein schlechtes Zeichen.

Ich läugne nicht, daß diese witzigen Einfälle, wenn man sie mässig gebraucht, ihren guten Nutzen haben können: Aber da sie nur auf einzelnen abgesönderten Begriffen von Sachen beruhen, so führen sie meistentheils auf falsche Gedanken, und sind zum Theil selbst falsch; und wenn sie auch

(*) Scipio Maffei und Gravina.

auch durchaus wahr wären, so muß man doch damit nicht verschwenderisch seyn. Gut gefaßte und wohlangebrachte Juwelen stehen nicht übel, sie dienen zur Verschönerung; aber diese Schriftsteller überladen ihre Musen mit Zierrathen, und machen sie dadurch häßlich. Die feinsten Auszierungen von der Art findet man in unserm Englischen Homer; (*) Allein ich kann mich nicht erinnern, eine einzige in dem ganzen Original gefunden zu haben.

Allein die oben festgesetzte Regel hindert nicht, daß man auch oft Schriftsteller aus verdorbenen Zeiten mit Vortheil lesen könne; nur muß man dabey alle mögliche Sorgfalt beobachten; Man kann die besten aus ihnen Feldern vergleichen die verschiedene Pflanzen hervorbringen; unnütze und brauchbare, gesunde und vergiftete; und wie leicht pflückt man diese letztern?

Miseros fallunt aconita legentes.

Viertens: Da das Studium der Beredsamkeit in Athen und Rom so allgemein war, da sie allein in beyden Republicken den Zugang zu den wichtigsten Staatsbedienungen öfnete, da so unzählig viele Bücher über diese Kunst geschrieben wurden, so möchte man fragen, woher es gekom-

(*) B. II. Z. 68. 116. 164. 242. 407. III. 288. IV. 323. VII. 212. &c.

men sey, daß unter so vielen tausenden, die sich auf diese Kunst legten, nur so wenige in derselben berühmt worden seyn? Die alles überschwemmende Zeit hat uns eine Menge solcher, die zu ihren Zeiten berüchtigt waren, entrissen, und nur sehr wenige sind dieser Fluth entgangen:

Apparent rari nantes in gurgite vasto.

Virgil.

Und was haben denn diese wenigen übriggebliebenen für eigenthümliche Vorzüge? Laßt uns nur ihre Schriften lesen, untersuchen, und wieder lesen: Es muß der Mühe wohl werth seyn, sie müssen einen ganz besondern Werth haben; denn alle Menschen, aus verschiedenen Ländern und Zeiten, von ungleichen Temperamenten und Leidenschaften, können sich unmöglich verschworen haben, denselben ein unverdientes Lob beyzulegen. Können uns nicht einige Funken von dem Feuer ergreifen, das ihre Werke unsterblich machte? Gewiß ist das ein edler Ehrgeitz, und unserer eifrigsten Bestrebungen würdig.

Erlaubet mir hier die schon oben gemachte wichtige Anmerkung zu wiederholen: So gut es ist, wenn wir die Schriften der alten Griechen und Römer bewundern, und mit aller Vorsichtigkeit studieren, so müssen wir doch niemals so sehr in sie verliebt werden, daß wir uns bemühen, sie in

ihrer

ihrer eigenen Sprache nachzuahmen. Ich weiß gar wohl, daß dieses die Lieblingsneigung der Wiederhersteller der Wissenschaften, und vielleicht auch dieser Enthusiasmus zu derselbigen Zeit sehr nützlich war: Allein er dauerte gar zu lange; und da die Gelehrten alle sich mit fremdem Zeuge kleideten, so verhinderten sie die Errichtung und den Flor ihrer inländischen Manufacturen. Es ist aber auch noch ein andrer Nachtheil mit dieser Mode verbunden: Daß nämlich bey dergleichen Versuchen der Nutzen mit der Arbeit in keinem Verhältnisse stehet. Eine schwache und immer fehlerhafte Aehnlichkeit ist das wichtigste, das wir zu Stande bringen können: Allein wir sollten viel weiter kommen; wir sollten uns bestreben mit ihnen gleiche Verdienste zu erwerben; nicht knechtisch an Worten und Redensarten zu hängen, sondern eben so fliessend stark und gründlich zu schreiben; nicht nur ihre Töne, sondern auch ihren Geist in unsere Schriften überzutragen. Anstatt viele unserer vornehmen jungen Herrchen nachzuahmen, die von ihren Reisen in fremde Länder nichts anders als fremde Kleider, fremde Grimacen, und fremde Ausdrücke nach Hause bringen, sollten wir vielmehr dem Beyspiel jener vernünftigen Reisenden folgen, die ihre vaterländische Kleidung beybehalten; aber mit so feinen, angenehmen und ungezwungenen Manieren

heim kommen, daß man es ihnen ansiehet, daß sie viel erfahren und ihre Bekanntschaften mit Ueberlegung und gutem Geschmack gewählt haben. Schreibt ohne diese Sorgfalt so schön lateinisch als Cicero, so verdient ihr nicht gelesen zu werden: Macht Verse die eben so harmonisch tönen als die Aeneis, sie werden um deswillen nicht geschätzt. Indessen ist es, ich gestehe, nicht ganz ohne Nutzen, in todten Sprachen zu schreiben: Junge Leute sollten sich fleissig darin üben, weil es beynahe unmöglich ist eine Sprache vollkommen zu verstehen, wenn man in derselben nicht schreiben kann: Denn ohne das wird man sich ihr eigenthümliches, ihre Wortfügungen und Idiotismen niemals, und noch viel weniger die feinern Schönheiten derselben, recht bekannt machen können; folglich wird man auch die besten Bücher in dieser Sprache mit weit geringerm Vergnügen lesen.

Ich muß hier beyläufig anmerken, daß meines Bedünkens bey unserer Schulauferziehung die Versäumung eben dieser Uebung in der griechischen Sprache sehr fehlerhaft und von schlimmen Folgen ist. Denn da man uns in der Jugend gar nicht anhält, griechisch zu reden oder zu schreiben, so wird es uns, wenn wir älter werden, aller angewandten Mühe ungeachtet, beynahe unmöglich, eine richtige Kenntniß dieser

Sprache

Sprache zu erlangen, die Verschiedenheit des Styls zu bemerken, sie critisch zu beurtheilen, und das eigenthümliche Licht und Schatten der verschiedenen Meisterstücke des alten Gräciens zu unterscheiden. Ich könnte verschiedene Gründe anführen, um den Nutzen dieser Uebung zu zeigen; Ich könnte, wenn es hier der Ort dazu wäre, beweisen, daß diese Uebung in der griechischen Sprache zur Grundlegung einer wahren Beredsamkeit weit nützlicher sey, als die gleiche Uebung in der Lateinischen, die man doch in den Schulen so eifrig treibt, oder wenigstens so stark empfiehlt daß man glauben sollte sie würde mit gutem Erfolg getrieben.

Doch dem sey wie ihm wolle, so ist doch das unläugbar, daß wir dadurch den Alten nicht ähnlich werden, wenn wir Worte oder auch Gedanken von ihnen entlehnen; sondern nur dann, wenn wir unsern eignen richtigen Einsichten, unserm eignen guten Geschmack ihren Geist und ihre Manier gleichsam einpropfen; wenn wir unsere Gegenstände eben so vollständig, wie sie, abhandeln; wenn wir, wie sie, die wichtigsten Umstände auswählen, und jedem seine gehörige Stelle anweisen; wenn wir endlich unsern Werken jenen unnachahmlichen Glanz und Politur geben, welche die Alten den Ihrigen mittheilten, und die allemal heller und deutlicher hervorstechen, je genauer

man ihre Schriften untersucht. Allein ich komme unvermerkt auf Sachen, die an ihrer besondern Stelle vollständiger abgehandelt werden sollen: Und da die Nachahmung, die ich eben berührt habe, der kürzeste und beste Weg zur Erlangung der Beredsamkeit ist, so verdient sie eine genauere Untersuchung, welche auch sehr schicklich auf die Geschichte der Beredsamkeit und der berühmtesten Redner folget.

Siebente Vorlesung.

Von der Nachahmung.

Einer der grösten Vortheile, den wir aus dem fleissigen und sorgfältigen Lesen der Schriften der Alten ziehen können, ist dieser, daß wir dadurch zur Nachahmung derselben geleitet, und ihnen auf diese Weise nach und nach ähnlich werden können. Allein da man gegen die Nachahmung überhaupt mit einigen Vorurtheilen eingenommen ist, und selbst diejenigen, die den Nutzen derselben einsehen, dennoch oft in der Anwendung irren, so wird es nicht unnöthig und unserm Plan nicht zuwider seyn, wenn wir einige Betrachtungen darüber anstellen. Dem zufolge wollen wir erstlich den Nutzen der Nachahmung zeigen, und dann zweytens die Regeln einer guten Nachahmung festsetzen.

Wir nehmen unsere Beweise für den Nutzen der Nachahmung aus zweyen Quellen her; aus der Erfahrung, und der Vernunft. Wir wollen einen jeden kürzlich auseinander setzen.

Gehet in die alten Zeiten zurück: Wie sind diejenigen, die in einer Wissenschaft oder Kunst berühmt worden, dabey zu Werke gegangen? Haben

ben sie sich mit ihrem eigenen Vorrath allein beholfen, oder haben sie auch aus dem Ueberfluß anderer entlehnt? Das läßt sich leicht entscheiden: Denn es ist unwidersprechlich gewiß, daß die grösten Männer in allen Wissenschaften und Künsten ihre ersten Materialien den Entdeckungen anderer zu danken, und daß sie auch die Kunst, diese Materialien zu bearbeiten, gröstentheils aus Beyspielen gelernet haben. Wir können aus der Vollkommenheit der Gedichten Homers, und aus einigen dunkeln und zerstreuten Nachrichten älterer Zeiten wahrscheinlich schliessen, daß dieser Dichter gewisse Muster vor sich gehabt, die er nachgeahmt und übertroffen hat. Unter diese können wir mit Recht den Orpheus, den Linus, den Amphion und den Musäus zählen; Männer, deren Namen freylich nur schwach durch die Fabelgeschichte durchscheinen, die aber wegen ihrer Geschicklichkeit in der Dichtkunst und Musick scheinen berühmt gewesen zu seyn. Allein da uns keine Denkmale aus diesen alten Zeiten übrig geblieben sind, so können wir hierüber mit Gewißheit nichts entscheiden.

Wir wollen also dem Homer den Ruhm eines Originalgenies lassen, den man ihm auch vielleicht wegen seines Alters nie streitig gemacht hat: Aber das ist hingegen unwidersprechlich gewiß, daß ihm die ganze grosse Menge von Schriftstellern, die

nach

nach ihm geblühet haben, ungemein viel zu danken hat. Alle Kunstrichter stimmen hierin überein, und ihr könnt Euch selbst davon durch Beyspiele aus allen griechischen Schriftstellern leicht überzeugen. Allenthalben, in der ungezwungenen Einfalt dieses und in dem Nachdruck jenes Geschichtschreibers, in dem Erhabenen dieses, in der Leichtigkeit und Deutlichkeit eines andern, und in der vielbedeutenden Kürze eines dritten Weltweisen, werdet ihr Spuren von Homers Genie finden; sie entlehnen so gar Worte und Gedanken von ihm, und weben sie in ihre Prose ein. Das verbergen sie aber nicht wie einen Diebstal, sondern sie machen sich eine Ehre daraus, es öffentlich zu sagen daß sie ihn nachahmen: Sie halten seine Schriften beynahe für etwas göttliches; für einen allgemeinen grossen Schatz, aus dem ein jeder, der Fähigkeiten genug hätte, etwas köstliches herausnehmen könnte, um sich selbst damit zu bereichern oder zu schmücken.

Neben den Dichtern war dieser Schatz insonderheit den Rednern sehr nützlich, welche darin einen unerschöpflichen Vorrath von edeln und erhabenen Bildern fanden. Niemand machte sich denselben mehr zu Nutz als Demosthenes: Er bemühte sich gleich anfangs diesem Dichter und dem Thucydides ähnlich zu werden; und so gelang es ihm, die Deutlichkeit, den Reichthum und

das Erhabene des einen, mit dem Nachdruck der Stärke und Kürze des andern zu vereinigen; dadurch wurde sein Styl erhaben ohne Schwulst, und gedrungen ohne Trockenheit. Wir würden ohne Noth zu weitläuftig werden, wenn wir diese Beobachtung auf die römischen Schriftsteller ausdehnen, und ausführlich zeigen wollten, daß **Tullius**, **Livius**, **Virgil**, **Horatz** und alle übrige grosse Männer, welche die Zeiten des **Augustus** zierten, sich nicht weniger nach den Mustern der Alten gebildet haben: Man weißt zuverlässig von ihnen, daß sie sich sehr viel darauf einbildeten, die kostbarsten Schätze Griechenlandes nach Rom gebracht zu haben.

Ich gehe einen Schritt weiter, und frage Euch: Welche unter den Neueren haben es weiter gebracht; diejenigen welche sich ganz allein auf ihre Kräfte verliessen, oder diejenigen welche von der Weisheit der Alten einen guten und vernünftigen Gebrauch machten? Und ihr werdet mir antworten müssen: Allemal diejenigen, die in einem gewissen Grade die Alten nachgeahmet haben. Die Erfahrung begünstigt also diese Nachahmung.

Wir nehmen zweytens unsere Beweise aus der Vernunft her; und was sagt die Vernunft? — Wir sollen die menschliche Natur wohl kennen lernen. — Ist aber die menschliche Natur so beschaffen, daß ein einzelner Mensch vermöge seines Ge-

nies im Stand ist, eine Kunst von ihren ersten Anfängen zur höchsten Vollkommenheit zu bringen? Nehmen nicht die Künste bey allen Völkern stufenweise zu? Haben nicht die Künste und Wissenschaften wie die Menschen ihre Kindheit, ihre Jugend und ihr männliches Alter? Sind sie nicht im Anfang schwach und rohe; gelangen sie nicht nach und nach zu einer gewissen Grösse, Wachsthum und Zeitigung? Beweiset dieses alles nicht unläugbar, wie nützlich die Nachahmung sey? Die Menschen müssen einander helfen. Glücklicher Weise eröfnet etwa ein erfinderisches Genie eine reiche Quelle; andere folgen seiner Spur, und sammeln und leiten das Wasser in eigene Canäle. Die Menschen sind überhaupt so schwach und träge, ihre Talente sind so eingeschränkt, sie sind so vielen Zufälligkeiten unterworfen, und ihr Leben ist so kurz, daß schwerlich die gleiche Person eine solche Arbeit anfängt, fortsetzt und auch zur Vollkommenheit bringt. Nein! das ist das Werk vieler Menschen; einer muß den andern nachahmen und übertreffen; sehr oft müssen ganze Geschlechtsfolgen daran arbeiten. Dieses wird ein jeder ohne Widerrede zugeben müssen, dem die Geschichte der Künste und Wissenschaften bekannt ist. Der Tempel der Künste, wenn ich so reden darf, kann nicht von einem Menschen, und kaum in einem Menschenalter aufgeführt

werden: Verschiedene auf einander folgende Geschlechter müssen daran arbeiten; jedes erhöhet das Gebäude; und noch jetzt ist dasselbe nicht so vollkommen, daß nichts mehr beyzufügen sey; es kann noch immer grösser und zierlicher werden.

Die Geschichte des berühmten Raphaels giebt uns ein merkwürdiges Beyspiel von dem Nutzen der Nachahmung an die Hand. Zuerst war seine Manier, wie seines Lehrmeisters Pietro Perugino, trocken und kalt: Sobald er aber einige Gemählde von Leonardo da Vinci sahe, änderte er sich, und gab seinen Figuren neues Leben und Anmuth. Aber nachdem er sich gar in Rom niedergelassen hatte, studierte er unaufhörlich die prächtigen Denkmäler des Alterthums, die Bildsäulen, alten Münzen und erhobenen Arbeiten; vorzüglich aber beobachtete er, wie die Geschichte erzählt, den Styl des Michael Angelo seines Nebenbuhlers: Dadurch eröffnete er eine neue Bahn, und erhob sich zu der geistreichen, edeln und erhabenen Manier, die sich in seinen letzten Werken auf eine so vorzügliche Weise auszeichnet.

Allein man wird uns dagegen den Einwurf machen: „Ein Original ist doch immer weit „schätzbarer als eine Copie: Die Natur ist der „beste Lehrmeister; dieser sollte man sich allein „überlassen: Hingegen wird die Nachahmung im„mer durch die Vorurtheile des Ansehens und

„des

„ des Beyspiels eingeschränkt.„ Dieser Einwurf ist zum Theil wahr. Die Natur ist der beste Lehrmeister: Aber wird dann ein ieder, ohne anderweitige Anleitung, der Natur allenthalben dahin folgen können, wohin sie ihn führt? Hat die Kunst dabey gar nichts zu thun? Und giebt es nun ein besseres Mittel die Kunst zu erlernen, als eine vernünftige Nachahmung? Allein wir wollen die Sache genauer untersuchen.

Erstlich ist ein vortreflicher Original, das alles seinen eigenen Fähigkeiten zu danken hat, etwas ausserordentlich seltenes. Durchgehet die Jahrbücher aller Zeiten: Wie wenige, wie sehr wenige werdet ihr finden, die auf diese Weise ganz aus sich selbst etwas grosses zu Stande gebracht haben? Vielleicht sind etwa einige wenige glückliche Genies, die sich selbst Flügel gemacht, und sehr hoch emporgeschwungen, die niemand nachgeahmt haben, und also auch unnachahmlich sind. Allein aus so ausserordentlich seltenen Beyspielen läßt sich kein allgemeiner Schluß auf alle Menschen machen.

Zweytens: Selbst diese wenigen Originale waren gewiß unvollkommen; Unterricht und Beyspiele hätten ihnen sicher nichts geschadet. Die Erfindungskunst ist eines der seltensten Geschenke des Himmels; und auch diejenigen, welche in derselben am glücklichsten sind, begehen doch sehr leicht

Fehler, wenn sie nicht die gröste Sorgfalt anwenden. Kein Schriftsteller kann meines Bedünkens mit grösserm Recht auf den Titel eines Originalgenies Anspruch machen, als unser Shakespear: Wie reich ist seine Phantasie! Wie erhaben sind seine Gedanken! Wie stark reißt er zu jeder Leidenschaft hin! Unterscheidet er sich nicht gänzlich von jedem andern Schriftsteller? Kaum ist eine Zeile, die nicht das Gepräg seines eigenen Genies trägt: Gleich vortreflich im Trauerspiel und im Lustspiel, in seiner freyen muntern Laune und in dem höchsten Flug seiner Phantasie, setzt er, mit gleicher Gewalt über unsere Herzen, uns in ein lautes Gelächter, oder lockt uns Thränen ab. Allein dessen ungeachtet muß man es bemerken, wie ungleich er sich selbst ist: Man muß nothwendig über die Unordnung, die auch in seinen besten Stücken herrschet, über seine falschen Gedanken und über seinen gezwungenen und dunkeln Styl verdrießlich werden. Er verdient zwar, aller dieser Fehler ungeachtet, unsere gröste Bewunderung; aber ohne dieselben würden wir doch seine theatralischen Werke mit noch grösserm Vergnügen lesen, und aufführen sehen. Und diese Fehler hätte er alle leicht ausweichen können, wenn er sich mit den guten Mustern des Alterthums bekannt gemacht hätte: In solchem Fall würde er wahrscheinlich die dramatische Dicht-

kunst auf eine bisher noch unbekannte Höhe gebracht haben.

Ich will noch ein anders Beyspiel aus einer verschwisterten Kunst anführen. Man hält in der Mahlerey mit Recht den Corregio für ein Originalgenie: Arm, ohne Anweisung, ohne ein gutes Gemählde gesehen zu haben, war er dennoch ein grosser Meister; allein von seinem ausserordentlichen Genie geleitet übertraf er an Anmuth und Leichtigkeit des Pinsels fast alle seine Vorfahren. Aber die Kunstrichter merken mit Recht an, daß er sich selbst sehr ungleich ist, und oft in seiner Composition und Plan grosse Fehler begangen habe. Warum? Vornehmlich darum, weil er den Anlaß nicht hatte, vortrefliche Muster zu Rath zu ziehen und zu copiren.

Aus diesem allem erhellet klar, daß die Nachahmung in einem gewissen Grad nothwendig, oder doch zum wenigsten sehr nützlich sey. Die Erfahrung sagt uns, daß alle grossen Künstler nachgeahmt haben; und die Vernunft lehrt uns, daß es über die Kräfte der menschlichen Natur gehe, ohne alle Nachahmung zur Vollkommenheit zu gelangen. Ich muß zwar zu gleicher Zeit auch gestehen, daß die Nachahmung höchst schädlich seyn kann, und daß sie vielleicht schon eben so viele verführt, als zurecht gewiesen hat. Aber um deswillen müssen wir sie nicht verwerfen, sondern nur

gehörigen Gebrauch davon machen. Zu dem Ende hin will ich einige Regeln anführen die Eurer Aufmerksamkeit würdig sind.

Erstlich: „Wählt euch nur die besten Muster „zur Nachahmung „ Diese Regel ist so deutlich, daß man sie nicht einmal anführen müßte, wenn die Menschen nicht so oft dagegen handelten. Noch alle Tage giebt es Leute, die lieber den Ovid und Seneca, als den Virgil und Sallust nachahmen; und es ist offenbar, daß Corneille in der Wahl seines Musters die Pharsalia der Eneide vorgezogen hat. Von einer solchen verkehrten Auswahl lassen sich zwo Ursachen angeben: Entweder erwählt man aus Mangel an Einsichten das schlechtere, oder man glaubt dasselbe sey leichter zu erreichen. Sucht Euch also vor allem aus richtige Begriffe und Einsichten zu erwerben: Das Genie, welches freylich die Hauptsache ausmacht, ist eine Gabe der Natur; aber Fleiß und Aufmerksamkeit müssen es stärken und erhöhen.

Zweytens: „Wenn ihr Euch ein gutes Muster „ausgewählt habt, so haltet Euch daran fest, oder „schreibt lieber gar nicht.„ Wählt eure Muster wie eure Gesellschaften, nur die besten: Je besser ihr sie kennet, desto ähnlicher werdet ihr denselben werden. Aus der gehörigen Einschränkung dieser Regel entstehet eine andere: „Selbst unter

„ guten Mustern werden sich die einten besser für „ eure Anlagen schicken als die andern; diese „ schicklichern wählet.„ Die Menschen sind in ihren Anlagen und Fähigkeiten ungemein verschieden: Werden sie zu etwas gezwungen, wozu sie die Natur nicht bestimmt hat, so kömmt immer etwas sehr mittelmässiges heraus; hingegen wird derjenige aussert allem Zweifel am geschwindesten und glücklichsten fortkommen, welcher dem Trieb und der Leitung der Natur folget. Ihr müßt hierinn wie ein geschickter Landschaftenmahler zu Werke gehn; er thut sich keinen Zwang an, seine Landschaft nach einem im Kopf festgesetzten Plan zu mahlen, wenn er noch so gut wäre, sondern er macht seinen Plan nach einer wirklichen Landschaft, und richtet sich in der Stellung der Bäumen, in seinen Prospeckten, in der Leitung des Wassers völlig nach der Natur. Ihr müßt Euch also nicht zwingen, den Schriftsteller, den ihr Euch zum Muster ausgewählt habet, wenn ihr es auch schon könntet, durchaus nachzuahmen. Die beste Methode ist demnach diese, wenn ihr Euch ein Muster auswählet das sich am besten für euer Genie schickt, wenn es schon weniger vollkommen ist als andre. Denn wenn euer Plan gleich etwas fehlerhaft ist, so könnet ihr doch diesen Fehler durch eine desto vollkommnere Nachahmung wieder ersetzen.

Drittens: Hütet Euch, auch die besten Muster allzugenau nachzuahmen, oder wie Horatz sagt:

Ne desilias imitator in Arctum.

Denn sonst würdet ihr euer eignes Genie erstiken, und Euch selbst so fesseln, daß ihr eure Talente nicht gebrauchen könntet. Wer sich bestrebt genau in die Fußstapfen eines Vorgängers zu treten, gehet immer gezwungen und mühsam. Daran kann man auch die besten Copien von dem Original unterscheiden: Sie haben etwas steifes, der Pinsel ist nicht frey. Ueber dieses hat eine Copie niemals den Werth eines Originals, wenn sie demselben noch so gleich kömmt. Ihr müßt folglich so nachahmen, daß ihr euerm Original ähnlich, nicht durchaus gleich werdet.

Nirgends könnet ihr besser lernen, wie ihr Euch hiebey verhalten müßt, als wenn ihr bemerket, wie die römischen Dichter und Redner die Griechischen nachgeahmet haben: Sie thaten nichts weniger als sclavisch copieren; sie vermischten alles, was sie von jenen entlehnten, mit ihrem eigenen; gaben allem eine neue Wendung, oder machten einen solchen Gebrauch davon, daß das Ganze ihr Eigenthum schien. Es ist oft der gleiche Grund; aber die Figuren sind verschieden, oder in eine ganz andere Ordnung gestellt; so daß das Ganze eben dadurch neu zu seyn scheint.

Sie folgen zwar sehr oft den Griechen auf dem Fusse nach, aber oft verlassen sie auch ihren Pfad und schlagen unbetretene eben so angenehme Wege ein. Sie stehen daher meistentheils mit ihren Anführern in einer Linie, und werden aus Nachahmern Nebenbuhler. **Cicero** zeigt sich in seiner Lobrede auf den Cäsar, (*) und sein Landsmann in der Episode von der **Dido**, in einem eben so vortheilhaften Lichte, als in andern Theilen ihrer Werke; und doch hatten sie in keiner von diesen Stellen einen Führer, der ihnen den Weg zeigte. Nur der wird ein vortreflicher Nachahmer seyn, der ein gutes Original seyn kann.

Dieß führt uns auf die vierte Regel: „Gehet „vorsichtig zu Werke, wenn ihr Euch auf die Nach„ahmung eines einzigen Musters einschränkt.„ Denn man verfällt in dem Fall leicht in eine gar zu genaue Aehnlichkeit.

Nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa war dieses ein herrschender Fehler, daß alle angesehenen Schriftsteller den **Cicero** nachahmen wollten: Man ließ keinen Perioden gelten, wenn er nicht eine Ciceronianische Cadenz hatte: Kein Gedanke gefiel, wenn er nicht nach seiner Manier ausgedrückt war: Man verwarf jedes Wort, welchem das Siegel seines Ansehens nicht aufgedrückt wurde. **Erasmus** spot-

(*) Vid. *Cicero* Orat. pro Marcello.

tete in seinem Ciceronianer über diese abergläubische und ausschweifende Liebe für den Römer sehr fein und witzig. Allein es ist schwer die Mittelstrasse zu behalten: Er selbst verfiel in einen andern Fehler, und ward mit Recht wegen seiner fehlerhaften Nachlässigkeit im Styl getadelt (*).

Man setzt sich wirklich durch nichts mehr in Gefahr, lächerlich zu werden, als durch eine gar zu pünktliche Nachahmung. Es ist freylich vernünftig, wenn man sich in seiner Kleidung und Stellung nach artigen und gesitteten Leuten richtet; aber wenn man darin zu weit gehet; wenn man jede Mine und Bewegung affectirt; wenn man in dem gleichen Ton reden, auf die gleiche Weise lächeln und sauer sehen, und jede Kleinigkeit nachmachen will, muß man sich nicht dadurch dem Gespött und Gelächter blosstellen? Es ist in dem äussern Anstand etwas allgemein angenehmes, das jedermann ansteht; und das sollte sich auch jedermann angewöhnen: Aber dann giebt es

(*) Linacer, ein Zeitgenoß des Erasmus, war, ungeachtet er vortreflich schön schrieb, eben so unvernünftig gegen den Cicero eingenommen. Gardiner erzählt in einem Brief an Chek von ihm: Ciceronis dictionem nunquam probare potuit, nec sine fastidio audire.

Gardineri Epistola ad *Chekum*.

es auch unzählig viele kleine Annehmlichkeiten, die nur auf einzelne Personen passen, und die an andern Menschen bey weitem nicht so einnehmend sind. Eine gleiche Bewandtniß hat es auch mit den Werken des Geistes; bindet ihr Euch an ein einziges Muster, so wird jedermann die unschickliche Aehnlichkeit sehen, und lachen.

Ihr müßt Euch demnach nicht so enge Schranken setzen, sondern alle guten Schriftsteller, so viel eure natürliche Fähigkeiten es erlauben, Euch zu Nutze machen. Wenn ihr alles künstlich vermischet und in einander verwebet, so werdet ihr immer etwas neues und eigenes hervorbringen: So wie bey der Einäscherung einer reichen griechischen Stadt die Vermischung von verschiedenen Metallen, welche zerschmolzen und zusammengeflossen waren, zur Erfindung eines neuen und sehr beliebten Metalles Anlaß gab, das von dem Ort seines Ursprungs Corinthisches Erzt genennet wurde.

Dann mögen andere voll gelehrter Mißgunst sich bemühen, eure verschiedenen Originale aufzusuchen, wie man es beym Virgil und Horatz gethan hat: Niemand wird darauf achten. Eine solche Nachahmung bleibt immer original, einförmig und schön, gleich dem Licht der Sonne. Immer mag der Naturforscher dasselbe mit seinem Prisma in vielfarbigte Stralen auflösen; es bleibt doch für jedes Auge ein einfacher, gleicher, unvermischter

mischter Glanz. Ihr solltet nach jener nicht unschicklichen Anspielung des Dichters,

Floriferis ut apes in saltibus omnia libant,

gleich den fleissigen Bienen von Blume zu Blume fliegen, und allenthalben nur solche Säfte herausziehen, die sich am leichtesten in Honig verwandeln lassen: Der strengste Kunstrichter erlaubt Euch einen solchen Raub.

Es ist wahr, ihr werdet niemals das Verdienst euerer Muster erreichen; aber ihr werdet Euch ein eigenes Verdienst erwerben, und selbst original werden: So sagen die Kunstrichter in der Mahlerey, daß Hannibal Caracci sich bemühet habe das Verdienst beyder Schulen, der Römischen und Venetianischen, in sich zu vereinigen, und die Grazien und Genauigkeit des Raphael mit dem Colorit des Titian zu verbinden. Auf diese Weise wurde er, ohne einem von beyden gleich zu seyn, selbst ein nachahmenswürdiges Original.

Die fünfte Regel ist: „Gebt auf die besondern „Umstände der Zeit, des Orts und der Gelegen„heit Achtung.„ Die Verschiedenheit des Genie, der Religion, der Sitten und Gewohnheiten in verschiedenen Ländern, fodern nothwendig von einem jeden, der öffentlich schreiben oder reden will, in verschiedenen Dingen eine Abweichung

von den alten Mustern. Wer empfindt nicht einen kleinen Unwillen darüber, wenn er lieset, wie der Cardinal Bembo in seiner berühmten Geschichte von Venedig, anstatt der Vorsehung GOttes zu erwähnen, immer den Ausdruck der Heidnischen Schriftsteller, Dii immortales, gebraucht? Oder, wenn Sannazar in einem Gedicht über die Geburt unsers Heylands heidnische Gottheiten einführt, und den Proteus in einem prophetischen Styl eine kurze Geschichte des Lebens JEsu erzählen läßt; eine Unbedachtsamkeit, welche man ihm ungeachtet der Schönheit seiner Verse nicht verzeihen kann. Den gleichen Fehler begieng auch Michael Angelo, da er in seinem letzten Gericht, einer für die Christen so wichtigen Begebenheit, den Charon mit seiner Fähre anbringt.

Ahmt also die Alten nur in dem nach, was die Beredsamkeit allgemeines hat; und das besondere richtet nach euern Umständen ein. Der ist noch kein Demosthenes, der auch die erhabensten Stellen aus seinen Reden mit der äussersten Genauigkeit nachäffen kann; sondern erst der, welcher so redet oder schreibt, wie Demosthenes in ähnlichen Umständen geredt oder geschrieben haben würde. Ein christlicher Redner, der eine wichtige Wahrheit aus der Religion oder Sittenlehre erklären soll, muß sich ganz anderst ausdrücken als ein heidnischer Redner; noch kann

eine

eine Rede, die sich für eine Versammlung von gelehrten Männern recht gut schickt, ein richtiges Muster einer Rede seyn, die man einer ganzen Menge ungelehrter Leute vortragen soll. Ihr könnt vor dem Brittischen Parlament nicht in dem Tone reden, in welchem ein Tribun zu Rom vor dem Volke redete. Diese Vorsicht ist von der äussersten Wichtigkeit: Die reinste Schreibart, die beste Nachahmung classischer Schriftsteller, ist wenig oder gar nichts werth, wenn man sie nicht auf die Umstände anpassen kann. Diese Sorgfalt hat eben so viel auf sich, als die Klugheit in dem gemeinen Leben; ohne dieselbe sind oft die grösten Talente unnütz oder gar schädlich.

Endlich ist auch die richtigste Nachahmung allein nicht hinlänglich: „Ein blosser Nachahmer ist ein „sehr gemeiner Charackter.„ **Estcourt**, ein bekannter Schauspieler unter der Regierung der Königin **Anna**, besaß die Geschicklichkeit, die Stimme und die Aussprache auch der besten Schauspieler so vollkommen nachzuahmen, daß kein Zuhörer die Copie von dem Original unterscheiden konnte; und doch war eben dieser Mann mit aller seiner Geschicklichkeit nur ein sehr mittelmässiger Schauspieler. Es ist nicht genug, wenn ihr nur die besten Schriftsteller nachahmen könnt; ihr müßt auch etwas eigenthümliches hinzuthun. Nichts ist seltener als ein vollkommen gutes Original-

ginalgenie; aber ein gewisser Grad von Erfindung ist etwas gewöhnliches, das erwartet man in jedem neuen Buche.

So lange ihr Schüler seyt, ist die Nachahmung nothwendig und hinreichend, um euch zu unterrichten und auf die rechte Methode zu führen: Wollt ihr für Euch selbst fortkommen, so müßt ihr einen eigenthümlichen Vorrath haben. Bis jetzt habt ihr Euch durch fremden Beystand fortgeholfen: Nun könnt ihr, wenn ich so reden darf, das Nest verlassen, ausfliegen, und Euch auf eure eigenen Flügel verlassen.

Die Vollkommenheit der Nachahmung bestehet also nicht darin, daß man seine Entwürfe und Worte aus den Alten entlehne; ungeachtet auch dieses, wenn es mit Behutsamkeit geschiehet, überhaupt angenehm und erlaubt ist: Sondern daß man sich ihren Geist und Manier angewöhne; daß man eben so rein, lebhaft und erhaben schreibe wie sie. Die Materialien müssen, so viel möglich, euer Eigenthum seyn; aber die Kunst müßt ihr von ihnen lernen, dieselben zusammenzusetzen und auszupolieren; damit eure Werke in dem Ebenmaaß, der Gründlichkeit und Schönheit jenen Meisterstücken ähnlich werden, die sie uns hinterlassen haben.

Wer das Ganze entlehnt ahmt nicht nach, sondern schreibt aus; aber wer, mit eigenem Vorrath

wohl versehen, denselben dadurch zu vermehren sucht, daß er mit Behutsamkeit von den Alten entlehnt; wer ihre Kunst und ihren Geist in sein Werk überträgt, und daraus ein regelmässiges Ganzes macht, der ist ein rechter Nachahmer, und verdient den Ruhm eines Originals.

Ich habe mit Fleiß in dieser Vorlesung nichts von der Nachahmung neuerer Schriftsteller gesagt. Schriftsteller, die in unserer eigenen Sprache geschrieben haben, darf man schwerlich nachahmen; und die, welche in fremden Sprachen schreiben, nur mit sehr grosser Behutsamkeit: Hingegen stimmt jedermann darin überein, daß die Schriften der Alten gleichsam öffentliche Magazine seyn, aus welchen sich alle Schriftsteller aller Völker die Materialien, welche ihnen mangeln, anschaffen können. Verstehen sie die Kunst, dieselbigen wohl zu behandeln, so siehet man sie als ein Eigenthum der Verfasser an: Hingegen hält man jede Schrift eines neuern Verfassers für etwas das ihm allein zugehört, und worinne man ihm mit Ehren keinen Eingriff thun kann.

Achte Vorlesung.

Ueber die Beredsamkeit, in so ferne sie sich an die Vernunft richtet.

Nach meinem anfangs gemachten Plane soll ich jetzt fortfahren, die Beredsamkeit, in so ferne sie sich an die Vernunft richtet, zu betrachten.

Einige weise und tiefdenkende Männer, unter denen wir auch einen Locke finden, sind der Meynung gewesen, man müsse das Studium der Beredsamkeit nicht so sehr empfehlen, weil sie eine Kunst wäre, auf eine angenehme Weise zu hintergehen. Allein bey diesem Urtheil haben sie offenbar den Mißbrauch der Kunst mit der Kunst selbst verwechselt. Sie verschaft uns nur Waffen zur Vertheidigung der Wahrheit; und wenn einige ihrer Schüler dieselben zum Dienst des Irrthums mißbraucht haben, so ist das ihre Schuld, nicht der Beredsamkeit; sie sind nicht ihre Anhänger, sondern Abtrünnige. Die Beredsamkeit, (sagt Lord Bacon) ist der Würde nach geringer als die Weisheit; aber sie ist von ausgebreiteterm Nutzen. Und der weise König sagt: Wer ein weises Herz hat, den nennet man fürsichtig; wo aber Lieblichkeit der Lippen ist, da vermehret sich

die Lehre. Er will damit sagen: Tiefe Einsichten können einen Menschen wohl berühmt machen; aber die Beredsamkeit habe in dem gemeinen Leben weit mehr Einfluß.

Wir wollen also die Beredsamkeit in diesem Gesichtspunkt und nach ihrer ursprünglichen Bestimmung, als eine Dienerin der Wahrheit, betrachten.

Der erste grosse Endzweck, den sich jeder Redner vorsetzen sollte, und dem alle übrigen untergeordnet werden müssen, ist die Ueberzeugung. Daraus erhellet, daß ein jeder, der es in der Beredsamkeit zu einicher Vollkommenheit bringen will, zuerst und am allermeisten dafür sorgen müsse, daß er seine Verstandskräfte schärfe und erhöhe. Er muß also Scharfsinn genug haben Beweise zu entdecken, und hinlängliche Geschicklichkeit sie auf die vortheilhafteste Weise in Ordnung zu stellen.

Das erste, nämlich der Scharfsinn, ist zwar eine Gabe der Natur; doch wissen wir aus der Erfahrung, daß derselbe durch Fleiß und Uebung ungemein erhöhet werden kann. Wo einer Seele dieses Aug gänzlich fehlet, da ist freylich nicht zu helfen; aber wo es nur schwach und blöde ist, kann man es durch die Kunst stärken.

Bacon bemerkt, daß derjenige Theil der Redekunst, den der Scharfsinn bearbeiten sollte, noch

 sehr

sehr unvollständig sey; nämlich der Topische Theil. Er verstehet dadurch eine Sammlung von Beobachtungen, die in einer gewissen Ordnung unter allgemeine Titul gebracht werden, und dem Redner immer an der Hand seyn sollten, damit er bey allen Anlässen davon Gebrauch machen, und daraus, wie aus einer allgemeinen Vorrathskammer, Materialien hernehmen könnte. Die Alten kannten den Nutzen von dergleichen Sammlungen sehr gut, und viele aus ihnen bearbeiteten diesen Theil der Rethorick mit vielem Fleiß, obgleich uns wenig davon übrig geblieben ist: Doch ist der Beyfall und die wirkliche Ausführung der grösten Männer des Alterthums in diesem Stück Empfehlungs genug. Wir haben auch zu diesem Endzweck noch manche Vorschriften in den Werken des Cicero und Quintilians; und vom Demosthenes sagt man, er habe eine Menge Formulare, besonders zu Eingängen, auf alle Anlässe verfertigt; vermuthlich weil es in unstudierten Reden am schwersten ist gut anzufangen, und weil man es in diesem Theil am leichtesten versiehet.

Hingegen haben die Neuern, und zwar meines Erachtens ohne guten Grund, diese rethorische Topick nicht nur vernachlässigt, sondern durchaus verachtet. Man siehet die übeln Folgen dieser Verachtung in unstudirten Reden, und merkt

es oft dem Redner an, wie sehr er wegen der Materie in Verlegenheit ist. Er geht immer durch Umwege oder im Cirkel herum: Hat er endlich etwas erhaschet, so zieht er es mit einer eckelhaften Weitläuftigkeit auseinander; und wo in seinen Beweisen Lücken sind, so füllt er sie mit langweiligen und unbedeutenden Ausschweifungen aus. Diese Fehler kann man, wie es scheint, am besten dadurch vermeiden, wenn man hierin den Fleiß und die Klugheit der alten Redner nachahmt, die ihre rethorische Topick immer bey der Hand hatten, welche gleichsam eine reiche Quelle war, woraus sie ihre Ströme der Beredsamkeit leicht und glücklich ableiteten.

Aus dem Grundsatze, daß die Ueberzeugung der grosse Endzweck der Beredsamkeit sey, folgt also, daß sich ein Redner bey Zeiten und sorgfältig in den Wissenschaften umsehen müsse, welche durch Regeln nnd Uebung die Verstandeskräfte berichtigen und schärfen; vorzüglich also in der Vernunftlehre. Aristoteles sagt uns, daß sich die Vernunftlehrer bey ihren Beweisen hauptsächlich der Syllogismen und der Induction bedienen; die Redner hingegen des Enthymems und des Beyspiels. Wie weit diese Beweisarten mit einander übereinstimmen oder verschieden seyn, wie viel Stärke eine jede habe, wenn und wie man jede gebrauchen müsse, zeigt er weitläuftig

mit

mit vielem Scharfsinn und Gründlichkeit. Man siehet ohne eine ausführliche Untersuchung leicht, daß diese letztern Beweisarten für den Redner weit schicklicher sind als die erstern. Die Form vieler auf einander folgender Syllogismen würde gar zu trocken und unangenehm werden. Das Enthymem aber ist darum für den Redner schicklicher, weil man ohne Schaden der Deutlichkeit einen von den Vordersätzen weglassen kann, den der Zuhörer leicht hinzudenkt. Die Induction ermüdet die Aufmerksamkeit, und überladet das Gedächtniß: Das Beyspiel hingegen empfiehlt sich durch einleuchtende Erfahrungen und durch den Reitz der Neuheit; es beweiset und unterhält zugleich.

Indessen muß man doch das Enthymem und das Beyspiel mit Vorsichtigkeit gebrauchen. Eine lange Kette von Enthymemen hat eine schlimme Wirkung, und schickt sich gar nicht für eine Versammlung von ungelehrten Leuten: Ihre Aufmerksamkeit wird gar zu stark angestrengt; die Rede wird dadurch gar zu subtil, verwickelt, folglich dunkel und schwer zu verstehen; und so viele abgebrochene kurze Sätze verhindern dieselbe in ihrem sanften Lauf.

Die Beyspiele sind, eigentlich zu reden, vielmehr Erläuterungen als Beweise. Wenn ihr sie gar zu häufig gebraucht, so schwächen sie vielmehr euere

Beweise; sie erwecken Verdacht, und führen euch gar zu weit. Eigentlich sollten sie beweisen; aber so dienen sie nur zur Unterhaltung, oder sie erwecken zuletzt gar Langeweile, und sind dann weder zum Beweis noch zur Unterhaltung weiter nütze. Aus dieser Betrachtung können wir folgende Regeln herleiten: „Beyspiele müssen alle„zeit zu euerer Sache dienen: Sie müssen kurz „und nicht gar zu gemein seyn; doch aber von „bekannten Personen oder Sachen hergenommen „werden.„

Ferner sollen eure Reden, wenn ihr schon in denselben strenge Beweise führen müßt, doch an den gehörigen Stellen die engen Schranken des Enthymems verlassen, und sich mit mehrerer Leichtigkeit und in grössern Verhältnissen ausdehnen, damit der Zuhörer einen Ruhepunkt finde, wo er sich erholen nnd ein wenig ausruhen kann. Wenn ein sehr reissender Strom in einem Prospeckt dem Auge gefallen soll, so muß er sich hie und da in einem weiteren Beth sanfter ergiessen, damit sich das Aug auf eine angenehme Weise erholen könne.

Es ist also offenbar, daß die Vernunftlehre einem jeden, der sich zur Beredsamkeit vorbereiten will, unentbehrlich nothwendig ist. Sie hilft ihm nicht nur bey der Erfindung der Beweise, sondern auch in der Anordnung derselbigen. Al-

kein noch weit vortheilhafter ist einem Redner in der Kunst zu beweisen die Geometrie. Diese gehet gewöhnlich von den einfachsten Begriffen zu den zusammengesetztern, und führt so nach und nach zu den entferntesten Wahrheiten; oder sie steigt mit gleicher Regelmässigkeit von allgemeinen auf besondere Sätze nieder: Beyde Methoden kommen mit der natürlichen Wirkungsart der Seele, sowohl in Erfindung der Wahrheit, als in der Mittheilung der von andern erfundenen Wahrheiten, überein: Beyde sind daher nützlich und angenehm; und die letztere schickt sich vorzüglich für den Redner, dessen Hauptzweck der Unterricht ist.

Wenn der Meßkünstler eine Wahrheit erfunden und bewiesen hat, so bauet er auf diese eine zweyte, dann eine dritte u. s. f. bis das ganze Gebäude fest und unbeweglich dasteht. Dieses kömmt auch dem Redner sehr gut zu statten, weil er dadurch bey jedem Schritte seine Aufmerksamkeit schärfen, und mit unerbittlicher Strenge alles was nicht zum Zweck gehört entfernen lernt. Er wendet auf diese Weise alle Gefahr von sich ab, in unnöthige Ausschweifungen zu verfallen, von seinem Zweck abzugehen, und mit vielen Worten nichts zu sagen: Alles Fehler die sehr gemein sind, und die man sich nur mit vieler Mühe abgewöhnen kann. Aus diesem Grunde kann man

jungen Leuten, die sich eine vernünftige und männliche Beredsamkeit erwerben wollen, das Studium dieser vortreflichen Wissenschaft nie genug empfehlen. Die Vernunftlehre stärkt unsern Scharfsinn, und lehrt uns fein urtheilen; aber die Geometrie verschaft uns klare, richtige und bestimmte Begriffe.

Allein das muß man doch nicht vergessen zu bemerken, daß die Geometrie, so nützlich sie zur Erwerbung der Beredsamkeit ist, die Sache dennoch nicht ausmacht: Die rethorische Methode ist in verschiedenen Stücken sehr von der Geometrischen unterschieden. Der Redner kann nicht wie der Meßkünstler bey jedem Schritt demonstriren; sein Vortrag erlaubt das sehr selten: Er darf nicht gar zu viele Schlüsse aneinander ketten, sonst würden ihn seine Zuhörer nicht verstehen, und seine Beweise nicht übersehen können: Er muß sich nicht immer an strenge Beweise halten, sondern sich weiter ausdehnen, und in umständliche Untersuchungen einlassen; er muß Wahrscheinlichkeiten sammeln: er muß dieses alles miteinander verbinden, und daraus seine Schlüsse herleiten. Der Redner muß ferner oft etwas widerholen, sich über das gesagte ausführlicher erklären, und es unter allen Gesichtspunkten vorstellen, damit er seine Zuhörer recht überzeugen könne: Dergleichen Erläuterungen, Abänderungen, und

Zierrathen aber gehen in der strengen geometrischen Lehrart nicht wohl an. Wir werden aber nachher mehr hierüber zu sagen Anlaß haben. Ich behaupte also nur dieses: „Daß schwerlich „jemand ohne geometrische Kenntnisse zu einer „richtigen Beredsamkeit gelangen könne.„

Es scheint zwar, daß die Erfahrung diesem Satz oft widerspreche: Man kennt verschiedene vortrefliche Redner, welche die Geometrie niemals studirt haben. Man kann die Sache selbst nicht läugnen: Allein diese Redner haben gewiß diejenigen Kenntnisse von der Natur erhalten, die wir hier als eine Wirkung der Kunst anpreisen. Die Natur muß in jeder Wissenschaft hülfliche Hand leisten; und wenn die natürlichen Anlagen ausserordentlich günstig sind, so hat die Kunst wenig zu thun. Allein dergleichen Beyspiele sind so selten, daß man den allgemeinen Nutzen der Kunst darum nicht verachten muß. Ja, ich bin versichert, wenn wir Beyspiele von der Art, wie wir angeführt haben, genauer untersuchen, so werden wir die gemachte Anmerkung bestätigen müssen: Diese Redner sind natürliche Meßkünstler: Doch können auch die vortreflichsten natürlichen Anlagen immer noch durch die Kunst erhöhet, und wo sie schwach sind verbessert werden.

Ueberhaupt glaub ich, kann man hier diese allgemeine Regel annehmen: Daß ein Redner,

wenn er den Entwurf von seiner Rede gemacht, und seine Materialien ausgesucht hat, zuerst alles nach einer geometrischen Methode anordnen sollte: Dadurch wird er den wahren Gehalt, die Stärke und den Zusammenhang seiner Beweise einsehen lernen; und wenn er es dann hernach, um die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer zu gewinnen, gut findet, seine Rede auszuschmücken, so kann er sich doch sicher darauf verlassen, daß er ein festes Fundament gelegt habe. Er hat einen bekannten und sichern Weg eingeschlagen; er darf also ohne Gefahr denselben ein wenig verlassen, um hie und da seinen Zuhöreren eine angenehme Aussicht zu zeigen, weil er sicher ist seinen Weg bald wieder zu finden, und seine Reise glücklich zu vollenden.

Beynahe möchte es überflüssig scheinen, zu bemerken, daß sich ein jeder Redner sorgfältig und wohl mit der Materie bekannt machen müsse, die er vortragen will, wenn man nicht aus so vielen Beyspielen wüßte, wie groß die Nachlässigkeit über diesen Punkt wäre; und man nicht bald alle Tage Prediger hörte, die so gar in ihren studirten Vorträgen so verworren und seicht über ihre Materien herfahren, daß man es ihnen ansehen muß, wie sie das, worüber sie reden, sehr schlecht verstehen.

„Ueberlegt also das, worüber ihr reden wollt, „mit aller möglichen Sorgfalt; betrachtet es „von allen Seiten und in allen Gesichtspunkten.„

Dieses

Dieses wird euch sehr vortheilhaft seyn: Ihr werdet dann nie etwas anders sagen, als was sich zur Sache schickt; ihr werdet euch nicht in gemeine und langweilige Wiederholungen einlassen; ihr werdet im Stand seyn alles gründlich und vollständig abzuhandeln, am rechten Ort abzukürzen, kurz, allezeit gründlich und eindringend zu reden.

Da ihr überdem auf diese Weise zum voraus wisset, wie viel und was für Materialien ihr bey der Hand habt, so wird es Euch leicht seyn, alle Theile in eine verhältnißmässige Grösse zu bringen, und keinen über das Maaß auszudehnen. Diesen Fehler begehen viele Redner, und setzen sich dadurch in die Nothwendigkeit, andere vielleicht wichtigere Theile desto kleiner zu machen: Und so geht es ihnen wie schlechten Haushältern, welche, ohne den Zustand ihres Vermögens zu untersuchen und mit Vorsichtigkeit ihre Ausgaben darnach einzurichten, anfänglich verschwenderisch damit umgehen, bis sie zuletzt zu einer übelangebrachten und unzeitigen Sparsamkeit gezwungen werden.

Daher kömmt es auch, daß wir so viele Prediger hören, die sich beynahe die meiste Zeit bey der Einleitung aufhalten, und endlich nach einem Schwall von Worten und Kleinigkeiten, die nicht zur Sache gehören, auf eine unanständige Weise über die Hauptsache wegschlüpfen, mit der herrlichen

chen Entschuldigung: „Die Zeit sey nun bereits „verflossen, sie wollen die Gedult ihrer Zuhörer „nicht ermüden.„ Eine Methode, die dem Verfahren vieler Menschen in der Anwendung ihrer Zeit überhaupt nicht unähnlich ist. Diese verschwenden nämlich ihre meiste Zeit mit Thorheiten und im Müssiggang; aber wenn es um das wichtigste Geschäft des Lebens, um die Erwerbung der Tugend und Glückseligkeit zu thun ist, so beklagen und entschuldigen sie sich immer mit der Kürze ihres Lebens.

Ein anderer Vortheil dieser vorhergehenden reifen Ueberlegung der Sachen, auf den man selten Achtung giebt, ist dieser: Wenn ihr euern ganzen Plan übersehet, so könnet ihr auch bestimmen, was für eine Methode sich am besten zu euerm besondern Zweck schicke; denn davon hängt gröstentheils die Stärke und die gute Wirkung euerer Reden ab. In der Mathematick, wo man nur mit abstrackten Grössen zu thun hat, muß man sich bey jedem Schritt an strenge Demonstrationen halten; und alle Beweise lassen sich unter zwey Methoden bringen, die Analytische und die Synthetische. Allein in der gewöhnlichen Topick der Beredsamkeit, bey moralischen Wahrheiten, bey gerichtlichen Untersuchungen, bey wirklichen Begebenheiten und bey Angelegenheiten des gemeinen Lebens, kann man sich nicht so genau

einschrän-

einschränken: Denn da in diesen Fällen die Evidenz nur aus der Verbindung verschiedener Wahrscheinlichkeiten folget, so gehört viele Geschicklichkeit dazu, alle Umstände so zu sammeln und in Ordnung zu stellen, daß einer den andern so gut als möglich unterstütze, und alle zusammengenommen ein dauerhaftes Ganzes ausmachen. Es ist leicht zu begreifen, daß diese Methode auf tausenderley Art abgeändert werden kann; besonders wenn man noch dazu nimmt, daß die Zeit, die Umstände, das Temperament und die Beschaffenheit der Zuhörer, auf die man allezeit Achtung geben muß, bey der Bestimmung der Methode auch sorgfältig müssen in Erwägung gezogen werden. Ich will mich hierüber durch ein merkwürdiges Beyspiel deutlicher zu erklären suchen.

Ctesiphon brachte in Vorschlag, daß man den Demosthenes mit einer göldenen Crone beehren, und durch einen Herold öffentlich sollte ausrufen lassen, daß ihm diese Ehre wegen seiner Redlichkeit und Vaterlandsliebe wäre erwiesen worden. Eschines trat auf, und klagte den Ctesiphon an, daß er dadurch in drey verschiedenen Stücken die Gesetze übertreten habe: Erstlich daß er jemanden zur Krönung vorschlage, der eine öffentliche Staatsbedienung bekleidet, und doch niemals, nach dem ausdrücklichen Buchstabe des Gesetzes, vor dem Volke von seiner Verwaltung

Rechen=

Rechenschaft abgelegt habe: Zweytens, daß er ihn vor den versammelten Griechen wollte krönen lassen, da doch diese Feyerlichkeit nur auf die Versammlung ihrer Bürgerschaft eingeschränkt sey: Und endlich drittens, daß er in seinem Vorschlag den Demosthenes fälschlich als einen redlichen und für das Wohl seines Vaterlandes eifrigen Athenienser vorstelle; der seiner Meynung nach ein boshafter Mann und ein Verräther seines Vaterlandes sey.

Natürlicher Weise hätte man denken sollen, Demosthenes, der als Sachwalter des Ctesiphon auftrat, würde diese Klagpunkten in der gleichen Ordnung beantworten. Allein bemerket, wie künstlich er diese Ordnung abändert. Er macht damit den Anfang, daß er den schlimmen Eindruck, den die Anklage seines Gegners auf die Herzen der Richter hätte machen können, auszulöschen sucht: Darauf giebt er eine vollständige Geschichte von seinem Leben und Handlungen; er beweist seine Unschuld, und legt ihnen weitläuftig die Dienste vor Augen, die er seinem Vaterlande als Redner, als Magistratsperson und als Abgesandter geleistet habe. Die zwey Punkten, betreffend die Rechenschaft von seiner Amtsverwaltung und die öffentliche Crönung, welche weniger auf sich hatten, und worüber er sich, weil das Gesetz gegen ihn zu seyn schien, am

wenig=

wenigsten hätte vertheidigen können, beantwortete er in der Mitte, wo man am wenigsten darauf achtete; und dann kehret er wieder auf seinen eigenen Charackter und Handlungen zurück; und vergleicht damit das Betragen seines Gegners, dessen Schandthaten und Verrätherey er mit einer so heftigen und hinreissenden Beredsamkeit beschreibt, welche die Richter nothwendig auf seine Seite ziehen mußte. Auch erhielt er wirklich einen herrlichen Sieg.

Nebst dieser vorläufigen und reifen Ueberlegung der Materien, müßt ihr auch andere zu Rath ziehen, und Euch das Nachdenken vermittelst guter Schriften erleichtern. Daraus könnt ihr Euch mit den nöthigen Materialien versehen; sie werden Euch die besten Beyspiele an die Hand geben, und Euch zu einer glücklichen Nacheiferung erwecken. Es kann Euch sehr oft, wenn ihr vielleicht euern Kopf lange vergebens angestrengt habt, begegnen, daß Euch in einem guten Buch eine Stelle aufstößt, die Euch ganz neue Aussichten öfnet, und manche bisher schlafende Idee aus ihrem Schlummer erweckt, die dann, wenn sie sich in Bewegung setzen, mit einer ausserordentlichen Geschwindigkeit und Leichtigkeit eine Menge anderer Begriffe herfürbringen werden: Jede winkt einer andern; und so wird die Seele, die kürzlich noch kalt und finster war, erleuchtet und in Flammen gesetzt.

Diese gute Wirkung erfolgt sehr oft aus dem Lesen; und es läßt sich nichts dagegen einwenden. Man hat zwar oft gegen den Gebrauch alter Materialien Einwendungen gemacht; allein auch der strengste Kunstrichter kann denselben nicht gänzlich verwerfen, besonders in ernsthaften Ausarbeitungen. Bey Werken der Phantasie fodert man mit mehrerm Recht von einem Verfasser, daß er neu und original sey; dann die unbegränzten Gefihlde der Einbildungskraft liegen vor ihm offen, und bieten ihren fruchtbaren Boden zur Bearbeitung dar.

Allein bey ernsthaften Untersuchungen ist der Schauplatz enger: Die Vernunft ist in ihren Bewegungen einförmig, sie zeigt allen nur einen Weg; daher müssen nothwendig Schriftsteller verschiedener Zeiten einander Licht geben, sie müssen den nämlichen Weg einschlagen; und so scheint es oft, als wenn sie in die gleichen Fußstapfen eingetreten wären. In dergleichen Schriften ist die Hauptsache beynahe eben dieselbe, und nur die Art der Ausführung macht den Unterschied aus. In Werken der Phantasie suchen wir in dem Neuen Vergnügen; aber in den ernsthaften Werken der Vernunft suchen wir in den Beweisen Wahrheit.

Ihr müßt also trachten, in ernsthaften Schriften, die Materialien, die ihr von andern entlehnt, mit

mit dem was Euch eure eigene Vernunft an die Hand giebt sorgfältig zu vermischen, und sie so zu sagen in ein neues Model zu giessen; die ganze Zusammensetzung muß eine einzige, gleiche und feste Masse ausmachen: Auf diese Weise werdet ihr Euch den Ruhm originaler Schriftsteller erwerben. Wenn ein solches Verfahren in Schriften der Phantasie in gewissem Grade erlaubt ist, wie vielmehr muß es dann in ernsthaften und gründlichen Schriften, wo es um Wahrheit zu thun ist, statt finden; zumal da es heut zu Tag beynahe unmöglich ist auf eine andere Weise den Ruhm eines Originalschriftstellers in dergleichen Schriften zu erlangen.

Neunte Vorlesung.

Fortsetzung des vorhergehenden.

Was die Anordnung der Beweise betrift, welches der zweyte Punkt ist, den wir zu untersuchen haben, so hat Quintilian (*) schon dies als eine sehr subtile Frage aufgeworfen, welche verschiedeutlich beantwortet wird: In was für eine Ordnung soll ein Redner seine Beweise stellen, damit sie die bestmögliche Wirkung thun? Soll er die stärksten zuerst hinsetzen, und dann zu den schwächern fortgehen?

Allein dieses scheint offenbar unschicklich zu seyn. Die Erfahrung lehrt uns, daß das, was zuletzt gesagt wird, insgemein den tiefsten Eindruck macht: Daraus läßt sich leicht schliessen, daß ein schwacher Beweis den vorhergehenden stärkern entkräftet. Wie dann? Soll man es umkehren? Soll man mit den schwächern Beweisen anfangen, und mit den stärksten schliessen? Läßt sich nichts dagegen einwenden? Ist es nicht wahrscheinlich, daß auf diese Weise der Anfang bey dem Zuhörer ungünstige Vorurtheile erwecke, und daß er zuletzt, wenn man ihm anfänglich nur Kleinigkeiten oder schwache

(*) Quintil. L. V. C. 12.

schwache Gründe vorgeleget hat, verdrüßlich werde, und uns seine Aufmerksamkeit versage?

Oder, soll er endlich seine Gründe so in Ordnung stellen, wie Nestor seine Armee in der (*) Ilias? Soll er die schwächsten Beweise, wie dieser Feldherr seine schlechtesten Truppen, in die Mitte stellen, die besten und stärksten aber zur Vorhut und zum Nachtrabe machen? Diese Anordnung scheint sehr klug, wenn es die Umstände erlauben, und wenn man aus verschiedenen Beweisen auswählen kann: Allein um einer solchen Anlage willen soll man nie ohne Noth Beweise aufeinander häufen; und dazu würde diese Ordnung der Beweise vielleicht oft verleiten.

Die Wahrheit zu gestehen, so haben alle solche Methoden ihre Unbequemlichkeiten, und alle können hingegen bey gewissen Anlässen sehr schicklich seyn: Es läßt sich also schwerlich hierüber eine allgemeine Regel festsetzen. Doch welche Methode man auch auswählt, muß man hauptsächlich darauf Achtung geben, daß man niemals falsche oder nichts bedeutende Beweise anführe; daß man auf keinen Beweis mehr Gewicht lege, als er vertragen kann; daß man niemals, wenn man Beweise genug hat einen vernünftigen Menschen zu überzeugen, ohne Noth Beweise auf Beweise häufe; daß man sich endlich, so viel möglich,

(*) Iliad. L. IV. v. 297.

vor subtilen Beweisen hüte, welche wenigen verständlich und den meisten verdächtig sind.

Quintilian beantwortet die Frage so: Man kann nach Beschaffenheit der Sache alle diese Methoden gebrauchen; nur davor muß man sich hüten, daß man in einer Rede niemals von starken auf leichte und schwache Gründe falle.

Ich will es versuchen, diese Antwort etwas deutlicher auseinander zu setzen. Fängt allemal mit einem Beweis an der wenigstens zur Sache dienet, und endiget mit einem wichtigen der wahrscheinlich Eindruck machen muß. Erfodern es die Umstände, daß ihr den wichtigsten Grund zuerst anführen müßt, (welches ihr allemal thun sollt, wenn ihr einen einzigen wichtigen Grund anzuführen habt) und ihr findet es nachher dienlich, andere schwächere Beweise hinzuzuthun, die, so unbeträchtlich sie einzeln sind, zusammengenommen doch einige Stärke haben, so würde ich Euch in dem Fall rathen, den ersten wichtigsten Grund am Ende wieder vorzunehmen, und Euch noch ein wenig dabey aufzuhalten, damit ihr mit dem stärksten und überzeugendesten Beweise von euern Zuhörern Abschied nehmen könnt. Allein dabey müßt ihr Euch wohl in Acht nehmen, daß ihr diesen Beweis im Anfang nicht ganz erschöpfet, sondern nur soviel davon sagt, als zur Erweckung der Aufmerksamkeit und einer guten Er-

wartung dienen kann; sonst bleibt Euch am Ende nichts als eine blosse Wiederholung übrig; und anstatt eure Zuhörer zu überzeugen erwecket ihr ihnen Verdruß und lange Weile.

Allein die Art der Beweise verdient eben so wohl eure Aufmerksamkeit als die Anordnung derselben. Oft bedient man sich der Gründe des Ansehens. In Absicht auf diese müßt ihr bemerken, daß sie zwar im strengen philosophischen Sinne nicht eigentlich beweisen; allein die Hochachtung für grosse Männer ist doch bey den Menschen so groß, daß man sie allemal in Reden an das Volk mit gutem Erfolg gebrauchen kann. Nur müßt ihr Euch dabey sorgfältig in Acht nehmen, daß diese Art von Beweisen, und die Gelegenheiten, bey denen ihr Euch derselben bedient, der Würde und dem Ruhm grosser Männer nie nachtheilig seyn. Gebrauchet sie also sparsam: Häufig angeführte Stellen und Namen berühmter Männer sind unangenehm und langweilig; die Menschen haben insgemein einen gewissen Stolz, lassen sich ungern durch etwas anders als durch ihre eigenen Einsichten leiten, und sträuben sich gegen das Joch des Ansehens. Die Klugheit erfodert also, daß man Gründe von der Art nur sparsam anführe, und daß man sich überhaupt derselben mehr zur Bekräftigung wahrscheinlicher Gründen bediene, als aber dieselbe für hinlängliche Beweise ansehe.

Die Gründe, welche man aus der Erfahrung oder aus der Geschichte entlehnt, tragen nicht wenig zur Ueberredung bey, und unterhalten am meisten, weil sie durch eine angenehme Abänderung der Seele, welche bey einer angestrengten Aufmerksamkeit leicht müde wird, einige Erholung verschaffen. Sie sind für den Zuhörer eben so angenehm, als es für einen Reisenden, der lange auf einem engen und schattichten Wege gegangen ist, weite und offene Felder sind, welche, ohne ihn von dem Weg abzuführen, ihm durch neue Gegenstände und weitläuftigere Aussichten Vergnügen machen. Allein bey dergleichen Gründen muß man sich der Kürze befleissen, damit man in seinen Reden nicht gar zu weitläuftig werde.

Nicht selten gründet man auch Beweise auf Erzählungen, oder sie sind in die Beweise eingeflochten; dabey nun wird von dem Redner viel Sorgfalt erfodert; denn nicht jedermann besitzt die Gabe, gut zu erzählen. Eine Erzählung muß deutlich, lebhaft und kurz seyn: Deutlich, um zu unterrichten; lebhaft, um zu rühren; kurz, um den Zuhörer nicht zu ermüden, noch sein Gedächtniß zu überladen. Die Deutlichkeit erlangt man durch einen reinen Styl und eine genaue Methode; die Lebhaftigkeit entspringt aus einer muntern Einbildungskraft, und die Kürze aus einer vernünftigen Auswahl der Umständen und

einem

einem gedrungenen Styl. Kurz, die gröste Vollkommenheit einer Erzählung ist die Einfalt, welche sich immer richtig, natürlich, ohne Zwang und Ueberfluß, zusammenhängend, ohne Sprünge zu machen oder plötzlich abzubrechen, und ohne harte Uebergänge ausdrückt.

Man begehet hierin oft einen grossen Fehler, wenn man glaubt, der Redner müsse seine Erzählungen mit mehrerem Feuer, mit grösserer Pracht, und mit erhabnern Bildern vortragen, als der Geschichtschreiber. Ich sage, dieses sey ein Fehler, weil ich gar nicht absehe warum man in diesem Stück einen Unterschied machen müsse. Beyde, der Redner und der Geschichtschreiber haben bey ihren Erzählungen den gleichen Zweck, nämlich eine Begebenheit deutlich vorzustellen. Ich glaube auch nicht, daß man jemals behauptet habe, daß dieser Unterschied nothwendig sey: Einmal sagt Cicero in seinem Buch von dem Redner: „Narrationes credibiles sint, prope „quotidiano sermone explicatæ dilucide.„ Man wird auch schwerlich in einem Redner lebhaftere, glänzendere und stärker ausgemahlte Erzählungen finden, als die Erzählung, die uns Thucydides von der Pest zu Athen giebt; die Erzählungen des Livius von der Zerstörung von Alba, und der Reise Hannibals über die Alpen; die des Tacitus von dem Aufruhr und den Meutereyen der

Römischen Truppen am Rhein und in Ungarn, und von der Ermordung Agrippinä der Mutter des Nero. Vergleichet mit diesen jene von jedermann bewunderte Erzählung des Demosthenes in der Rede für die Crone, welche mit den Worten anfängt: „Es war Abend:„ Jene des Cicero von dem Tode des Clodius in der Rede für den Milo, oder andere von ihrer besten Erzählungen: Und ihr werdet ganz gewiß gestehen müssen, daß die Geschichtschreiber in ihrem Ausdruck eben so stark, feurig und kühn sind, als die Redner.

Meines Bedünkens ist also diese Meynung unbegründet. Man muß sich auch vor diesem Fehler um soviel mehr hüten, weil der Redner gar leicht nach diesem falschen Begriff von der Beredsamkeit in Erzählungen, die nicht selten vorkommen, in einen schwülstigen und blumenreichen Bombast verfallen kann. Wir könnten dieses leicht durch eine Menge Beyspiele von Rednern, die keine mittelmässige Talente besassen, beweisen: Sonderheitlich aus den Lobreden unserer Nachbarn auf dem festen Lande, in denen man, so schön sie in andern Absichten sind, (*) diesen Fehler weit mehr bemerken kann, als in den Lobreden unserer Schrift-

(*) Bossuet hat in seinen vortreflichen Leichenreden eine Menge schöner und erhabener Stellen; aber sie sind mit vielen declamatorischen Zierrathen vermischt.

Schriftsteller. Nach eben dem falschen kritischen Grundsatze hörte ich jemand Tillotsons Leichenpredigten als kalt und matt tadeln, weil nämlich dieser vortrefliche Redner die Characktere seiner verstorbenen Freunde in ungezwungenen, aber meines Bedünkens rührendeinfältigen Erzählungen ihres Lebens und ihrer Handlungen entworfen hat. Indessen hat dieser Fehler durch einen grossen Kunstrichter des siebenzehnden Jahrhunderts, der nach dieser Idee Beyspiele von beyderley Arten Erzählungen gegeben hat, seine Sanction erhalten, ungeachtet es meines Bedünkens diesem Schriftsteller in diesem Stück nicht wie in andern gelungen ist. (*)

Will man aber dessen ungeachtet auf seiner Meynung bestehen, und diese zwo verschiedene Arten von Erzählungen von einander unterscheiden, so würde ich diesen Unterschied nicht, wie es gewöhnlich geschiehet, in dem Styl, sondern in der Manier der Erzählung setzen, und denselben so bestimmen:

Die Erzählung des Geschichtschreibers ist ununterbrochen; hingegen darf der Redner seine Erzählung nicht allzuweit ausdehnen; er muß damit nur seine ernsthaften Betrachtungen und Beweise auf eine angenehm abändernde Weise unterbrechen: Der Geschichtschreiber erzählt nur die

(*) Strada, in dem Gespräche, betitelt Muretus.

wichtigsten und rührendsten Umstände; der Redner hingegen darf sich mit Anstand auch auf die kleinsten Umstände einlassen: Der Geschichtschreiber giebt eine aufrichtige, allgemeine und unpartheyische Erzählung; der Redner hingegen bleibt bey einem gewissen Punkt stehen, und wählt sich nur die Umstände aus, die am besten zu seinem Zwecke dienen.

Ausser diesen eigentlichen Beweisen für eure Sache, von denen wir bisher geredt haben, werdet ihr auch oft in die Nothwendigkeit gesetzt werden, eure Gegner zu widerlegen, oder Einwürfe gegen eure Beweise zu beantworten.

Bey der Widerlegung euerer Gegner müßt ihr vornehmlich diese Regeln beobachten: „ Führet „ ihre Worte redlich an; antwortet ihnen vorzüg„ lich auf ihre stärksten Einwürfe, und nicht, wie „ es gewöhnlich geschiehet, nur auf die schwäch„ sten; verdrehet den natürlichen und zweckmäs„ sigen Sinn ihrer Worte nicht; ergreift nicht „ mit hitziger Begierde jede Gelegenheit ihnen „ einen unüberlegten Ausdruck zu euerm Vortheil „ aufzuzwacken; leget ihnen keine aus ihren Sä„ zen erzwungene Folgen zur Last, die sie selbst „ nicht annehmen; vermeidet endlich mit Sorg„ falt alle Bitterkeit. „

Ich habe mit Fleiß zuerst von den Beweisen, und hernach von Widerlegungen geredet, weil

es

es mir natürlicher zu seyn scheint, eine Wahrheit zuerst festzusetzen; und dann hernach zu mehrerer Bestätigung die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, welche Zweifel veranlassen möchten: Dieses ist überhaupt wahr; doch muß ich zu gleicher Zeit gestehen, daß man oft mit gutem Erfolg diese Methode abändern, ja so gar umkehren kann. Ihr dörft zuweilen damit den Anfang machen, daß ihr Vorurtheile aus dem Wege räumt, und hernach die Wahrheit beweiset; allein dieß ist auch nur dannzumal erlaubt, wenn ihr eingewurzelte Vorurtheile zu bestreiten habt, welche euch wahrscheinlich die Aufmerksamkeit um den Beyfall eurer Zuhörer entziehen würden.

Bey solchen Widerlegungen gerathen die Redner oft in Versuchung, anstatt ihre Gegner mit Gründen zu widerlegen, über sie, und zwar oft mit sehr gutem Erfolg, zu spotten, und sie lächerlich zu machen. Man hielt auch diese Kunst bey den Alten schon (*) so hoch, daß sich die grösten Meister in der Redekunst viele Mühe geben dieselbige unter bestimmte Regeln zu bringen, und mit vieler Ernsthaftigkeit die Menschen lehren wollten andere lächerlich zu machen.

Allein es läßt sich meines Erachtens sehr daran zweifeln, ob sich durch Regeln ein Talent erwerben

(*) Vide *Cicero* de Oratore Lib. II. & Quintil. Lib. VI. c. 3.

hen oder vermehren lasse, der gänzlich von der Natur abzuhangen scheint: Wenn ich die starke Neigung der Menschen zur Spötterey betrachte, so sind uns hierin nach meinem Urtheile die Regeln am nützlichsten, welche uns lehren, diese Neigung im Zaum halten, und dieses gefährliche Gewehr, das oft dem angreifenden Theile mehr als dem angegriffenen schadet, recht gebrauchen. Das ridiculum acri ist eine wahre aber gefährliche Maxime: Man richtet oft mit seinen Spöttereyen sehr viel aus; aber wenn sie fehlschlagen, und das kann aus verschiedenen Ursachen sehr leicht geschehen, so sind sie oft so schädlich, daß man ein solch scharfes und gefährliches Gewehr nur mit der furchtsamsten Behutsamkeit ergreifen sollte. Hat man zur Spötterey natürliche Anlagen, so übertreibt man es darin gar zu leicht; und ohne natürliche Anlagen werden Regeln sehr wenig nützen. Das können wir übrigens für gewiß annehmen, daß man sehr irren würde, wenn man das Lächerliche für einen Probierstein der Wahrheit ansehen würde. Und der Redner, der sich nach dieser Maxime bilden wollte, würde wahrscheinlich ein eben so schlechter Redner werden, als ein Moralist, der diese Maxime befolgte, für einen seichten Philosophen gehalten würde. Wir müssen es auch hier im vorbeygehen bemerken, daß der berühmte Vertheidiger dieser Meynung,

Lord

Lord Shaftesbury, in keinen von seinen Schriften mehr Fehler begangen hat, als wo er dergleichen scherzhafte Versuche wagte: Ungeachtet er sehr fein schrieb, und ein grosser Kunstrichter war, so ist er dennoch, wo ich nicht irre, in der Kunst fein zu scherzen, nicht sehr erfahren, und, wo er lächerlich machen will, gezwungen und abgeschmackt.

Der zweyte Punkt, dessen ich gedachte, betrift die Beantwortung der Einwürfe: Entweder habt ihr Einwürfe zu beantworten, die wirklich schon gemacht worden sind, oder ihr wollet denjenigen zuvorkommen, die man Euch wahrscheinlich machen möchte. Bey den erstern habt ihr ein weites Feld vor Euch; wenn ihr sie deutlich und hinlänglich beantwortet, so wird man Euch allezeit mit Aufmerksamkeit und Vergnügen zuhören: Man lernt daraus die guten Fähigkeiten des Redners kennen; denn wenn er die Einwürfe schon vorher wohl überlegt hat, so scheint es gleichsam, als wenn er sich nicht darauf vorbereitet hätte. Man empfindet ferner allezeit ein gewisses Vergnügen, wenn die Wahrheit ans Licht gezogen, und der Irrthum seines sophistischen Schmucks beraubt wird: Endlich hat jederman an Vergleichungen und Wettstreiten Vergnügen.

Allein bey den andern Einwürfen, denen man entweder zuvorkommen will, oder die man sich

selbst

selbst macht, wird mehr Sorgfalt und Klugheit erfodert. Führet ihr gar zu viele Einwürfe an, so ermüdet ihr eure Zuhörer, oder ihr zerstreuet sie, weil ihr derselben Aufmerksamkeit auf so viele verschiedene Gegenstände richten wollt: Darüber verlieren sie die Hauptsache aus dem Gesicht. Bald trägt man uns eine Menge elender nichtsbedeutender Einwürfe vor; bald giebt man sich mit dergleichen ab, die schon tausendmal beantwortet sind; bald sucht man solche hervor, die so fein und spitzfindig sind, daß wahrscheinlich ausser dem Redner niemand daran gedacht hätte. Vor allen diesen Fehlern hütet Euch; und insonderheit auch vor diesem, daß ihr nie Einwürfe auf die Bahn bringt, die ihr selbst nicht beantworten könnt: Denn gemeiniglich entstehet daraus dieses Uebel, daß der Zweifel noch immer zurückbleibt, wenn man die Beantwortung schon lange vergessen hat.

Die sicherste Methode ist, wenn ihr Euch auf solche Einwürfe einschränket, die man wirklich gemacht hat, und die euern Zuhörern zum Theil bekannt sind; oder wenn ihr es dienlich findet, Euch selbst Einwürfe zu machen, so machet nur solche, die natürlich aus der Sache fliessen; Einwürfe, von denen ihr wahrscheinlich denken könnt, sie möchten euern Zuhörern auch zu Sinne kommen, die ihr selbst gern aus dem Weg gehoben

fähet,

sähet, wenn ihr Zuhörer wäret. In Beantwortung solcher Einwürfe aber seyt so deutlich und kurz, als es Euch die Natur der Sache erlaubet.

Noch eine Anmerkung muß ich in Absicht auf die Beweise machen. Man verfällt bey denselben eben so leicht in eine übertriebene Genauigkeit und Subtilität, als in Gedichten in Bombast und einen gar zu blumichten Styl. Man muß zwar oft Distinctionen machen, um Trugschlüsse aufzudecken, oder eine Sache recht ins Licht zu setzen, und bestimmte Begriffe davon zu geben: Allein wenn man es damit übertreibt, so verwirret man seine Zuhörer; man überladet ihr Gedächtniß, und wird ihnen beschwerlich. Es giebt Redner, die diesen philosophischen Ton affectiren, alles auf das feinste zergliedern, und die deutlichsten Sachen aus den tiefsten metaphysischen Geheimnissen erklären wollen. Andre schicken vor den alltäglichsten Untersuchungen einen ganzen Vortrupp von Lemmen und Sätzen her, und beschliessen sie mit einem unzählbaren Nachtrab von Corollarien und Consectarien. Man hat sogar moralische Wahrheiten in einer geometrischen Sprache vorgetragen, und die Lehre von Vergnügen und Schmerz, von Tugend und Laster, durch algebraische Zeichen ausgedrückt (*).

Meisten-

(*) Man möchte vielleicht meinen, ich zielte bey diesem

Meistentheils philosophieren seichte Köpfe oder Praler so zur Unzeit. „Richtet also eure Be„weise nach euern Materien ein: Sucht nie „mühsam etwas zu beweisen, das an sich klar „und deutlich ist: Steckt jedermann bekannte „Wahrheiten nicht in ein gelehrtes systematisches „Gewand. Denn etwas unnatürliches wird nie„mals lange gefallen.„

Endlich kann man den beweisenden Theil einer Rede auf zweyerley Weise geschickt beschliessen: Entweder, wenn man alle verschiedene Beweise wiederholt, und so das, was man ausführlich gezeigt hatte, unter Einen Gesichtspunkt zu bringen sucht: Dieser Theil muß aber kurz seyn, sonst wird er unangenehm: Man muß also nur die Hauptsachen berühren; nur das, was das übrige am leichtesten ins Gedächtniß zurückbringen kann. Oder, man wendet sich von dem Verstand an das

diesem Tadel auf zwey gelehrte und vortrefliche Männer, Wollaston und Hutcheson. Allein an diese dachte ich hiebey nicht, sondern an einen fast allgemeinen Fehler, der sich zu Anfang dieses Jahrhunderts einschlich, und lange dauerte. Vermuthlich gaben, theils einiche übelverstandene Stellen aus Lockes Schriften, theils die beynahe enthusiastische Achtung für die Mathematick, welche der grosse Newton ihr zuwegenbrachte, zu diesem Fehler ohne ihre Schuld Anlaß.

das Herz, und sucht die Leidenschaften zum Vortheil der Wahrheit zu gewinnen. Allein da dieses eine ganz besondere Art der Ueberredung ist, so wollen wir derselben eine eigene Abhandlung wiedmen.

Zehente Vorlesung.

Von der Beredsamkeit, insoferne sie sich an die Leidenschaften richtet.

Dem gemachten Plan zufolge soll ich jetzt die Beredsamkeit betrachten, insofern sie sich an die Leidenschaften richtet. Allein da man überhaupt von den Leidenschaften sehr dunkele und verwirrte Begriffe hat, so will ich einige kurze Anmerkungen über die Natur, die Eigenschaften und den Nutzen derselben vorausschicken, damit wir desto deutlicher zeigen können, wie sich ein Redner hierüber zu verhalten habe.

So wohl die Sittenlehrer als die Redner haben sich von den Wirkungen der Seele solche Begriffe gemacht, welche zu grossen Fehltritten Anlaß gaben. Wenn ihr ihre gewöhnlichen Meynungen hierüber genau untersucht, so werdet ihr finden, daß sie dieselbigen für so viele verschiedene und von einander unabhängliche Grundtriebe, gleichsam für so viele in die Seele gelegte Propfreiser gehalten haben, deren jegliches durch seine eigenen Kräfte thätig sey. Was soll doch z. B. ein ungeübter Leser sich von dem Gewissen für Begriffe machen, wenn man ihm dasselbe unter

so

so vielen verschiedenen Gestalten vorstellt? Bald ist es ein Richter, bald ein Kläger, bald ein Sachwalter, bald ein Zeuge, bald gar ein Richterstuhl, und bald ein Henker, der mit Ruthen und Scorpionen züchtiget. Was sollen sie von dem Geschmacke halten, wenn er von den Kunstrichtern als der einzige Richter der Ordnung, der Schönheit, und der Vollkommenheit in den Schönen Künsten vorgestellt wird? Auf eine ähnliche Weise reden die Metaphysiker von dem Verstande, dem Willen und der Freyheit; sie beschreiben ihre Kräfte, ihre Vorrechte, und setzen jedem seine Gränzen. Daher entstehen oft, wie ich glaube, bey den Schriftstellern selbst falsche Begriffe; ganz gewiß bey den meisten Lesern, welche dem Ausdruck des Verfassers folgen, ohne daß sie sich die geringste Mühe geben, sich selbst mit der Natur ihrer Seele bekannt zu machen. Wenn man sich darüber nur einige Mühe geben wollte, so würde man finden, daß es die ganze Seele ist, die in jedem einzelnen Falle handelt; die urtheilt, sich einbildet, sich erinnert: Daß jede Erkenntnißart, von der sinnlichen Empfindung an bis zu den abgezogensten Kenntnissen, die wir alle als so viele verschiedene Vermögen durch eigene Namen von einander unterscheiden, nur Eine Handlung des Verstandes, oder eigentlicher zu reden, der Seele ist, die diese Kraft übet; und daß der Unterschied

terschied nur in der Verschiedenheit des Gegenstands liegt. Das Gewissen ist der Verstand, insofern er moralische Handlungen mit dem Gesetze vergleicht, und darüber urtheilt: Der Geschmack beurtheilt Werke der Kunst nach denjenigen Gesetzen der Kunst, welche der natürliche und durch Fleiß und Erfahrung geschärfte Verstand festgesetzt hat: Und so verhält es sich auch in allen übrigen Fällen.

Wenn wir diesen Gedanken weiter verfolgen, so werden wir uns ohne grosse Mühe eine hinlängliche Kenntniß von der Natur der Seele erwerben können. Die Seele macht sich Begriffe von Sachen, und urtheilt darüber; dieß ist ihr wesentlich, sie thut das allezeit; zum wenigsten wenn wir wachen. Ausserdem hat sie das Bewußtseyn ihrer selbst, und einen natürlichen Trieb zur Glückseligkeit: Diesen fühlen wir in jedem Augenblick unsers Lebens, wenn wir nachdenken; und er hat auch dann Einfluß auf uns, wenn wir nicht darauf Achtung geben, welches oft geschiehet: Alsdann ist es als ob er gar nicht wirke, weil er beständig und einförmig wirket. Alles, was die Seele zur Befriedigung dieses Triebs zuträglich findet, gefällt ihr; sie wünscht es zu erlangen: Alles was demselben zuwider ist, mißfällt ihr; sie sucht es zu vermeiden oder zu entfernen. Jenes nennt sie Gut, dieses Böse. So un-

endlich verschieden nun dieses Gute und Böse nach seiner Art, in seinen Graden, Verhältnissen, Umständen und Dauer ist, so verschieden ist auch das Begehren und Verabscheuen, welches daraus entstehet.

Ist das Gute abwesend und wahrscheinlich, so hoffen wir es; ist etwas Böses abwesend und wahrscheinlich, so fürchten wir es; ein gegenwärtiges Gut erweckt uns Freude; ein gegenwärtiges Uebel Traurigkeit; ein verlornes Gut erweckt Kummer und Gram; ein erlangtes Freude; ein Gut, das andere mit uns zugleich suchen, reitzt uns zum Nacheifer; erlangt es ein anderer, so wird der Neid rege, und, wenn er desselben unwürdig ist, der Unwille; hat man uns Unrecht gethan, so werden wir darüber empfindlich und zuletzt rachgierig; Streben wir gar zu hitzig nach Ruhm, so nennt man diese Leidenschaft Eitelkeit, und, wenn sie mit Verachtung anderer vermischt ist, Stolz. Ist der Reichthum unsere einzige Begierde, so nennt man uns geizig; sind es Ehrenstellen, ehrgeitzig; die Empfindung fremder Uebel heissen wir Mitleiden.

Allein, ohne uns jetzt in eine weitläustige Zergliederung einzulassen, und dieses Namenverzeichniß zu vergrössern, mach ich aus dem Gesagten nur diesen Schluß: Daß ursprünglich und eigentlich in der Seele nicht mehr als zwo Leidenschaf-

ten seyn; das Begehren und das Verabscheuen; oder wie man sie eigentlich nennet, Liebe und Haß; Verlangen nach Glückseligkeit, und Verabscheuung des Elendes; die übrigen alle sind nur verschiedene Modificationen dieser beyden, die aus den verschiedenen Umständen, in denen sich die Seele nach Maaßgab der Gegenstände befindet, entstehen.

Wenn wir auf den Grund der Sache gehen, so werden wir in der gleichen Materie noch einen andern Fehler entdecken. Alle Schriftsteller kommen darin überein, daß die Seele zwey wesentlich verschiedene Vermögen habe; Verstand und Wille. Von diesen unterscheiden sie, als ganz verschiedene Springfedern der Thätigkeit, die Leidenschaften; und darinne fehlen sie meines Bedünkens. Oder seht einmal in euer Herz hinein, gehet es nicht so zu? Ein gewisser Gegenstand dünkt Euch gut; augenblicklich wünscht ihr dieses Gut zu besitzen; ist es ein wichtiges Gut, so wünscht ihr es heftig. Was ist nun der Wille? Was ist Leidenschaft? Sind es nicht die gleichen Wirkungen, nur im Grade verschieden? Ueberhaupt nennen wir die Handlung des Begehrens den Willen; kömmt dazu Hitze und Heftigkeit, so nennen wir sie Leidenschaft: Die Leidenschaft ist also der Wille, der mit Heftigkeit wirket.

Was sollen wir also von derjenigen Philosophie sagen, welche alle Leidenschaften als Hindernisse

der

der Tugend verdammt? Ist nicht jede Tugend eine Handlung des Willens; und auch eine jede Leidenschaft? Sie können sich also ihrer Natur nach nicht widersprechen. Die Leidenschaften können freylich, wenn sie allzuheftig sind, oder auf schlimme Gegenstände verfallen, böse werden; und sie werden es auch oft: Aber das muß man nicht den Leidenschaften selbst, sondern dem Mißbrauch derselben zur Last legen. Ja es ist vielmehr ausser allem Zweifel, daß die Leidenschaften sehr nützlich sind. Ohne ihren Beystand würden die Menschen in eine träge Unthätigkeit versinken. Man sage immer, die Vernunft sey unser einzige Führer; sie allein lehre uns, was gut und schicklich sey. Ich will annehmen, ihr gebt der Vernunft Beyfall; wird euch dieser blosse Beyfall auch vermögen, nach diesem oder jenem Gut zu streben, insonderheit wenn ihr dabey einige Schwierigkeiten voraussehet? Ganz gewiß nicht. In den meisten Fällen würdet ihr euch zur Ruhe legen, und euch nicht weiter um dieses Gut bekümmern: Das lehrt uns die Erfahrung bey denjenigen, denen die Natur schwache Leidenschaften gegeben hat; sie sind träg und unthätig. So geht es zwar überhaupt bey allen Menschen, wenn keine Leidenschaften sich widersetzen; die Liebe zur Ruhe gewinnt die Oberhand.

Daraus folgt klar, daß die Leidenschaften dem

 Menschen

Menschen höchst nützlich, oder vielmehr nothwendig sind, weil sie seine Seele in einer beständigen Bewegung erhalten, und ihn allezeit antreiben, mit Ernst etwas zu suchen oder zu meiden. Ohne sie würde das menschliche Leben wie eine trübe todte Lache liegen, und in schlammigter Unthätigkeit stocken. Da hingegen die Leidenschaften, gleich einem kühlenden Winde, dasselbige immer in Bewegung und rein erhalten.

Nun ist die Frage: „Stehen diese Leidenschaf-„ten unter der Herrschaft der Seele? Wenn sie „Handlungen des Willens sind, wie wir ge-„sagt haben, so scheinen sie nicht unter dersel-„ben zu stehen; denn wir müssen das gröste Gut „wollen.„

Ich antworte hierauf: „Gewissermaassen ste-„hen die Leidenschaften unter der Herrschaft der „Seele, gewissermaassen nicht. Das ist sicher, „daß der Wille sich nach einem Gut richten muß: „Seine erste Bestimmung oder Richtung läßt „sich nicht hindern, und oft ist er im Anfang „sehr heftig. In solchem Verstand geb ich gerne zu, „daß die Leidenschaften nothwendig seyn; daß „wir sie nicht hindern können; daß wir ihre „erste Bewegung empfinden müssen. Allein ge-„rade hier fängt die Herrschaft der Seele an; „hier kann sie jene in ihrem schnellen Lauf auf-„halten.„

Es ist wahr, diese Herrschaft der Seele ist nicht bey allen Menschen gleich stark, sondern sie ist nach den Umständen derselben bald stärker, bald schwächer: Es kömmt dabey viel auf das Temperament, auf angewöhnte Fertigkeit und auf eine mehr oder weniger geschärfte Vernunft an. Indessen können wir doch das für gewiß annehmen, daß der Wille, wenn er schon in seiner ersten Bewegung nicht zurückgehalten werden kann, sich doch in den folgenden beherrschen läßt: Wir können die Leidenschaften im Zaum halten; dieß ist der wichtigste Theil der menschlichen Freyheit, die vornehmste Quelle der Tugend.

Allein ist das auch begründet? „Nach dieser „Erklärung entstehen die Leidenschaften aus der „Empfindung der Glückseligkeit oder des Elendes; „sie gehen also alle nur uns selbst an: Und doch „sehen wir alle Tage, daß die Leidenschaften „auch da in eine heftige Bewegung gerathen, „wo es gar nicht um unsere Angelegenheiten zu „thun ist. Wir können noch jetzt über das Schick„sal einer Königin von **Carthago** oder **Troja** „Thränen vergiessen, die schon so viele Jahr„hunderte vor unserer Geburth diese Welt ver„lassen haben:„

„Was gehn Hecuba uns, und wir Hecuben an?

Shakespears Hamlet.

Das ist wahr. Allein hierin ist doch kein wirklicher sondern nur ein Scheinwiderspruch, der daher entstehet, weil wir nicht auf die ausserordentliche Geschwindigkeit der Seele im Denken Achtung geben. Die Sache verhält sich nämlich so: Wir lieben oder hassen das, wir nennen das Gut oder Bös, was unsers Erachtens unsere Glückseligkeit oder unser Elend befördert; darnach richten sich unsere Triebe. Eben so urtheilen wir auch von den Wirkungen des Guten und des Bösen in Absicht auf andere Menschen, die mit uns dieselben Neigungen haben. Wenn ihnen daher etwas begegnet, es sey gut oder bös, so kömmt es uns auch so vor, ungeachtet es auf uns eigentlich keinen Einfluß hat; wir haben in gewissem Grade die gleichen Empfindungen, weil die Seele gleich beym ersten Anblick die Anwendung auf sich selbst macht, und alles darnach beurtheilt. Diese Handlung der Seele ist so habituel, so unmittelbar und beständig, daß wir sie eben wegen ihr Geschwindigkeit und Geläufigkeit nicht bemerken: Und dieses ist die Ursache von dem Vergnügen oder Schmerz, den wir so gewöhnlich bey dem Lesen einer wirklichen Geschichte, oder eines schönen Gedichts empfinden. Eigentlich geht uns der Erfolg nichts an; aber diese geheime, beständige und eigentlich nicht freywillige Anwendung auf uns selbst läßt uns alles mit empfinden.

Damit

Damit aber die Leidenschaften diesen Zweck, uns in Thätigkeit zu setzen, erreichen, so hat die Natur mit denselben ein Vergnügen verbunden, das von dem Erfolg ganz unabhänglich ist. Denn wir können aus unzählbaren Beyspielen sehen, daß wir ein ungemeines Vergnügen empfinden, wenn unsere Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden, und daß wir uns so denselben gerne überlassen. Bewunderung, Liebe, Mitleiden sind uns gleich angenehm. So wie ein gesunder Mensch nicht lange stille sitzen mag, sondern auch an einer blossen Bewegung seiner Glieder Vergnügen findt, so wird auch die Seele durch Unthätigkeit ermüdet, und sucht in der Bewegung der Leidenschaften Vergnügen.

Allein dieses muß man nicht von denjenigen Leidenschaften verstehen, die entweder ihrer Natur nach, oder wenn sie allzustark werden, unangenehm sind. So ist z. B. derjenige Zustand der Seele, da sie zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, angenehm; nimmt aber die Furcht gar zu sehr überhand, so wird diese Empfindung sehr widrig. Wer für ein kleine Summe Geldes spielt, wird sich nicht ängstlich um den Erfolg des Spiels bekümmern. Ist aber die Summe groß, so entsteht eine schmerzhafte Angst, die man oft durch alle Künste der Verstellung nicht verbergen kann.

Diese Anmerkung bahnt uns den Weg zur Auflösung einer hieher gehörigen, wichtigen Frage: Warum uns nämlich gewisse Gegenstände in dichterschen oder mahlerschen oder theatralischen Vorstellungen gefallen, die doch an sich selbst und in der Natur uns unangenehm sind? Warum machen uns die gleichen Leidenschaften, wenn die Kunst sie in Bewegung setzt, Vergnügen, die uns sonst natürlicher Weise quälen? Der Redner oder der Poet mag noch so viel Schrecken, Schmerz, Abscheu, oder andere unangenehme Empfindungen in unserer Seele erwecken, das alles macht uns das gröste Vergnügen; oder, wie sich ein scharfsinniger Dichter hierüber ausdrückt:

„ Il n'est point de serpent, ni de monstre odieux,
„ Qui par l'art imitè ne puisse plaire aux yeux:
„ D'un pinceau delicat l'artifice agreable
„ D'un objet tout affreux fait un objet aimable,
„ Ainsi pour nous charmer, la tragedie en pleurs
„ D'Oedipe tout sanglant fit parler les douleurs;
„ D'Oreste parricide exprima les alarmes,
„ Et pour nous divertir nous arracha des larmes.
„ Que dans tous vos discours la passion emue
„ Aille chercher le cœur, l'echauffe, & le remue.
„ Le secret est d'abord de plaire & de toucher:
„ Inventez des ressorts qui puissent attacher.

Diese richtige Bemerkung führt uns auf die Beantwortung obiger Frage. Ueberhaupt verschaf-

fen

sen uns unsere Leidenschaften Vergnügen; allein wenn sie aus einem Elend entstehen, das wir selbst gelitten haben, oder das uns bevorsteht, so wird der Schmerz die herrschende Empfindung; wir fühlen nur diesen. Haben wir aber selbst nichts gelitten, oder nichts zu befürchten, so wird diese Leidenschaft angenehm.

In einem Gedicht erweckt das Unglück eines gefangenen Fürsten, die Verzweißung eines Verliebten, der Fall eines Günstlings, die Qual eines Eifersüchtigen, die Wuth eines Rasenden, Schmerz, Angst nnd Schrecken in unserer Seele: Allein weil wir uns bey dem allem unserer eignen Sicherheit bewußt sind, so dient es uns doch nur zum Vergnügen; es erweckt uns jene angenehmen Empfindungen, welche die gütige Natur mit den Bewegungen der Leidenschaften verbunden hat. Kommen hingegen diese Uebel näher, sind wir selbst in Gefahr darein verwickelt zu werden, so verschwindet diese angenehme Scene, und das Elend erweckt schmerzhafte Empfindungen.

Zeigt uns auf einem Schauplatz eine belagerte Stadt mit allem dem Jammer und Elend, das mit einer Belagerung begleitet ist; setzt sie in volle Flammen, und wir sehen das alles mit Vergnügen an: Aber setzt den Fall anderst: Die Flammen haben einen Theil des Theaters ergriffen; so sehr die blosse Vorstellung der brennenden Stadt

ergötzte, so unausssprechlich wird hingegen diese wirkliche Flamme in Schreken setzen. Ueber dieses gefällt uns das Bild eines sehr grossen Elends auch darum, weil es uns, da wir völlig davon befreyt sind, unsere eigene Glückseligkeit mit den lebhaftesten Farben vorstellt. Vergleichen wir unser Unglück mit einem weit grössern Elend, so erleichtern wir uns dasselbige, und ein geringer Unfall lehrt uns die Annehmlichkeiten des Glücks und Wohlstandes desto besser schätzen.

Wir werden von dieser Wahrheit noch mehr überzeugt werden, wenn wir ferner bemerken, daß alle dergleichen Vorstellungen uns mehr oder weniger rühren, je nachdem sie auf uns selbst eine nähere oder entferntere Beziehung oder Aehnlichkeit haben. Leblose Dinge rühren uns weniger als lebende, grosse Thiere mehr als Insecten, Menschen mehr als Thiere: Unter den Menschen liegen uns unsere Landesleute mehr am Herzen als Fremde, und diejenigen am allermeisten die in Absicht auf das Alter, das Glück, den Rang u. s. f. mit uns in ähnlichen Umständen sind. Woher kann dieses anderst kommen, als von der geheimen Anwendung, die wir, ohne ein deutliches Bewußtseyn, immer auf uns selbst machen, und von dem mehr oder weniger wahrscheinlichen Gedanken, wir möchten einst in ähnliche Umstände gerathen.

Dieses Vermögen, durch Erregung der Leidenschaften auf unsere Seele zu wirken, macht die ganze Schönheit der nachahmenden Künste aus; und keine Kunst ist darinne stärker als die Redekunst. Dieses läßt sich meines Bedünkens daraus erklären: Die leidenden Personen, welche uns die Dichtkunst und Mahlerey vorstellen, haben entweder niemals, oder doch schon lange nicht mehr gelebt. Empfindet nun gleich die Seele, indem sie sich mit denselben beschäftigt, Vergnügen; das Vergnügen nämlich, welches die Natur mit den Leidenschaften verbunden hat, so ist sie sich doch vollkommen bewußt, daß es entweder keine wirkliche, sondern erdichtete Leiden sind, oder daß sie schon lange aufgehört haben. Es ist wahr, die Seele bemühet sich diesen Gedanken zu unterdrücken, und überläßt sich gerne und mit Fleiß jenem angenehmen Betrug: Indessen kann sie doch denselbigen nicht so ganz unterdrücken, daß sie nicht bey allen Bewegungen noch etwas davon empfinde; daß sie sich nicht ihrer Sicherheit bewußt sey, und die Gefahr von sich entfernt sehe; oder höchstens denkt sie in einem ausserordentlichen Fall nur einige Augenblicke nicht mehr daran; aber sogleich kehrt mit dem Bewußtseyn ihrer Sicherheit auch das Vergnügen zurück.

In der Beredsamkeit hingegen verhält es sich ganz anderst. Denn da der Hauptzweck derselbigen

bigen ist, die Menschen zu überreden, oder sie durch Vorstellung wirklicher Uebel oder wirklicher Vortheile, die ihnen bevorstehen, von etwas abzuschrecken, oder zu etwas aufzumuntern, so hat bey ihr kein Betrug statt. Die Leidenschaften, die sie erreget, müssen viel stärker seyn, weil sie auf Wahrheit gegründet sind; und es dient gar nicht zu ihrem Nachtheil, wenn sie wirklich schmerzhafte Empfindungen erweckt, weil ihr Zweck zugleich dahin geht, dem Uebel entweder abzuhelfen oder zuvorzukommen; sie vermischt es daher allezeit mit Hoffnung, und mildert dadurch seinen Eindruck. Wenn sie uns schon durch Vorstellung unglücklicher Folgen erschreckt, so lehrt sie uns auch zugleich, wie wir dieselbigen von uns abwenden können. Zu diesem können wir noch hinzusetzen, daß die andern Künste auch darum keinen so starken Eindruck machen, weil sie gar zuviel Pathetisches haben. Denn wenn wir uns schon gerne einem so angenehmen Betrug überlassen, so sind wir uns doch bewußt, daß wir hierin nur der Unvollkommenheit unserer Natur nachgeben. Allein bey der Beredsamkeit ist diese Verringerung nicht: Sie erregt die Leidenschaften der Natur unserer Seele gemäß; sie läßt sie aus wirklichen Sachen entstehen; sie müssen Diener der Gerechtigkeit seyn; das Vergnügen, das sie verschaffen ist ohne einiche Mischung, und rein;

sie

sie werden nur zu einem würdigen Endzweck in Bewegung gesetzt. Daraus schliesse ich, daß die Beredsamkeit einen weit stärkern Einfluß auf die Leidenschaften habe, als die Dichtkunst oder die Mahlerey, und die übrigen nachahmenden Künste.

„ Allein warum soll sich die Beredsamkeit mit „ den Leidenschaften abgeben? Mißbraucht man „ sie nicht auf diese Weise? Wäre es nicht weit „ besser, wenn sie sich allein mit dem Verstande „ beschäftigte? „

Die Antwort ist nicht schwer. Da die Ueberredung der Endzweck der Beredsamkeit ist, und im strengen Verstand die Ueberredung sich allein auf Ueberzeugung gründen sollte, so muß man gestehen, daß alle Anreden an die Leidenschaften sich auf die Unvollkommenheit der Menschen gründen. Es ist also ein Fehler, aber vielleicht ein nothwendiger Fehler. Wären unsere Zuhörer allezeit ernsthaft, aufmerksam, hätten sie keine Vorurtheile und desto mehr Einsichten, so hätten wir freylich nichts anders zu thun, als ihnen die Wahrheit in ihrer einfältigen und natürlichen Gestalt vorzulegen. Allein so wie die Menschen wirklich sind, müssen wir ihnen nicht nur das was recht und gut ist zeigen, sondern wir müssen sie auch durch alle mögliche Künste zu bereden suchen, dasselbige mit unverwandten Augen aufmerksam

zu betrachten. In einer jeden grossen öffentlichen Versammlung giebt es unwissende, unachtsame, mit fremden Sachen beschäftigte, viele träge, abgeneigte, bald ermüdete Zuhörer: Diese Hindernissen alle muß der Redner aus dem Weg räumen, oder er wird mit aller seiner guten Sache sehr wenig anrichten. Die Wahrheit hat viele Feinde, die sich eine Freude daraus machen, jeden Zugang zu ihr zu verschliessen: Man muß also allen ihren Freunden aufbieten, um den Zutritt zu ihr zu erlangen.

Da nun dieses nicht etwa nur die Schwachheit weniger Menschen, sondern der ganzen menschlichen Natur ist, so würde ganz gewiß der Redner meistentheils vergebens arbeiten, der seine Zuhörer nur durch strenge Vernunftgründe überreden wollte: Es würde ihm gehen, wie jenem Staatsmann, der mit den Menschen umgehen wollte, als wenn sie alle durchaus tugendhaft wären, und der alle seine politischen Entwürfe auf eine falsch angenommene allgemeine Tugend gründete. Die stoische Philosophie war auf einen ähnlichen Grundsatz gebaut; sie foderte eine vollkommen unvermischte Tugend, und verwarf alle Leidenschaften als Fehler und Schwachheiten. Was war die Folge davon? Ihre Lehrsätze waren falsch, und ihre Schriften trocken und unangenehm: Beyde verfehlten ihren Zweck; jene konnten

keine Verbesserung der Sitten zu Stand bringen, und diese konnten niemand überzeugen.

Da sich also die Beredsamkeit nothwendig an die Leidenschaften wenden muß, so fragt es sich nun zuerst: „Wie wir dabey unsern Zweck am „besten erreichen können?„

Aristoteles antwortet hierauf in seiner Rhetorick: Machet Euch, so gut als immer möglich ist, mit der Natur dieser Leidenschaften bekannt. In der Absicht giebt er uns, insofern es zu seinem Zweck diente, eine sehr genaue Erklärung von den Leidenschaften: Und diesen Theil seines Werks kann keiner, der ein Redner werden will, zu sorgfältig studiren. Es ist auch merkwürdig, daß die Neuern, alles ihres Fleisses ungeachtet, hierüber sehr wenig neues entdeckt haben.

Allein so richtig und gründlich die Kenntniß ist, die man aus Lehrbüchern über die Beredsamkeit schöpft, so ist sie doch für einen künftigen Redner nicht zulänglich. Ihr müßt selbst beobachten. Werfet also einen Blick in euer eigen Herz; untersucht, wodurch jene Liebe oder Haß, oder Zorn, oder Mitleiden, wodurch das alles was Euch rührt, erhitzt, hinreißt, in euerm Herzen erweckt worden sey: Vergleichet damit die Wirkungen der Leidenschaften, die ihr an andern Menschen bemerket: Auf diese Weise werdet ihr nach und nach die Quelle jeder Leidenschaft entdecken,

Euch nach der Verschiedenheit der Temperamenten und Umstände richten lernen, und so den rechten Weg zum menschlichen Herzen finden.

Allein wenn ich auf meine Vorlesung zurücksehe, so fürchte ich sehr, ich werde mich wegen mancher neuscheinenden Behauptung vertheidigen müssen. Erlaubet mir also, hierüber noch ein paar Worte zu sagen.

Eine richtige Kenntniß der Natur unserer Seele würde allerdings von sehr grossem Nutzen seyn, wenn man dazu gelangen könnte; es ist daher sehr gut, wenn man darüber Untersuchungen anstellt. Allein unübersteiglich scheinende Schwierigkeiten hindern uns alsobald, und scheinen uns von allen dergleichen Versuchen abzuschrecken. Indessen müssen wir doch anmerken, daß wir dem ungeachtet noch viele sehr nützliche Untersuchungen anstellen können. Nur der Geist der Neugierde und der blossen Speculation kann uns antreiben allzu dunkele Fragen zu erörtern.

Durchgehet in Absicht auf die Leidenschaften die Schriften des Aristoteles: Ungeachtet er nichts weniger als ein Feind von tiefsinnigen Untersuchungen war, so schränkt er sich doch nur auf die Gegenstände, die Eigenschaften, und die äusserlichen Umstände der Leidenschaften ein; und daraus leitet er für den Redner eben so leichte als zuverlässige Regeln her. Unsere neuern Metaphy-

siker haben sich weit über diese Gränzen hinausgewagt, und sich dadurch in endlose Labyrinthe verwickelt.

Ich bemerkte dieses, wollte aber doch der Mode gemäß gerne meine Neubegierde sättigen; ich sah mich also nach einem Kneul um, der mir den Weg durch diesen Labyrinth zeigen sollte. Indessen erwarte ich doch, so wahrscheinlich mir meine eigenen Ideen vorkommen, keinen allgemeinen Beyfall. Wo man ohne den rechten Weg zu wissen nur in der Dämmerung fortgehen muß, da muß man auch einem jeden erlauben, sich einen ihm beliebigen Weg auszuwählen. Erlaubet mir übrigens, ehe ihr mich verurtheilt, Euch noch diese Anmerkung vorzulegen.

Fragt Euch selbst: Was haben wir in so vielen Schriften oder Reden über diese Materie gelesen und gehört? Was für Beschreibungen oder Definitionen hat man uns von den Leidenschaften gegeben? Sie seyn Modificationen, Bewegungen, Instinkte der Seele: — Worte, die entweder unbestimmt oder metaphorisch sind, die entweder gar keinen oder doch keinen deutlichen Sinn haben.

Und nun sehet die Leidenschaften aus diesem Gesichtspunkt an: Wir können leicht zwo Kräfte oder Wirkungen der Seele bemerken, den Verstand und den Willen. Jener faßt alle Arten zu denken, zu begreifen, sich einzubilden, Schlüsse

zu machen, in sich; und dieser alle praktischen Bestimmungen von dem ersten schwächsten Beyfall oder Vorzug an bis zu dem allerheftigsten Verlangen oder Abscheu; alle die Neigungen und Leidenschaften, über welche man oft so weitläuftig und dunkel schreibt. Hier ist Ordnung, Deutlichkeit, Einfalt, und also auch meines Erachtens Uebereinstimmung mit der Natur, welche in ihren Würkungen zwar reich und verschieden, aber dennoch in den Ursachen einfach ist.

Allein in wie weit dieses alles wahr und begründet sey, überlaß ich euerm eigenen Urtheil. Dann wie dem auch seyn mag, so wird es der Hauptsache wenig schaden: Ihr werdet die Leidenschaften, insofern die Beredsamkeit Einfluß auf dieselbigen hat, hinlänglich genug kennen lernen, wenn ihr sie nach des Aristoteles Methode untersucht. Die Regeln bleiben immer dieselben. Die erste, welche wir anführten, war diese: „Untersucht diejenigen Stellen genau, die Euch „und andere am meisten rühren; und richtet „euern Vortrag darnach ein.„

Eilfte Vorlesung.

Fortsetzung.

Die zwote Regel, die wir Euch geben werden, ist überhaupt so wichtig, daß man ohne die Beobachtung derselben nur keinen Versuch wagen sollte, die Leidenschaften in Bewegung zu setzen. Der Dichter drückt sie mit diesen Worten aus:

— Si vis me flere, dolendum
Primum ipsi tibi.

„Ihr müßt selbst von der Leidenschaft eingenom„men seyn, die ihr bey andern erregen wollt.„

Oder, was würdet ihr von einem Menschen halten, der über eine Sache von der grösten Wichtigkeit ganz kalt und phlegmatisch mit Euch reden würde? Oder von einem andern, der Euch mit einem geruhigen unintereßirten Ton Thränen über ein grosses Unglück ablocken wollte? Würdet ihr nicht eure Ohren von ihm, als von einem Betrieger, abwenden, oder ihn wenigstens als einen Schwäzer, der keine Aufmerksamkeit verdient, verachten?

Plutarch erzählt uns etwas von Demosthenes, das sich hier treflich wohl schicket. Einst kam ein

Bürger von Athen zu diesem vortreflichen Redner, und bat ihn, seine Angelegenheit gegen einen andern zu vertheidigen, der ihm sehr grausam mitgespielt hatte. Allein da er seine Klage ganz gleichgültig und kalt vortrug, sagte Demosthenes zu ihm: „Die Sache hatte gewiß nicht so viel auf „sich, als du sagst; man ist dir gewiß nicht so „hart begegnet.„ Was! (antwortete er ganz hitzig und mit lauter Stimme) „Man ist mir „nicht hart begegnet? Man ist nicht grausam „mit mir umgegangen?„ „Ja, ja, nun (sagte „Demosthenes) fange ich an dir zu glauben; „Das sind die Gebehrden, das ist die Sprache „eines beleidigten Mannes: Nun erkenn ich die „Gerechtigkeit deiner Sache, ich will dich ver„theidigen.„

Die Natur hat uns so gebildet, daß sich alle heftige Leidenschaften auch in unsern Gesichtszügen ausdrücken; sie sind in unserer ganzen Stellung, in jeder Miene, in jeder Bewegung sichtbar. Der Nutzen und Endzweck dieser natürlichen Einrichtung liegt offenbar am Tag, damit wir nämlich unsere Leidenschaften einander mittheilen können. Daraus entsteht jene natürliche Beredsamkeit, welche ohne irgend eine andere Hülfe die Herzen gewinnt, und sich gleich einer ansteckenden Krankheit ausbreitet. Daher drücken oft unstudirte Leute ihren Schmerz und ihre Angst in weit rührendern

Ausruffungen aus, als es der geschickteste Redner ohne diesen innern natürlichen Trieb nicht thun kann; denn diese Sprache fließt aus dem Herzen, sie ist die Stimme der Wahrheit und der Natur.

Daher kömmt vielleicht der merkliche Unterschied in der Wirkung, den aus dem Stegreif gehaltene, und hingegen vorher studirte Reden haben; so richtig die Methode in diesen ist, so gut die Ausführung, und so rein der Styl seyn mag, so werden sie doch weniger gefallen und rühren, als jene wenn ihnen auch diese Vorzüge mangeln: Denn die Gelegenheit giebt sie gleichsam an die Hand, sie gehen gerade vom Herzen weg; von einem Herzen, das eben die Leidenschaft empfindet, welche der Redner gerne bey seinen Zuhörern erwecken möchte. Diese Wirkung siehet man am deutlichsten bey Gegenantworten, wo etwas ganz unerwartetes zum Vorschein kömmt; der, der antwortet, kömmt dabey in eine solche Hitze, daß seine Rede, seine Stellung, seine Gebehrden voll Feuer und Leben werden, und daß die Flamme, die in seinem Herzen lodert, auch seine Zuhörer ergreift. Jene kann man mit einer schönen nach den Regeln der Symmetrie mit vieler Kunst und Fleiß ausgearbeiteten Bildsäule vergleichen: Allein diese haben weit mehr Schönheiten; jene unnachahmlichen, welche das Leben einem weit weniger vollkommenen Körper mittheilt.

Aus dem gleichen Grunde läßt sich auch die schon oft wiederholte Regel beweisen: „Daß ein „ Redner in dem Credit eines rechtschaffnen Man„ nes stehen müsse.„ Ein Redner wird Euch durch seinen Vortrag wenig rühren, wenn ihr ihn nicht für einen ehrlichen Mann halten dürft, dem es Ernst ist, und der das selbst von Herzen glaubt, wovon er Euch gern überzeugen möchte.

Kömmt es nicht daher, daß bey uns seit einiger Zeit die Worte, Freyheit, Gemeines Bestes, Liebe des Vaterlandes, die man so oft im Munde führt, beynahe lächerlich und verächtlich worden sind? Warum? Weil diese Ausdrücke, die sonst Zeichen erhabner Begriffe waren und zu grossen Handlungen anfeuerten, durch solcher Menschen Zungen entweiht, geschändt nnd mißbraucht worden, deren Herzen voll verderbter, niederträchtiger und feiler Grundsätze sind.

Allein wir kommen zu einer andern wichtigen Frage: „Bey welchen Gelegenheiten kann ein „ Redner diesen Theil seiner Kunst, nämlich die „ Erregung der Leidenschaften, am glücklichsten „ gebrauchen?„

Ich antworte hierauf: Wenn jemand aufgefodert wird vor einem oder wenigen einsichtsvollen und redlichen Richtern über eine wichtige Angelegenheit zu reden, so muß er in dem Gebrauch des Pathetischen sehr sparsam seyn; denn da es

hier

hier nur um die Entdeckung der Wahrheit zu thun ist, da die Vernunft allein sicher zu diesem Zwecke führt, so würden dergleichen Richter jede Abweichung von diesem Zwecke, jeden Versuch auf ihre Leidenschaften, für einen feinen Betrug halten, und daraus würden nothwendig schädliche Vorurtheile gegen den Redner, und vielleicht auch gegen die Sache die er vertheidigt entstehen. Dieser Fehler ist gar unverzeihlich, wenn der Redner eine gute und gerechte Sache zu vertheidigen hat. Er ist in dem Fall einem Mahler ähnlich, der ein schönes Gesicht mahlt, aber hernach diese wirkliche Schönheit durch erkünstelte Zierrathen wieder zernichtet. In solchen Umständen ist eine natürliche, deutliche und ordentliche Vorstellung der Sache die einzige richtige und überzeugende Beredsamkeit.

Wer hingegen vor vielen Zuhörern, vor einem versammelten Volke auftreten muß, hat ganz andere Maaßregeln zu nehmen. Hier darf er nicht nur, sondern er muß die Leidenschaften in Bewegung setzen. Er muß vor allem aus ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen suchen; und dieses kann auf keine Weise leichter geschehen, als wenn er sich ihrer Herzen versichert. Der grosse Haufe ist in seinem Urtheil ausserordentlich geschwind und eilfertig; er hat nicht Geduld genug auf eine ganze Reihe von Beweisen Achtung zu geben, oder das

End

End derselben abzuwarten: Er muß etwas angenehmes haben, das ihn anlockt; denn die trockene Wahrheit ermüdet ihn bald: Wenn man ihm gefallen will, so muß man ihn rühren.

Gesetzt nun, ihr habt diesen ersten Punkt im Reinen, und die Aufmerksamkeit euerer Zuhörer gewonnen, so ist doch eine ganze Kette zusammenhängender Beweise nicht für die Fassung des grössern Theils eurer Zuhörer; ihr Gedächtniß kann nicht so viel auf einmal behalten, und ehe ihr zum Ende kömmt haben sie schon das wichtigste wieder vergessen. Stellt eure Gedanken in die beste Ordnung, drückt sie mit aller möglichen Deutlichkeit aus; aber wenn ihr viele und verschiedene Beweise zum Vorschein bringt, so verstehen sie Euch nicht: Die Aufmerksamkeit wird ihnen zur Last; ihr gefällt ihnen nicht, weil ihr ihnen nicht faßlich genug seyt.

Indessen läßt sich freylich an dieser Regel, nach der Beschaffenheit des Genies eines Volks vor welchem man auftreten muß, manches abändern. Je weniger der Verstand euerer Zuhörer verfeinert und angebaut ist, desto mehr müßt ihr zu dem Pathetischen euere Zuflucht nehmen. Diesem Unterschied schreiben auch gröstentheils die Kunstrichter die Verschiedenheit zu, welche man zwischen dem Demosthenes nnd Cicero bemerkt. Die Athenienser waren die scharfsinnigsten unter

allen

allen Griechen, und diesen Scharfsinn, der ihnen natürlich war, vervollkommneten sie durch eine lange und sorgfältige Cultur der Künste noch mehr. Die Römer hingegen, welche in den frühern Zeiten der Republick in beständige Kriege verwikelt waren, legten sich erst spät auf die Künste und Wissenschaften, und daher gab es wenige feine und scharfsinnige Köpfe unter ihnen: Der Redner mußte also da seinen Vortrag mehr an die Leidenschaften richten, als zu Athen nicht nöthig war, wo so viel pathetisches vielleicht nicht gefallen hätte. Nicht daß Demosthenes in seinen Reden wenig Pathetisches habe; allein er versteckt es weit mehr unter eine grössere Anzahl richtiger Beweise.

Das Pathetische scheint nirgends nothwendiger zu seyn, als da, wo ein Redner die gute Sache der Religion und Tugend vertheidigen oder empfehlen muß. Der Unterricht ist freylich auch da das wichtigste, und zu diesem Zweck dienet das Pathetische wenig oder gar nichts; allein der unterrichtende Theil einer solchen Rede ist gewöhnlich auch sehr leicht.

Der natürliche gesunde Verstand lehrt den Menschen so stark und deutlich was gut sey, daß dabey eine kurze Anleitung und wenige Beweise hinlänglich sind. Aber dazu braucht es mehr Mühe und Arbeit, ihn auch dahin zu bringen, daß er von ganzem

ganzem Herzen nach dem strebe, was er als recht und gut erkannt hat. Hier muß der Redner gleichsam alle Segel der Beredsamkeit ausspannen, um die Seele in volle Bewegung zu setzen; er muß mit Belohnungen und Strafen, mit Verheissungen und Drohungen, bald schrecken, bald ermuntern, und die Seele mit Freude, Kummer, Furcht, Schaam, Hoffnung, Angst und Reue erfüllen. Er muß in die verborgensten Winkel des Herzens hineindringen, wie der heilige Paulus, der den Landvogt Felix, einen alten und verhärteten Sünder, bey aller seiner Macht, und mitten unter seinem Hofstaat zittern machte. Denn da insgemein die Leidenschaften der Tugend am meisten im Wege stehn, so muß man in den Leidenschaften selbst ein Gegengewicht suchen. Ohne die Leidenschaften ist die Herrschaft der Vernunft sehr schwach und ohnmächtig: Gewinnt ihr nur die Vernunft allein, so erhält ihr nur ein scheinbares Ansehn; aber die wirkliche Macht und Thätigkeit ist auf der entgegengesetzten Seite.

Dieses alles beweist meines Bedünkens unwidersprechlich, wie nützlich und nothwendig es sey, die Leidenschaften in Bewegung zu setzen: Eine Wahrheit, die ich um so viel mehr bemerke, da es so viele Leute giebt, welche behaupten, ein Redner sollte nur zu beweisen, nicht zu rühren suchen: Ein Irrthum, der um so viel gefährlicher

ist,

ist, da man denselben auf einen guten Grundsatz, nämlich die Liebe zur Wahrheit bauet, und durch das Ansehen grosser Männer unterstützet. Allein, ganz gewiß vergessen die Verfechter dieser Meynung, daß die Leidenschaften dem Menschen eben so natürlich sind, als die Vernunft. So sehr man sie mißbraucht, und so schädlich sie durch den Mißbrauch werden, so sind sie doch dem Menschen zu den edelsten Endzwecken gegeben, und er ist auch im Stande sie zu erreichen. Sollen wir nun die Leidenschaften gänzlich verwerfen? Ist es nicht viel besser, wir geben uns alle Mühe, sie in der Ordnung zu erhalten? Man hat dieses in Absicht auf die Beredsamkeit, so viel ich mich erinnere, noch nicht genug erwogen; es wird also nicht undienlich seyn, wenn wir uns hierüber etwas deutlicher erklären.

Insgemein sehen die Menschen die Vernunft als etwas von den Leidenschaften nicht nur ganz verschiedenes, sondern so gar denselben entgegengesetztes an. Denn weil oft aus der Widersetzlichkeit der Leidenschaften gegen die Stimme der Vernunft viel Böses erfolgt, so beurtheilen sie dieselbigen nur aus diesem Gesichtspunkt. Allein darin irren sie ganz gewiß; denn unstreitig ist sehr oft, vielleicht meistentheils, eine so genaue Verbindung zwischen denselben, daß ihr schwerlich auf die eine einen starken Eindruck machen könnt, ohne auch

die andern zu rühren. Ich kann meine Meynung am besten durch ein Beyspiel erläutern.

Demosthenes hatte sich vorgenommen, die Athenienser zu bewegen, mit ihren Waffen dem Philippus zuvorzukommen, der sich eben zum Krieg gegen sie rüstete. Setzet nun den Fall, der Redner hätte bey diesem Anlaß seine Gedanken auf eine ganz leichte und ungezwungene Weise vorgetragen; mußte nicht die blosse Erzählung von Philipps vorigen Handlungen, von seinen Betriegereyen, von seiner Verstellung, von der Bestechung ihrer Bundsgenossen und ihrer eignen Magistratspersonen und Rednern, noch weit mehr aber die Vorstellung seiner schwarzen Absichten und Verschwörungen, um sie ihres Ansehens, ihrer Ländereyen und ihrer Freyheit zu berauben, den heftigsten Unwillen in ihrer Brust erwecken? War es wohl möglich ihnen die verschiedenen Gründe, welche ihm die Umstände an die Hand gaben, auch nur einiger Maassen begreiflich zu machen, ohne zugleich diese Wirkung hervorzubringen?

Wollt ihr aber auf der andern Seite nur die Leidenschaften in Bewegung setzen, so werdet ihr ebenfalls, wenn ihr es recht anstellt, ohne daß es eigentlich euere Absicht ist, überzeugen. Demosthenes giebt uns auch hierin ein Beyspiel: Er wollte einst in einer Rede seinen Feind Aeschi-

nes

nes bey seinen Zuhörern verhaßt machen: In dieser Absicht schildert er ihnen den Charackter dieses Mannes, seine schlimme Aufführung in der Jugend, sein niederträchtiges schändliches und aufrührisches Betragen in den männlichen Jahren; er wirft ihm seine Verleumdungen, seine Betriegereyen, Verrätherereyen und Bestechungen vor: Diese Züge alle mahlt er mit den stärksten Farben aus. Mußten nun nicht alle diese Vorwürfe, indem sie die Herzen seiner Zuhörer mit Zorn, Haß und Abscheu gegen seinen Ankläger erfüllten, auch zugleich zu seiner eignen Vertheidigung dienen? Oder könntet ihr eine von diesen Leidenschaften fühlen, ohne zugleich geneigt zu werden, den Beklagten für unschuldig zu erklären. Ganz gewiß that des Demosthenes Rede diese Wirkung.

Ich könnte leicht die Quelle dieses Irrthums entdecken, und dürfte mich nur wieder auf das beziehen, was ich in der vorhergehenden Vorlesung von der schlimmen Gewohnheit gesagt habe, den Verstand, den Willen, und die Leidenschaften nicht nur als gänzlich verschiedene Wirkungen der Seele, sondern sogar als von einander unabhänglich wirkende Ursachen anzusehen; denn daher kömmt es, daß man von der eingebildeten Unabhänglichkeit und Feindschaft des Verstandes und der Leidenschaften so oft, und mit so vieler Verwirrung, schwatzt. Allein ich fürchte, ich habe

mich damals schon allzulange bey diesen metaphysischen Untersuchungen aufgehalten. Ich mache also aus dem Gesagten nur diesen deutlichen und zu meiner Absicht hinreichenden Schluß: „Wir sollten niemals unvorsichtiger „Weise das voneinander trennen, was die Natur „so genau verbunden hat. Wenn schon bey der „Ueberzeugung der Vernunft der Vorzug gehört, „so muß man doch um deswillen die Leidenschaften nicht ganz vergessen: Denn sehr oft müssen „auch die strengsten Beweise die Leidenschaften „in Bewegung setzen, und ein sehr pathetischer Vortrag zur Ueberzeugung des Verstandes dienen.„

Allein ich soll Euch, meinem gemachten Entwurf gemäß, noch einige Vorschriften geben, die Euch allemal, wenn ihr die Leidenschaften in Bewegung setzen wollt, sehr nützlich seyn werden.

Erstlich: „Ueberleget wohl, ob sich ein pathetischer „Vortrag zu der Materie schicke, von der ihr reden „wollt, oder nicht.„ Allenthalben kann es gewiß nicht angehen; die Umstände, die Natur und der Werth einer Sache werden oft eine solche Behandlung sehr unschicklich machen. Oder, was könnte abgeschmackter seyn, als wenn ein Redner sich und seine Zuhörer damit plagen wollte, über eine sehr geringfügige Sache pathetisch zu reden? Wie unangenehm würden sich die Zuhörer betrogen finden, wenn man ihnen da mit heftigen

Exclama-

Exclamationen auf den Hals käme, wo sie gründliche Beweise erwarten. Legt Euch also allemal erst die Frage vor: „Wenn ein anderer über die „gleiche Materie reden müßte, wie wünschte ich, „daß er dieselbe behandelte? Würde es mir lieber seyn, wenn er mich unterrichtete, oder nur „rührte; wenn er mir nur Vergnügen machte, „oder mich überzeugte? Und darnach richtet euern „Vortrag ein.„

Eine zweyte Regel, auf die man oft nicht Achtung giebt, ist diese: „Beschäftigt Euch vorzüg„lich mit der Vernunft; denn wenn ihr überre„den wollt, so müßt ihr auch überzeugen.„ Indessen kann und muß die Ueberzeugung nicht allemal durch eine ganze Kette zusammenhängender Schlüsse zuwege gebracht werden; wenige sind im Stand solche zu fassen, und die meisten haben keine Lust, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten. Doch muß man in allen Fällen vernünftige Beweise zum Grund legen; darauf müssen sich alle Zierrathen, alles pathetische, alles was man zu seinem Zweck dienlich erachtet, beziehen; das muß allen euern Reden Stärke und Festigkeit geben; ohne das würden die lebhaftesten und prächttgsten Reden jenen Bildern ähnlich seyn, die wir oft in den Wolken erblicken, welche aber jeder schwache Wind sofort in die Luft zerstreut.

Diese Regel hat ihren Grund in der mensch-

lichen Natur. Wir empfinden es alle, daß die Vernunft das herrschende Principium in unserer Natur ist, dessen Leitung wir allezeit folgen sollten. Es ist wahr, wir lassen uns oft von den Leidenschaften hinreissen; und auch dann, wann sie mit der Vernunft im Widerspruch stehen: Aber wir wissen auch zugleich gar wohl, daß wir in dem Fall unrecht handeln. Wir werden daher auf eine gewisse Weise unwillig, wenn sich andere nur an unsere Leidenschaften wenden; wir sehen sie als Leute an, die sich unsere Schwäche zu Nutze machen, oder uns hintergehen wollen.

Daraus leiten wir eine dritte Regel her: „Laßt „eure Ansprachen an die Leidenschaften so kurz „als möglich seyn.„ Theils, damit ihr auf den beweisenden Theil mehr Fleiß und Sorgfalt verwenden könnt; theils, weil hier die Weitläuftigkeit sehr unangenehm und ermüdend wird. Die Leidenschaften sollen uns, wie wir oben bemerkt haben, aus unserer Trägheit herausreissen, und uns thätig und unternehmend machen: Daher sind sie schnell, lebhaft, stark; aber sie setzen sich auch bald wieder. Denn nach der weisen und gütigen Absicht des Schöpfers, sollten sie, sobald sie ihren Endzweck erreicht hätten, wieder schwach werden, damit sie sich desto leichter der Leitung der Vernunft überliessen. „Folgt also der Na„tur; sucht nie eine Springfeder lange in Be-

„wegung

„ wegung zu erhalten, die nur schnell, aber nicht „ anhaltend wirken soll.„ Wir finden daher auch, daß in den besten Schriftstellern diejenigen Stellen, welche uns am meisten rühren, nicht weitläuftig und mühsam ausgearbeitet, sondern kurz und schnell, dem Blitz ähnlich sind, der in demselben Augenblicke leuchtet und wieder verschwindet. Es würde mir nicht schwer fallen, eine Menge solcher Beyspiele aus den griechischen und römischen Rednern anzubringen; allein aus Liebe zur Kürze will ich nur einiche wenige aus einem Dichter anführen, der darin alle übrigen übertrift. Wenn z. B. Virgil von der Schwachheit des Orpheus, wie er auf Eurydicen zurücksieht, redet, finden wir diese rührende Stelle:

Cum subito incautum dementia cepit amantem,
Ignoscenda quidem, SCIRENT SI IGNOSCERE MANES.

Eben so rührend drückt sich Eurydice aus:

Invalidasque tibi tendens, *heu non tua!* palmas.

Von der Art ist auch die schöne Wiederholung, die gefangene Cassandra betreffend:

Ad cœlum tendens ardentia lumina frustra;
LUMINA, nam teneras arcebant vincula palmas.

Was für ein feines Gemählde von Melancholie entwerfen uns folgende zwo Zeilen:

TE, dulcis conjux, TE solo in littore secum,
TE, veniente die, TE, decedente, canebat.

 Eben

Eben so schön ist die Stelle von jenem jungen Griechen, der in Italien ermordet wurde:

Et dulces moriens reminiscitur Argos.

Und wie rührend ist in der Beschreibung einer Viehseuche dieser Umstand:

— — — It tristis arator,
Mœrentem abjungens fraterna morte juvencum,
Atque opere in medio defixa relinquit aratra.

Und die meines Bedünkens unvergleichliche Stelle vom Dädalus:

— — — Tu quoque magnam
Partem opere in tanto, sineret dolor, Icare, haberes;
Bis conatus erat casus effingere in auro,
Bis patriæ cecidere manus.

Von der Art ist auch die Frage des Königs Lear an Edgar, der wie ein toller Mensch verkleidet war:

Wie, haben seine Töchter ihn in diesen Zustand versetzt? Konntest du nichts salviren? Gabst du ihnen alles?

Shakespear im König Lear.

Und die Antwort welche Macduff auf die erhaltene Nachricht von der Ermordung seines Weibs und seiner Kinder dem Malcolm gab:

Malcolm. Faßt euch; Rache soll die Arztney seyn, womit wir diesen tödlichen Schmerz heilen wollen.

Macduff.

Macduff. Er hat keine Kinder. —

Shakespears Macbeth.

Allein unter allen Leidenschaften ist das Mitleiden am wenigsten anhaltend; es wird leicht erregt, aber es hört eben so bald auf. Daher kömmt es auch, daß diejenigen Trauerspiele, welche vorzüglich Empfindungen des Schreckens erwecken, mehr gefallen als diejenigen die nur zum Mitleiden bewegen, weil sie einen weit stärkern und dauerhaftern Eindruck machen. Daher ziehen wir den Oedipus des Sophocles seiner Electra und noch mehr seinem Philoctete vor. Darin scheint auch dieser Schriftsteller den Euripides zu übertreffen, der hingegen in der Erregung der zärtlichern Leidenschaften den Vorzug hat.

Aus dem gleichen Grunde ist Shackespear nicht nur der beste unter unsern tragischen Dichtern; sondern ich bin so gar geneigt, ihn, aller seiner Fehler und Unregelmässigkeiten ungeachtet, für das gröste Genie in dieser Dichtungsart zu halten. Ich zweifle sehr, ob eine menschliche Erfindungskraft eine Scene zu entwerfen vermag, die mehr Schrecken und Schauer erwecken kann, als die von dem Tod des Banquo: Es ist die fünfte Scene im dritten Aufzug des Trauerspiels vom Macbeth.

Macbeth. (Zum Mörder Banquo's) Ist Banquo aus dem Weg geräumt?

Mörder. Gnädiger Herr, seine Gurgel ist abgeschnitten: Ich habe ihm diese Mühe erspart.

Macbeth. Du bist der vortreflichste Gurgelabschneider: Doch laß ich den auch gelten, der dem Fleance das nämliche gethan hat: Wenn du es gethan hast, so ist deines gleichen nicht.

Mörder. Sir! Fleance ist entronnen.

Macbeth. Dann kömmt meine Krankheit wieder. Sonst wär ich ein ganzer Mann gewesen; fest wie ein Fels; ganz wie Marmor; überall ausgebreitet, wie die alles umgebende Luft: Aber jetzt bin ich allenthalben umringt und eingeschlossen, von grausamen Zweifeln und Furcht gefangen. Aber Banquo ist in Sicherheit. —

Mörder. Ja, gnädiger Herr! Sicher wohnt er jetzt in einem Graben, mit zwanzig tiefen Wunden am Kopf; die kleinste ist tödtlich.

Macbeth. Habe Dank dafür: Da liegt die erwachsene Schlange: Der entflohene Wurm wird seiner Natur nach mit der Zeit auch Gift ausbrüten; aber für die gegenwärtige Zeit hat er keine Zähne. Du kannst jetzt gehen. Morgen wollen wir dich weiter anhören.

(Der Mörder geht ab.)

Lady Macbeth. Mein königlicher Herr, ihr macht euern Gästen nicht viel Freude: Das

ist

ist ein sehr kaltes Festin, wenn man seine Gäste nicht unterhält; wo das fehlt, glaubt man nicht willkommen zu seyn. Wenn man nur essen soll, so kann das bey Hause am besten geschehen: Ausser dem Hause würzt Frölichkeit die Speisen; ohne sie sind sie blöde.

(Banquo's Geist steigt empor, und setzt sich an Macbeths Plaz.)

Macbeth. Süsser Erinnerer! Nun wird auf Eßlust gute Verdauung folgen, und auf beyde Gesundheit!

Lenox. Gefällt es Euer Hoheit, Platz zu nehmen?

Macbeth. So hätten wir nun hier die vortreflichsten Männer unsers Vaterlandes unter einem Dache versammelt, wäre nur unser geliebte Banquo auch gegenwärtig.— (Lieber wollt ich auf seine Unhöflichkeit zürnen, als seinen unglücklichen Tod bedauern!)

Rosse. Seine Abwesenheit, Sire, macht sein Versprechen desto tadelhafter. Gefällt es Euer Hoheit, uns mit Dero königlichen Gesellschaft zu beehren?

Macbeth. (voll Schrecken) Die Tafel ist voll.

Lenox. Hier ist ein Platz aufbehalten, Sire.

Macbeth. Wo?

Lenox. Hier, gnädiger Herr! Was ists, das Euer Hoheit so sehr in Bewegung setzt?

Macbeth. Wer von Euch hat das gethan?

Die Lords. Was, gnädiger Herr?

Macbeth. Du kannst nicht sagen, daß ichs gethan habe: Schüttle deine blutigen Locken nicht gegen mir.

Rosse. Laßt uns aufstehen, meine Herrn! Seine Hoheit befindet sich nicht wohl.

Lady Macbeth. Bleibt sitzen, würdige Freunde; mein Herr ist oft so, und von seiner Jugend an so gewesen. Ich bitte, bleibt sitzen. Der Anfall dauert einen Augenblick, er wird sich so gleich wieder wohl befinden. Aber wenn ihr gar zu genau auf ihn Achtung gebt, so werdet ihr ihn böse machen, und der Anfall wird länger dauern. Esset, und sehet nicht auf ihn. (Zu Macbeth bey Seite) Seyt ihr ein Mann?

Macbeth. Das bin ich, und noch dazu ein kühner Mann; ich darf das anschauen, worab der Teufel selbst erblassen möchte.

Lady. O das ist vortrefliches Zeug! (bey Seite) Das ist ein schönes Gemähld Euerer Furcht; das ist der in die Luft gezückte Dolch, der Euch, wie Ihr sagtet, zu Duncans Beth den Weg wiese. Oh! Diese eiteln Träume und Schreckbilder, Täuscher wahrer Furcht, würden beym Winterfeuer ein von der Großmutter her authorisirtes Weibermärchen recht

gut schmücken. Schämt Euch doch! — Warum schneidt ihr solche Gesichter? Wenns um und um ist, so seht ihr nichts anders, als einen Stul.

Macbeth. Sieh doch, ich bitte dich, hierher! Schau! Sieh doch! Was sagt ihr nun? (Er weist mit dem Finger auf den Geist.) Wie, was geht das mich an? Wenn du niken kannst, so rede auch. — Wenn die Beinhäuser und Gräber die zurücksenden müssen, welche wir verstattet haben, so sollen künftig die Magen der Geyer unsere Grabstätte seyn.

(Der Geist verschwindet.)

Lady Macbeth. Was doch? Seyt ihr dann überall wie ein Weib bethört?

Macbeth. Ich sah ihn, wenn ich hier stuhnd.

Lady Macbeth. Fy doch, schämt euch!

Macbeth. Schon in den ältesten Zeiten ist Blut vergossen worden, ehe noch menschliche Gesetze die Staaten säuberten: Ja, und auch seitdem sind Mordthaten verübt worden; nur die Erzählung derselben ist für das Ohr zu schrecklich: Aber damals, wenn das Gehirn aus dem Kopf geschlagen war, dann starb der Mann, dann wars aus mit ihm; aber jetzt stehen sie mit zwanzig tödtlichen Hauptwunden wieder auf, und jagen uns aus unsern Stühlen. Das ist noch ausserordentlicher, als ein solcher Mord.

Lady

Lady Macbeth. Mein liebster Gemahl, euere edeln Freunde vermissen Euch.

Macbeth. Ich denke nicht daran. — Macht Euch meinethalben keinen Kummer, meine wertheste Freunde! Ich bin einer seltsamen Schwachheit unterworfen; aber wer mich kennt, achtet nicht darauf. Kömmt, auf euer aller Gesundheit und Wohlstand! Dann will ich mich niedersetzen: Gebt mir Wein, den Becher voll. — Ich trinke auf das Wohlseyn aller meiner Gästen, und unsers theuern Banquo, den wir vermissen. Wär Er doch hier! Ich dürste. Auf seine und aller Gesundheit!

Die Lords. Wir danken ergebenst, und haben die Ehre auf ihre Gesundheit zu trinken.

(Der Geist steigt wieder empor.)

Macbeth. Hinweg, hinweg aus meinem Gesicht! Die Erde soll dich verbergen! Marklos sind deine Gebeine, und kalt dein Blut; du kannst mit den Augen nichts mehr ausspähen, mit denen du blendest.

Lady Macbeth. Seht das für eine gewöhnliche Sache an, Mylords! Es ist auch nichts anders. Inzwischen werden wir alles Vergnügens beraubt.

Macbeth. So viel Muth hab ich noch, als irgend ein Mann: Komm du in der Gestalt eines

eines wilden russischen Bären, eines bewaffneten Nashorns, oder eines hirkanischen Tiegers auf mich zu: Nimm sonst jede andere Gestalt an, und nie werden meine starken Nerven zittern. Oder kehre wieder ins Leben zurück, nimm dein Schwerdt, und fodere mich an einen einsamen Ort zum Zweykampf heraus; wenn ich dann zitternd es ausschlage, so verachte mich als eine Kinderpuppe. Hinweg, schrecklicher Schatte! Unwesentliches Schreckbild, hinweg! (Der Geist verschwindet.) Wie, so — sobald du fort bist, bin ich wieder ein Mann. (Die Lords stehen auf) Ich bitte Euch, bleibt doch sitzen.

Lady Macbeth. Ihr habt durch die seltsamste Verwirrung alle Freude entfernt, und die beste Gesellschaft zertrennt. Können uns nicht dergleichen Dinge wie eine Sommerwolke täuschen, ohne daß wir eben so sehr darüber stutzen müssen?

Macbeth. Ihr könntet mich jetzt wirklich rasend machen, wenn ich denke, daß ihr solche Gesichter sehen, und doch die natürliche Rubinfarbe eurer Wangen behalten könnt, da die meinigen vor Schrecken weiß werden.

Rosse. Was für Gesichter, mein Herr?

Lady.

Lady Macbeth. Sagt nichts mehr, ich bitte; das Uebel wird immer grösser, und Fragen machen ihn rasend: Wünscht ihm doch alle miteinander gute Nacht: Bestehet jetzt nicht auf euerer Rangordnung, geht alle miteinander.

Lenox. Gute Nacht, Sire, und gute Besserung!

Lady. Gute Nacht allerseits. (die Lords gehen ab.)

Macbeth. Es will Blut haben. Sie sagen, Blut will Blut haben: Man weiß, daß Steine sich bewegt, und Bäume geredt haben; Wahrsager, welche die geheimsten Verhältnisse kennen, haben durch Elstern, Krähen und Dolen, die verborgensten Mörder entdeckt. — Wie späth ists in der Nacht?

Lady Macbeth. Sie ist wirklich mit dem Morgen im Streit, wer Nacht und wer Morgen sey.

Macbeth. Was sagst du darzu, daß Macduff auf unsere dringende Einladung nicht erscheint?

Lady Macbeth. Schicktet ihr nach ihm, Sire?

Macbeth. Ich hörte es zufälliger Weise; aber ich will schicken. Unter allen Baronen ist keiner, in dessen Haus ich nicht einen Knecht

zu meinen Diensten bestochen habe. Ich will morgens, ja morgens will ich zu den Zauberschwestern gehn: Sie müssen besser mit der Sprache heraus. Denn nun will ich durchaus, durch die schlimmsten Mittel, zu meinem Besten das schlimmste wissen. Da soll keine Entschuldigung helfen: Ich bin so tief ins Blut hineingetreten, daß, wenn ich nicht weiter fortwate, das Zurückgehen eben so verdrießlich ist als das Fortgehen. Ich habe wunderbare Dinge im Kopf, die zur Hand eilen, und ohne langsame Ueberlegung ausgeführt seyn müssen.

Lady Macbeth. Euch mangelt, was zu der Zeit alle Geschöpfe bedürfen, der Schlaf.

Macbeth. Komm, wir wollen schlafen gehn. Meine seltsame Verwirrung kömmt nur daher, weil ich noch nicht genug erfahren habe, und durch Uebung noch nicht abgehärtet bin. Wir sind in solchen Thaten noch Kinder.

* * *

Aus einer oben gemachten Anmerkung leiten wir die vierte Regel her: „Wenn ihr die Leidenschaften in Bewegung setzen wollt, so verberget diese Absicht, so viel immer möglich ist.„ Man muß dieses erst aus dem Erfolg merken; sonst scheint es, als wenn ihr euere Zuhörer hät-

tet hintergehen wollen, und ihr macht, daß sie desto mehr auf ihrer Hut sind. Hier empfiehlt Longin den Gebrauch des Erhabenen. Dieses sollte den hellern Glanz des Pathetischen mildern.

Allein, nichts muß man hierin sorgfältiger vermeiden, und nichts ist auch dem Zweck, den man sich bey der Erregung der Leidenschaften vorsetzt, mehr zuwider, als gewisse artige Kleinigkeiten und Zierlichkeiten, künstlich sich windende Perioden, und schimmernder Witz.

In den Trauerspielen des Seneca treffen wir z. B. Personen an, die mitten in der tiefsten Betrübniß und in dem heftigsten Zorn, durch viele Zeilen nacheinander, im Ton stoischer Weltweisen declamiren. So machte sich auch einer aus unsern Dichtern kein Bedenken, dem sterbenden Montezuma ein zierliches Gleichniß in den Mund zu legen. Die Schriften des Weltweisen Seneca, des jüngern Plinius, die spätern Redner, und eine Menge der neuern Schriftsteller sind mit vielen solchen Schönheiten ausgeschmückt. Allein in Gemählden so wohl als in Schriften bestehet die gröste Schönheit darin, daß man der Natur folge; ausser allem Zweifel aber drücken sich starke Leidenschaften auf eine unstudirte und ungekünstelte Weise aus. Dieses ist so wahr, daß nicht nur ein schimmernder lächerlicher Putz und unächte Schönheiten des Styls, sondern sogar wahre Zier=

Zierrathen, sich zu einem pathetischen Vortrag gar nicht schicken. Die Gedanken und Empfindungen müssen natürlich aus den Leidenschaften entspringen, und der Ausdruck muß leicht und einfältig seyn.

In diesem Stück hat **Homer** alle seine Nachfolger weit übertroffen: Er, der in seinen Gedanken und in seinem Styl so erhaben ist, der eine Feldschlacht oder einen Sturm so stark und hinreissend beschreibt, als wenn man sie wirklich vor sich sähe, ist hingegen hierin ganz deutlich, natürlich und ungekünstelt. Wenn ihr Euch von seinen Vorzügen in diesem Stück richtige Begriffe machen wollt, so vergleicht die Klagen der Mutter des **Euryalus**, oder des **Evander** über den Tod ihrer Söhne, mit den Klagen der **Hecuba**, oder mit dem Klaglied der **Andromache** über den Tod des **Hector**, welches jedes andere Stück von dieser Art weit übertrift; und ihr werdet sehen, wie weit da die einfältige Natur die ausgesuchteste Kunst hinter sich zurückläßt.

Man begehet endlich in dieser Absicht sehr oft einen Fehler, vor welchem wir uns nie genug hüten können, daß man nämlich vor einer ganz ungerührten Versammlung in einem pathetischen Tone fortfährt. In diesem Fall wird ein Redner nicht nur unangenehm und langweilig, sondern fast allemal auch lächerlich. Wenn jemand ohne vor-

gehende Vorbereitung redet, so kann er aus der Mine und dem Betragen seiner Zuhörer bald merken, ob sie gerührt seyn. Findet er daß sie gleichgültig sind, so kann er einen tiefern Ton anstimmen; er kann seinen Segeln eine andere Richtung geben, und seinen Lauf verändern. Allein bey einer studirten Rede gehet dieses nicht an; man muß da, so unangenehm es ist, den angefangenen Lauf vollenden. Aus diesem Grunde hat Swift, einer unserer berühmten Schriftsteller, dieses zu einer allgemeinen Regel gemacht: Man müsse es in einer studirten Rede niemals wagen, die Leidenschaften in Bewegung zu sezen, weil es meistentheils nicht gelinge: Doch hat er es meines Erachtens hierin gar zu weit getrieben. Indessen sollte man aus dieser Regel den Nutzen schöpfen, daß man das alles überaus sorgfältig überlegen müsse, was man öffentlich vorträgt. Wenn ihr nie keinen Versuch wagt, die Leidenschaften in Bewegung zu setzen, so werdet ihr höchstens noch erträgliche Redner werden: Und wenn ihr dergleichen Versuche ohne guten Erfolg doch immer fortsetzet, so macht ihr Euch lächerlich. Allein es giebt eine Mittelstrasse, worauf ihr manches Gute zu Stand bringen werdet; an diese könnt und sollt ihr Euch halten.

Die beste Lehre, die ich Euch über diesen Gegenstand geben kann, ist wol diese: „Laßt Euch

„nie

„ nie in die Vertheidigung einer ungerechten „ Sache ein; Ueberlegt das, was ihr vortragen „ wollt, von allen Seiten; Seyt aufrichtig; Er„ füllt euer eigen Herz mit der Leidenschaft, die „ ihr bey andern erwecken wollt; Schreibt und „ redet niemals, wenn ihr diese Eindrücke nicht „ empfindet.„

Auf solche Weise könnt ihr Hoffnung haben, die Genauigkeit und Richtigkeit einer vorher studirten Rede mit der Stärke und dem Feuer einer ohne Vorbereitung gehaltenen Rede zu vereinigen: Ihr werdet zu gleicher Zeit gefallen und überzeugen, unterrichten und rühren; Ihr werdet den Verstand und das Herz euerer Zuhörer nach euerm Gefallen leiten können.

Zwölfte Vorlesung.

Von dem Ausdruck, oder dem Styl.

Nun folgt uns der Ordnung nach die Betrachtung der Beredsamkeit, insofern sie die äussern Sinnen beschäftigt; und da müssen wir zuerst von dem Ausdruck oder dem Styl reden. Von der Aussprache werden wir unten ausführlicher handeln. (*)

Man muß auch hier, wie in allen übrigen Sachen, wenn man mit Sicherheit entscheiden will, was richtig oder fehlerhaft sey, immer auf den Endzweck und die Absicht sehen. Da nun die Mittheilung unserer Gedanken zum Unterricht oder zur Ueberredung anderer Menschen der Hauptendzweck der Sprache ist, so ist offenbar die Deutlichkeit die erste und nothwendigste Eigenschaft derselben. Alles, was die Sprache in einem gewissen Grad schwer oder dunkel macht, widerspricht insofern dem ursprünglichen Zweck derselbigen.

Daraus folgt, daß wir uns allezeit solcher Ausdrücke bedienen müssen, die allgemein bekannt und jedermann geläufig sind.

Aus

(*) Sehet die zwey und zwanzigste Vorlesung.

Aus dem gleichen Grunde muß die Sprache auch rein seyn; denn so wie die Sprache diese Vollkommenheit verliert, so wird sie dunkel, und verräth überdem entweder Mangel an Einsichten, oder eine schlechte Erziehung.

Eben dieser Grundsatz führt uns auf eine dritte Regel: Wir müssen, so viel es das Genie einer Sprache erlaubt, die natürliche Ordnung der Worte beybehalten; denn harte und kühne Versetzungen müssen den Zuhörer in Verwirrung setzen. Zu diesem Fehler sind die lateinischen Schriftsteller vorzüglich geneigt.

Ein anderer Fehler, der die Deutlichkeit sehr hindert, der aber in den neuern Sprachen gemeiner ist als in den alten, ist die Zweydeutigkeit des Ausdrucks: Wenn man bey Anführung verschiedener Personen oder Sachen nicht allemal deutlich merkt von welcher die Rede ist, sondern die gleiche Handlung oder Eigenschaft beyden zugeschrieben werden kann. Diesen Fehler muß man sorgfältig vermeiden.

Aus eben diesen Grundsätzen folgt auch, daß wir alle veralterte, alle neumodische Worte, welche meistens einem seltsamen Eigensinn ihren Ursprung zu danken haben; so auch alle niedrige, alle gezwungene, weit hergeholte, und affectirte Ausdrücke vermeiden müssen.

Es möchte beynahe überflüssig scheinen, die

Deutlichkeit, als die erste und nothwendigste Eigenschaft einer Schrift oder einer Rede, weitläuftig zu empfehlen, wenn die Dunkelheit im Ausdruck nicht ein so sehr gemeiner Fehler wäre. Selbst die grösten Männer des Alterthums, die sich unglaublich viel Mühe gaben, diese Vollkommenheit des Styls zu erwerben, verfielen nicht selten in diesen Fehler: Allein wir werden uns nicht mehr so sehr darüber verwundern, wenn wir bedenken, daß diese Dunkelheit auch aus andern Ursachen, als aus den schon angeführten entspringen könne. Von der Dunkelheit der Gedanken wollen wir nichts sagen, weil solches nicht zu unserm Zwecke gehört, sondern von der Dunkelheit des Ausdrucks. Und da ist eine der vornehmsten Ursachen derselben, der Ehrgeitz, den auch die grösten Genies kaum unterdrücken können, das was sie zu sagen haben, nicht in der gemeinen Sprache zu sagen, sondern sich über dieselbe zu erheben, und dadurch die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu gewinnen.

Nicht selten ist der harmonische Ton der Perioden der Hauptgegenstand eines Redners; die Gedanken werden durch eine Menge von Worten verdunkelt; häufige Blätter verbergen die Früchte: Dieses nannten die Griechen den Asiatischen Styl; im Gegensatz des Attischen, der rein, nett und kurz war.

Allein die vornehmste Ursache der Dunkelheit, auch bey Schriftstellern von grossen Talenten, zeigt uns Horaz in seiner Dichtkunst an:

— — — Brevis esse laboro,
Obscurus fio.

Sie bemühen sich nämlich, ihre Gedanken so gedrungen, und mit so wenigen Worten auszudrüken, daß man dieselben schwerlich entwikeln kann. Ihre Schriften sind einem Trupp Soldaten ähnlich, die so dichte geschlossen stehn, daß sie ihre Glieder kaum bewegen können. Es liegen viele schätzbare Sachen darin verborgen, aber sie sind schwer zu finden: Sie gleichen einem Menschen, welcher einen grossen Reichthum besitzt, der aber nur in Juwelen bestehet; er besitzet wol Reichthum, aber derselbe ist unbrauchbar. Dieß ist einiger Maassen der Charackter des Thucydides und Tacitus; und ein Fehler, den man, ob er gleich bey diesen Männern aus einer guten Quelle entsprungen, dennoch so viel möglich vermeiden sollte.

Noch ist eine andere Art von Kürze, welche Dunkelheit verursachet; dieselbe ist um so viel gefährlicher, da sie gar nicht selten ist. Diese Kürze bestehet nicht darin, daß man mit wenig Worten viel sage, sondern in einer affectirten Zierlichkeit: Der Redner giebt sich alle Mühe, jedem Gedan-

ken eine feine Wendung zu geben; und damit ja alles lebhaft und gleichsam zugespitzt herauskommen, ist er in seinem Ausdruck sparsam. Solche Leute führen Euch, von einer kleinen Schönheit zur andern, durch ganze Reihen von Antithesen, durch freundschaftliche Wortstreite, durch eine Menge Räthsel, welche gerade so viel Geheimnißreiches enthalten, daß man sie noch mit einigem Vergnügen auflösen kann. Gleich jener Schäferin in **Popens** Hirtengedicht: Sie sah, nicht ungern entdeckt, den ringsumher suchenden Schäfer; verstellt lächelte sie, und ward gefunden. Dieses bemerkt man z. B. in den Schriften des **Plinius**, **Seneca** und **Florus**.

Wir können die Werke der grossen Redner des Alterthums am besten mit einem Flusse vergleichen, der eine Zeitlang in einer geraden Linie hinfließt, hernach sich um verschiedene Krümmungen windet; nach Beschaffenheit seines Beths bald geschwind, bald langsam, aber allezeit hell und majestätisch, und voll bis an die grünen Ufer. Jene hingegen sind einem reissenden Strom ähnlich, der über Steine rollt, sich an Felsen bricht, und in Fällen herunterstürzt; hier und dort angenehm genug ist, aber immer rasselt, seicht, und durch seine eigene Bewegung trüb wird.

Aus dem Gesagten folget also, daß eine Rede deutlich seyn müsse; aber das allein ist noch nicht genug,

genug. Zum Unterricht ist die Deutlichkeit wohl hinreichend; allein der Redner hat noch andere Zwecke, und muß sie auch haben, wenn er diesen mit Sicherheit erreichen will. Was würde mir alle Deutlichkeit helfen, wenn ich Euch nicht auch dahinbringen könnte, zu glauben, mein Vortrag sey eurer Aufmerksamkeit werth? Die Deutlichkeit allein macht also die Sache nicht aus; denn wenn ihr nicht gefällt, so wird man Euch nicht verstehen; und selten werdet ihr gefallen, wenn euere Rede keine andere Vorzüge als die Deutlichkeit hat. Ein Redner muß demnach gefallen und rühren; er muß also mit der Deutlichkeit den Schmuck verbinden. Dieses öffnet uns ein so weites Feld, daß wir uns unmöglich auf alle besondere Stücke einlassen können. Ich will also nur kurz von dem reden, was mir am wichtigsten vorkömmt, oder was man bisher nicht so genau untersucht hat.

In dem noch übrigen Theil dieser Vorlesung werd ich mich nur auf einen einzigen Punkt einschränken, dessen Untersuchung aber sehr nützlich ist, und uns statt einer Einleitung zu dem übrigen dienen kann. Wir werden daraus lernen, uns vor einem Fehler zu verwahren, der desto gefährlicher ist, weil er unter dem Schein der Schönheit betriegt; und in den junge Leute um so viel eher verfallen, weil sie sich leicht durch einen falschen Schimmer blenden lassen.

Wir haben schon oben aus dem Aristoteles die Anmerkung angeführt, daß die poetische Schreibart die älteste gewesen sey: Daher behielten diejenigen, welche zuerst prosaische Schriften verfertigten, (welches in Griechenland zu den Zeiten des **Persischen Cyrus** geschahe) weil die Dichtkunst in so grosser Achtung stuhnd, den poetischen Ausdruck bey, ungeachtet sie den poetischen Numerus verliessen. Diese Schreibart erhielt sich bis auf die Zeiten des Gorgias, der ein Zeitgenosse des Socrates war. Dieses können wir sicher aus einigen wenigen Fragmenten schliessen, die uns von diesem Sophisten übrig geblieben sind, deren Styl prächtig und poetisch ist. Dieses war nun nach der Meynung des Aristoteles fehlerhaft. Selbst die tragischen Dichter fanden es nothwendig, von dem majestätischen und erhabenen Ausdruck, der bisher gewöhnlich war, herabzusteigen; sie erfanden in dieser Absicht, um ihre Personen eine natürlichere Sprache reden zu lassen, die jambischen Verse, welche dem prosaischen Styl näher kamen: Ein überzeugender Beweis, daß ein Redner sich vor dem poetischen Styl hüten müsse.

Indessen muß man gestehen, daß gute und schlechte Schriftsteller zu keinen Zeiten von diesem Fehler völlig frey gewesen seyn; wenn man es wagen darf, dieses in allen Fällen einen Feh-

ler

ler zu nennen. Die Einbildungskraft jener war immer durch die Grösse ihres Gegenstandes erhitzt; und eben so feurig wünschten sie ihren Lesern ähnliche Begriffe beyzubringen: Daher giengen sie ausser die Gränzen ihrer Kunst, und bedienten sich gar zu erhabener und feuriger Ausdrücke. Man wird davon in den Schriften des Plato, des Longin, des Livius und Tacitus viele Beyspiele finden. Diese bewunderten das Erhabene in der Dichtkunst, und fanden es auch von andern bewundert; daher trugen sie die poetischen Zierrathen in ihre Prose über, ohne daran zu gedenken, daß diese Schönheiten ganz verschieden seyn, und die Schönheiten der Poesie die Prose verunstalten. Hauptsächlich aber verfielen in diesen Fehler die Schriftsteller, welche gegen das End der Römischen Herrschaft lebten, und unzählige unter den Neuern. Es fiel ihnen nämlich weit leichter, hie und da in ihren Schriften Blumen auszustreuen, als ihnen durchaus Geist und Leben, Stärke und Festigkeit zu geben.

Frägt man, worauf sich dieser Unterschied gründe? Warum das, was in der einten Schreibart schön sey, in der andern nicht gefalle? So ist die Antwort leicht: Sie haben einen ganz verschiedenen Zweck, und folglich auch verschiedene Mittel.

Die Dichtkunst hat das Vergnügen zum Hauptendzweck; Oft trägt der Unterricht etwas zu die-

sem Zweck bey, oft ist er dazu nothwendig; und in dem Fall ist der Unterricht nur ein untergeordneter Zweck, oder ein Mittel. Quintilian drückt sich hierüber so aus: Meminerimus tamen, non per omnia Poetas esse Oratori sequendos; nec libertate verborum, nec licentia figurarum; totumque illud studiorum genus ostentationi comparatum, præter id quod *solam petit Voluptatem*, eamque, fingendo non falsa modo, sed etiam quædam incredibilia, sectatur. *Institut. Orat.* L. X. c. 1.

Mit der Beredsamkeit hingegen verhält es sich ganz anderst: Sie hat vornehmlich den Unterricht zum Zwecke. Da aber das Vergnügen oft ein nothwendiges Mittel zum Unterricht ist, so wird es hier ein untergeordneter Zweck. Daß dieser Unterschied wirklich begründet sey, erhellet auch daraus: Wenn ein Gedicht noch so lehrreich ist, aber es verschaffet kein Vergnügen, so wird man es niemals unter die guten Gedichte zählen. Hier ist also das Vergnügen der Hauptzweck. Laßt auf der andern Seite eine Rede Vergnügen erwecken, aber entblößt sie von allem Unterricht, so wird man sie nie für schön halten; ein Beweis, daß da der Unterricht der Hauptzweck ist. Wenn also die Dichtkunst und Beredsamkeit ganz verschiedene Zwecke haben, und folglich auch verschiedene Mittel, so ist klar, daß man sie nicht miteinander vermengen muß.

Bey dem poetischen Styl giebt es ein gewisses Sylbenmaaß und bestimmte Cadenzen, die nach ordentlichen Zwischenräumen abwechseln. Da diese Harmonie beydes, Verschiedenheit und Regelmässigkeit, hat, so ist sie dem Ohr angenehm, welches zu einer Kunst gebildet ist, die das Vergnügen zum Zwecke hat. Allein in einer ernsthaften Rede würde eine solche Harmonie anstössig seyn; denn weil es da hauptsächlich um Unterricht zu thun ist, so würde der Redner einen spielenden Leichtsinn verrathen, wenn er gar zu viel Mühe auf jene verschwenden würde. Daher mißfallen uns poetische Cadenzen in einer prosaischen Schrift; sie beleidigen das Ohr, weil man sie da gar nicht erwartet.

Allein diese beyden Schreibarten sind auch noch in verschiedenen andern Absichten sehr von einander unterschieden; wir wollen einiche derselben, und zwar nur in Rücksicht auf den Styl, anführen.

Der Redner muß sich immer an eine natürliche Methode halten; er muß alle Theile seiner Rede, alle seine Gedanken und Worte, so viel immer möglich ist, in eine richtige Ordnung setzen: Diese Regelmässigkeit dient zur Ueberredung, und führt jene natürliche Einfalt mit sich, die ein Merkmal der Wahrheit ist. Allein der Dichter ist keineswegs an diese Genauigkeit gebunden; er

muß

muß vielmehr davon abgehen, und diejenige Methode vorziehen, welche die Einbildungskraft und das Gehör am meisten ergötzet.

Der Poet wählt sich überhaupt erhabene, prächtige und wohlklingende Ausdrücke, um sein Gedicht harmonisch zu machen: Hingegen muß der Redner dieses vermeiden, damit er nicht in einen affectirten Ton falle. Dem Dichter ist der Gebrauch veralteter, und die Erfindung neuer Worte erlaubt; damit er so wohl durch die Neuheit, als durch das ehrwürdige Alter Vergnügen erwecke; allein solche Freyheiten darf sich der Redner nicht nehmen; denn man würde ihn wegen des Ungewöhnlichen nicht leicht verstehen.

Der Dichter muß sich über die Sprache des gemeinen Umgangs erheben; sein Styl muß gleichsam von einem ganz andern Geweb und Colorit seyn: Der Redner hingegen darf sich meistentheils nicht weit von derselben entfernen; wenigstens muß es nicht scheinen, als ob er es mit Fleiß thäte. Der Dichter darf über die Gränzen der strengen Wahrheit hinausgehn; er darf seine Bilder über die Natur erheben; Zierrathen auf Zierrathen häufen; die stärksten und kühnsten Figuren ineinander drängen; in Allegorien scherzen; mit Vergleichungen ergötzen; mit Anspielnngen belustigen; von seiner Hauptsache abgehen; schleunige Uebergänge wagen; jede Zeile mit einer Me-

taphor

taphor schmücken; er darf seine Beschreibungen ausdehnen; so viele Personen aufführen als ihm gefällt; Personen schaffen die nie gelebt haben: Kurz er darf von jeder Kunst Gebrauch machen, die seinem Werke Leben, Geist und Feuer mittheilen kann: Fabeln, Figuren, Mahlerey, Musick, Reichthum, Feuer und Wohlklang des Ausdrucks, alles stehet ihm zu Diensten.

In allen diesen besondern Stücken ist der Redner in weit engere Schranken eingeschlossen: Er muß sich immer auf die Wahrheit, wenigstens auf die höchste Wahrscheinlichkeit, einschränken; er darf nur sehr selten von seiner Hauptsache abgehn: Seine Uebergänge müssen beynahe unmerklich seyn; er darf nur selten Allegorien wagen; seine Vergleichungen müssen nur zur Erläuterung dienen; seine Metaphern müssen nicht häufig und selten kühn seyn; Hyperbolen sind für ihn sehr gefährlich; seine Beschreibungen müssen kurz seyn, und nur im Nothfall angebracht werden: Sein ganzer Styl muß rein, deutlich, in der Auszierung bescheiden, und so viel möglich ganz ungekünstelt seyn; es muß scheinen, als ob er ganz natürlich aus den gegenwärtigen Umständen fliesse.

Ich will zur Erläuterung des Gesagten eine kleine Stelle zur Probe anführen, die mir von ohngefehr in die Hände gekommen ist. Der Inhalt

halt derselben kömmt genau mit einer Stelle aus einem römischen Dichter überein; der Ausdruck ist abgeändert, aber der Geist des Originals ist ziemlich gut in prosaischer Schreibart ausgedrückt:

Sicut in vasta, qualis est hæc nostra, civitate, si forte accendantur, ut sunt mobiles, plebis animi, it primo murmur incertum, dein atrox clamor, hinc currunt ad arma, vis vi repellitur: Sin assurgat vir sapientia & virtute præclarus, extemplo siletur: Ille compescit iras, docilesque animos flectit, fingitque.

Und der Dichter drückt sich im Originale so aus:

Ac veluti magno in populo cum sæpe coorta est
Seditio, sævitque animis ignobile vulgus,
Jamque faces & saxa volant; furor arma ministrat:
At pietate gravem & meritis si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus astant:
Ille regit dictis animos, & temperat iras.

Ich will Euch jetzt nicht mit der Vergleichung jedes einzelnen Ausdrucks in diesen beyden Stellen aufhalten, sondern ich überlasse sie lieber euerem eigenen Nachdenken. Statt dessen dünkt es mich viel besser, Euch ein weitläuftigers Beyspiel, und zwar in unserer Sprache, vorzulegen. In der Absicht hab ich mir eine Geschichte ausgewählt, welche ich Euch zuerst in einem rednerschen, und hernach in einem poetischen Styl erzählen will.

Ich hätte zwar andere aus den Werken der alten Redner und Dichter hernehmen können, in welchen sich stärkere Züge und ein lebhafteres Colorit finden: Allein, wenn wir die Verhältnisse wohl beobachten, und die Characktere richtig zeichnen, so wird auch diese unvollkommene Arbeit zu unserm Zweck, nämlich die Verschiedenheit der beyden Schreibarten zu zeigen, hinlänglich seyn. Wir werden hernach Anlaß haben, weitläuftiger von dem grossen Nutzen zu handeln, welchen man in der Beredsamkeit aus dem fleissigen Lesen, und einer vernünftigen Nachahmung der Dichter schöpfen kann. (*)

Die Geschichte selbst, welche ich mir auf diese zwo verschiedenen Arten zu erzählen ausgewählt habe, möchte beynahe ungläublich scheinen, wenn sich nicht eine ähnliche Begebenheit zu Portroyal in Jamaica, (**) in einer unserer Colonien, zugetragen hätte: Eine Person, die dazumal auf eine ähnliche Weise errettet wurde, kam nachher in Engelland zurück, lebte noch viele Jahre, und ward von jederman mit der größten Neugierde besucht. Allein ich komme auf die Erzählung selbst, die in einem rednerschen Styl also lautet:

Die weiten Gefilde, auf welchen Lima, die Hauptstadt von Peru gebaut ist, sind die

S schön-

(*) Sehet die 16te und 17te Vorlesung.

(**) S. Philosophical Transactions. No. 209.

schönsten in der Welt; sie erstrecken sich von dem Fuß des Andes oder Franciscanergebirgs bis an die offene See. Verschiedene Ströme wässern eine Menge Lustwälder, die mit Orangen, Citronen und Oelbäumen bepflanzt sind: Einer der größten von diesen Strömen fällt, nachdem er die Wälle von Lima benetzt, bey Callao in den Ocean; und dieß ist der Ort, an dem sich folgende Geschichte zutrug.

Don Juan von Mendoza kam noch als ein Kind mit seinem Vater aus dem alten Spanien in diese Stadt: Der Vater starb, nachdem er viele wichtige Geschäfte zustandgebracht hatte; zwar nicht reich, aber von jederman geehrt und hochgeschätzt. Dieser junge Edelmann empfand schon in seiner frühen Jugend eine heftige Liebe für die Donna Cornelia di Perez, die Tochter eines sehr reichen Kauffmanns, der sich zu Callao, dazumal dem besten Seehafen der ganzen neuen Welt, niedergelassen hatte.

Die junge Cornelia, die man für das vollkommenste Frauenzimmer in Indien hielt, belohnte ihn mit ihrer Gegenliebe. Aber der Geiz, und der unbiegsame Charackter ihres Vaters legten seinem Glück unübersteigliche Hinderniße in den Weg: Dieser zog den Reichthum allen übrigen Betrachtungen vor, und versagte ihm also seine Einwilligung gänzlich. Endlich sahe sich der

unglück-

unglückliche Liebhaber in die traurige Nothwendigkeit gesetzt, in sein Vaterland zurückzukehren; und von dem was ihm in der Welt am liebsten war getrennt, hielt er sich für den elendesten unter allen Menschen.

Er schiffete sich also in dem Seehafen von Callao ein; schon war das Schiff zur Reise nach Spanien fertig; der Wind war günstig; die Bootsleute arbeiteten aus allen Kräften; schon frolockten die Reisenden in der Hoffnung, nun bald ihr Vaterland wieder zu sehen. Mitten unter diesem Freudengeschrey, welches die ganze Bay widerhallte, saß Mendoza, voll nagenden Kummers, allein auf dem Verdecke; sahe nach dem Ort zurück, an welchem er die einzige Person zurückgelassen hatte, die ihn hätte glücklich machen können, und die er nun nicht wieder sehen sollte: Und tausend zärtliche, melancholische Gedanken erfüllten seine Seele.

Mittlerweile verfinsterte sich der Himmel, häufige Blitze fuhren aus den Wolken, und setzten die ganze Luft gleichsam in Flammen. Ein Getös erhob sich aus den Eingeweiden der Erde, anfänglich mit einem schwachen dumpfen Ton, der sich aber bald verstärkte, und zuletzt das Brüllen des heftigsten Donners weit übertraf; augenblicklich erbebte die Erde; die ersten Stösse waren schwach und von kurzer Dauer, aber nach wenigen

gen Minuten wurden sie heftiger und anhaltender. Es schien, als ob sich das Meer bis in die Wolken erheben, und der Himmel heruntersinken wollte. Die Franziscaner-Gebirge, die höchsten in der Welt, erbebten mit einem entsetzlichen Getöse; sie schleuderten ungeheure Felsen umher, und ganze Ströme von Feuer ergossen sich aus ihren berstenden Seiten. Die Gebäude, grosse Magazine, die Tempel zu Callao wankten und stürzten zuletzt über den Häuptern der unglücklichen Bewohner ein.

Wer nicht auf diese Weise umkam, Menschen von allen Altern, Ständen und Geschlecht, suchten ihre Rettung auf den Strassen und öffentlichen Plätzen. Allein auch da war keine Sicherheit: Die ganze Gegend war in Bewegung, und der Ocean wütete nicht weniger: Die Schiffe, die im Hafen lagen, wurden von ihren Ankern losgerissen; die einten von den Wellen verschlungen, andere scheiterten an verborgenen Klippen, noch andere wurden ganze Meilen weit in das Land geworfen. So verschwand ganz Callao, das noch vor wenigen Augenblicken in einem so blühenden Zustand, und mit Indiens Schätzen angefüllt war; ein Theil wurde von der Erde verschlungen; ein Theil von den brennenden Strömen hingerissen welche aus den Eingeweiden der Erde hervorbrachen: Unermeßliche Reichthümer von kostba-

ren Waaren und Geräth schwammen auf viele Meilen weit in der See, und wurden daselbst aufgefischet.

Mitten in dieser schrecklichen Verwirrung war vielleicht Mendoza das einzige menschliche Geschöpf, das für sich selbst unbesorgt war: Er sahe von dem Verdeck seines Schiffs die ganze schreckliche Scene; und nichts schreckte ihn, als der Untergang seiner geliebten Cornelia: Mit beklemmtem Herzen sah er ihren Tod für unvermeidlich an. So war ihm wenig an seiner Rettung gelegen, und sein Leben nunmehr für ihn eine beschwerliche Last.

Doch, nach Verfluß einer Stunde nahm dieser schreckliche Orcan ein Ende: Die Erde bekam ihre Festigkeit wieder, und das Meer ward stille; als Mendoza, dicht am Hindertheile des Schiffes einen Olivenbaum schwimmen sah, an dessen Aesten sich eine Person in weiblicher Kleidung festhielt. Voll zärtlichen Mitleidens lief er ihr zu Hülfe, fand daß sie noch athmete, richtete sie auf, und fand seine geliebte beweinte Cornelia in seinen Armen. Ihre wunderbare Errettung wird uns folgendergestalt beschrieben.

Bey dieser traurigen Begebenheit, da die ganze Natur gleichsam Schiffbruch zu leiden schien, da Erde und Wasser ihre Stelle veränderten, da die Fische mitten ins Land geworfen wurden, und

Häuser, Bäume und Menschen in den Abgrund sanken, ward die Schöne glücklicher Weise mit diesem Baum in das Meer geworfen; sie hielt sich daran fest, und wurde gegen das Schiff getrieben in welchem ihr getreuer Mendoza war; eines von den wenigen Schiffen, welche dem schrecklichen Sturm entgiengen. Unmöglich kann ich die Aufwallungen der Freude, der Entzückung, der Dankbarkeit, der Zärtlichkeit schildern, die in ihrer Seele aufstiegen. Mit Worten lassen sie sich nicht ausdrücken.

Glückliches Paar! Niemand darf zweifeln, daß ihr nicht zu einer ewigen Vereinigung bestimmt seyt; die Hand der gütigen Vorsehung führte Euch allzu sichtbar! Und du, dreymal glücklicher Mendoza, wie wunderbar werden deine Standhaftigkeit bekrönt und deine Verdienste belohnt! Der Wind ist günstig! Eile mit deiner unschätzbaren Beute nach Spanien, deinem Vaterland; und betritt eben so triumphierend sein Ufer, als einst der berühmte Cortez mit der Beute des Montezuma, und den Schätzen einer neuerfundenen Welt.

Nun folget die gleiche Geschichte in einem poetischen Kleide:

An den Doctor
Eduard Maurice. (*)

Der du die Schwingen einer, zwar schwachen, Muse zu deinem Lob in Bewegung setzest; sieh, o sieh mit günstigen Augen ihr zu, wie sie, vom critischen Catheder herab, ich weiß es mit unangemeßnen Kräften, singt. Wenn du aber, Ossory, dein aufmunterndes Lächeln ihr gönnest, so setzt sie unerschrocken, ungeübt wie sie ist, den kühnen Vorsatz durch, und kehrt sich an keine Neider, an keine verächtliche Tadler: Denn jede Form der Beredsamkeit ist dein Eigenthum; du magst in nervigter Prosa hohe Wahrheit lehren, oder der Dichtung hellglänzende Pracht in tonvollen Noten öffnen. So paarte der mitrageschmückte Bembo (**) auf Ausoniens Küste mit Latiums Versen den mütterlichen Toscanerreim, und vereinigte in sich den Ruhm der Geschichtskunde und Dichtkunst: So ward Vida (***) mit eins ein

(*) Bischof zu Ossory; ein vortreflicher Prediger und Dichter. Er hat, nebst verschiedenen poetischen und andern Aufsätzen, dem Verfasser dieser Vorlesungen eine Uebersetzung der Iliade in englische Verse, nach Miltons Manier, überlassen; welche, wie ich hoffe, das Publicum mit Beyfall aufnehmen wird.

(**) (***) Zwey vortrefliche Schriftsteller aus dem XVI. Jahrhundert; beyde waren Bischöffe in Italien.

Kunstrichter voll Weisheit, und voll Erhabenheit Barde. Allein was nützt, wenn der Tugend Ruff gebricht, des Dichters Lied, des Predigers Vortrag? Vollkommener als deine Stanzen ist dein Leben, kräftiger als selbst dein Geist sind deine Sitten. Hier, ihr Söhne der Alma, sehet her; wetteyfert mit ihm hier! Dem Genie können wenige, aber alle den Tugenden folgen.

I.

„Nehmt, o ihr Ebenen, auf denen ewig lä„chelnd der Herbst und Frühling wohnen, ge„schmückt mit der verschwenderschen Pracht der „Natur; und du o Strom, dessen Gewässer dicht „an der Kaiserstadt Lima hinfliessen, nimm „jetzt mein letztes Lebewohl! Oft lauschte an dei„nen Ufern die schöne Cornelia auf mein zärtli„ches Wimmern, irrend durch deine Citronen„wälder, und hört' es mit Lächeln und mit „Erröthen an: (Unglückliche Liebe, verboten „von allzustrengen Eltern, und niederträchtigem „Geitz!) Erbarmt Euch eines Unglückseligen, „Trostberaubten, nach seinem Vaterland hin „ins Elend Verbanneten!

II.

„Reiche Thürme von Callao, die ihr die „schönste der Jungfrauen, welche je ein sterb-

„liches

„ liches Auge sah, einschließt, du Aufenthalt der
„ Freude, nunmehr in bittere Wehmuth verwan-
„ delt, empfängt mein letztes kummervolles Lebe-
„ wohl. Du Sonne, schon lange her dieses
„ Welttheils höchste Gottheit, warum soll ich,
„ ausgestossen aus deinem gesegneten Land, ein
„ trübsinniges Unglückskind, durch ihren Verlust
„ des Lebens beraubt, noch länger unter deinen
„ Stralen zaudern, die ich nicht empfinde? Ach,
„ diesen Gegenden schenke du forthin deine beßten
„ Gaben, Gesundheit und Freude; und mache
„ Sie zuletzt mit einem Jüngling glücklich, der,
„ wenn es möglich ist, zärtlicher sey und treuer
„ als ich."

III.

So wehklagte **Mendoza**, die Augen geheftet auf Callao, von dem hohen Verdecke. Unter ihm ließ sich das emsige Geräusch des Schiffvolkes hören; denn sonst war jede Brust entbrannt, Iberiens Küsten, das süsse Vaterland, wieder zu sehn. Wie wenn die Bienen bereit sind, neue Pflanzorte zu errichten, sie dann mit heischerm Gesumse, mit brausenden Flügeln sich drängen; es tönt davon das ganze Strohgebäude; sie fliegen empor in die Luft, eilen alle zur Flucht, und hängen als eine lebendige Wolke: So sausen die Zephyre, die Segel flattern, die Flaggen

wehen, es widerhallen die Ufer der Meerporte, vom Rufen der Matrosen.

IV.

Da verändert sich plötzlich der Schauplatz! — Herbe Seufzer betäuben jede Brust: Aus den geöffneten Wolken schiessen flammende Blize; es folgt Schlag auf Schlag, bis rundum verhüllt das ganze Gewölb des Himmels nur Ein flammendes Gezelte scheint. Tiefes, hohles Brausen durchrollt den finstern Bauch der Erde, gleich Wellen die sich am fernen Gestade brechen. Niedrig murmelt es anfangs, bald aber wirds krachender, wie ausgebrochene Donnerschläg und Bellonens brüllende Schüsse. Der Cordellieres Tiefen schleudern ihr Eingewend, geschmolzene Steine und Erzt, in die Höhe; die brennenden Berghölen ächzen.

V.

Seht Callaos Tempel und Lima's fürstliche Thürme, glänzend von Potosi's köstlichem Gold, auf der bebenden Erde schwanken, wie dünngestengelte Blumen, die vor dem Nordwinde zittern. Hieher und dorthin neigen sie sich. Nun sind die gewaltigen Massen gänzlich los, und taumeln zu Boden! Begraben wird unter ihnen in lästigen Ruinen so mancher, dem's an Sorgfalt

und

und Eile, vor solchem Unfall zu fliehen, fehlte: Ah, wie erschlug es sie ganz unversehens! Die einen im stillen Schlaf dem schwülen Mittag entwichen, die andern im Scherz am Abendbankette.

VI.

Wie ganze Schaaren in Irre von einander laufen, durch alle Strassen sich aufs Feld hinaus, und in die offene Luft drängen, und aus dem verräthrischen Hause die Sicherheit in der Flucht suchen! Da tragen Mütter an der Brust ihre Kinder, und schlingen zugleich mit vergeblicher Umarmung sich um den Hals des bebenden Gatten. Dort hängen neulich vermählte Frauen aneinander, Jungfrauen und ehrwürdige Greisen taumeln aufwärts und niederwärts mit sinneverrückten Schritten: Die ganze Stadt schwankt unter ihren Füssen. Zum Gebet nehmen sie itzt ihre Zuflucht, und schrey'n zum Himmel, gerührt von später Andacht: Aber ein ungeheurer Ruin verschlingt sie alle.

VII.

Nacht verhüllt die ganze Natur in ihr pechschwarzes Gewand, und, so sagt das Gerücht, die geöffneten Gräber gaben ihre Todten von sich. Gespenster schiessen auf den bestürzten Erdball hervor; Indianer, deren Blut der Hispanische Geitz

vergos-

vergossen: Diese sind's, welche, mit unholden Geistern beym wilden Aufruhr der Natur gepaart, die krachenden Elemente durcheinander werfen; das verfluchte Land, noch roth von unschuldigem Blut, erschüttern, und laute Geheule ins Brausen des Wirbelwinds mischen; die, o gräßliche Rächer! mit grimmiger Lust ihre stolzen Unterdrücker in Schlünde der ewigen Nacht versenken.

VIII.

Inwendig von streitenden Minnern zerrissen, sperrt sich die Erde voneinander. Ein Theil wird von ihren grausamen Eingeweyden verschlungen: ein Theil fliegt Knall auf Knall durch gepeinigte Lüfte emporgeschleudert, und fällt in Stücken zu Boden: Erd und Ocean ununterscheidbar, scheint das alte Chaos zurückzukehren; reiche Kunststücke schwimmen im weiten Weltmeer umher, und zerstreute Schiffe hangen an fernen Klippen. Zum Schaume der kochenden See bringt jedes der ewigen Andes Gebürge die wolkenumwundne Stirn, und Himmelan strebt der Ocean.

IX.

Endlich läßt der Tumult nach; der Himmel wird helle; nach langen Zückungen kömmt die Erde wieder zur Ruhe. Unbeschädigt betrachtet Mendoza den fürchterlichen Auftritt, und trauert

nur um seine geliebte Cornelia: „Nun bist du
„ wirklich, unglückselige Schöne! verloren, auf
„ ewig verloren! Ach, in deiner Blüte zugrund-
„ gegangen! Und ich überlebe dich! Ihr Mächte!
„ Wofür schontet ihr ein verhaßtes Leben? Nehmt
„ die grausame Gabe zurück. Erde, berste noch
„ einmal, o hasche mich, verschlinge, zerreisse,
„ und mische nur, o düstere Tröstung! mit ihren
„ zermalmten Resten die meinen.„

X.

So wehklagt' er, gebückt das Haupt, an einer Seite des Schiffes: Als er auf der grimmig geschwollenen Woge ein fräuliches Bild in nettem Anzug schwimmend erblickte, auf einem Olivenbaum, den sie umschlungen hielt, herangetragen. Mitleiden füllt seine Brust; er flog sie zu haschen, hub empor aus den Wogen die schmachtende Last, sie athmete noch. Mit reger Seele schaut er ihr ins Antlitz, liebenswürdig noch im Anhauch des Todes. — O Entzückung! Seelenwonne! Himmelgesicht! Deine Cornelia, noch herzklopfend! Noch warm! In deinen Armen!

XI.

Durch seine Umarmung zurückgerufen, schleicht von neuem das Leben durch die kalten Adern; wirft nur schwache Stralen erst, zündet allmälig

wieder jedes Flämchen der Farbe an, öffnet endlich ihr glühendes Aug, und herrschet wieder. Wie einer, zu sterben verurtheilt, nieder schon kniet, das aufgehobene Beil erwartet, wenn Gnade kömmt und plötzlich den Streich hemmt, keucht und bebt, in betäubtem Erstaunen: Solche Gefühle, Mendoza, wälzen sich in deiner Brust: Zweifel, Verwunderung, übermannende Freuden, erfüllen deine Seele.

XII.

„Und du wärst noch am Leben? Geheimnißvol-
„ler Himmel; gebückt bet' ich dein erhabene
„Fügungen an! Gerecht sind deine Wege! Mich
„Verlornen, mich Unglücklichen, wie hast du
„mich jetzt über allen Ausdruck selig gemacht!
„O laß mich dich immer, du meine Braut,
„also umfassen: Nun keine Eltern mehr diese
„Herzen zwängen, laß in sicherern Reichen den
„theuern Knoten sich feste schlingen! Dich erklärt
„der Himmel für die Meine, indem er so dich
„gerettet hat. Schlage dein Aug auf, höre, ent-
„scheide mein Schicksal! — Sie hört's! Sie lächelt
„mir Beyfall zu! Meine Freude ist vollkommen.„

XIII.

„Noch leb' ich, um dich zu besitzen. Ver-
„zeihe mir Glücklichen diese Thränen des Mit-

leids

„ leids und der Pflicht! Diesen Tribut bin ich „ einem unglücklichen Lande schuldig, und dei„ nem verehrenswürdigen, doch zu strengen Va„ ter. Und nun sey, o theurer Nachlaß einer „ zerstörten Welt, willkommen ins Leben, zur „ Gesundheit, zum Glücke! Daß doch stets deine „ Stunden vom Himmel also behütet, der Liebe „ geweyh't, hinschlüpfen! Und ihr, die ihr euch „ so gerne von der Liebe zum Reichthum ver„ führen läßt, leset in dem Zufalle dieses Tags „ den offenbaren Willen des Himmels: Eltern, „ paart Herzen, nicht Schätze, und setzet Reich„ thum einmal dem Verdienste nach!„

XIV.

O dreymal seliges Paar! Verzeichnet in diesen Zeilen soll euer Schicksal, (wenn meinen Strophen solche Ehre vergönnet ist) der Nachwelt die weise Lehre überliefern: **Tugend und Treu ruhen unter den Flügeln der Allmacht.** Und du beglückter Jüngling, eile, da Wind und Meere dir günstig sind, mit deiner reitzenden Beut' ins Vaterland hinüber. Nicht triumphirender kehrte ins königliche Spanien **Columb** von seiner herkulischen Fahrt zurück, mit Segeln die den erstaunten Ocean zum erstenmal durchpflügten; nicht reicher fühlt' er sich bey den Beuten einer neu eroberten Welt!

Drey-

Dreyzehnte Vorlesung.

Ueber die Auszierung.

Wir müssen dem, was wir in unserer vorhergehenden Abhandlung von der Deutlichkeit gesagt haben, nur noch diese einzige Anmerkung beyfügen: So nothwendig die Deutlichkeit ist, so kann man doch auch zuviel Arbeit darauf wenden. Locke, einer unserer grösten Philosophen, der sich seinen Lesern sehr verständlich machen wollte, zog sich dadurch den Tadel der Weitschweifigkeit zu. Denn wenn man diese Sorgfalt für die Deutlichkeit gar zu weit treibt, so wird der Vortrag schwach und matt; so wie derselbe aus dem gleichem Grund durch die Kürze Stärke erhält. Man opfert der Deutlichkeit, wenn man die bestimmten Gränzen überschreitet, alle Annehmlichkeiten des Styls auf, und schmeichelt seinen Zuhörern schlecht: Denn eine solche genaue, bald hätt ich gesagt abergläubische, Deutlichkeit ist ein Zeichen, daß man in die Fähigkeiten seiner Zuhörer ein Mißtrauen setzt. Diese möchten gern, daß ihnen auch etwas hinzuzudenken übrig gelassen würde: Sie wollen nicht in Schwierigkeiten verwickelt, aber doch beschäftigt seyn.

Ein Redner muß also noch weiter gehen: Sein Styl muß, wie wir oben gesagt haben, nicht nur rein und deutlich, sondern auch zierlich seyn; und darin bestehet, wo nicht der Nutzen, doch wenigstens der eigentliche Glanz der Beredsamkeit. Die Zierlichkeit des Styls giebt der Rede eine gewisse Pracht, Anmuth und Schönheit: Sie erweckt die Aufmerksamkeit, gewinnt die Herzen, und reißt die Zuhörer zum Beyfall hin; sie unterscheidet den Redner von dem Weltweisen und Staatsmann; erhebt seine Sprache über die Einfalt der gemeinen Prosa; mässigt die Strenge seiner Beweise; schärft seinen Witz und belebt seine Einbildungskraft; kurz, sie erwirbt ihm Ehre und Bewunderung. Sie ist es eigentlich, welche die Rethorick zu einer Kunst macht: Alles übrige kann man durch glückliche natürliche Anlagen erreichen; aber ohne Kunstregeln, ohne Fleiß und Erfahrung, wird man es in der Zierlichkeit nie zur Vollkommenheit bringen.

Daher haben auch die Lehrer der Beredsamkeit auf diesen Theil derselben unglaublichen Fleiß verwendet, und sich hierüber auf die allergenaueste Zergliederung eingelassen. Die engen Gränzen einer Abhandlung erlauben mir nicht, ihnen durch diesen verwirrten Labyrinth nachzugehen; und überdem haben sie meines Erachtens, ihren Endzweck bey der Menge ihrer Vorschriften aus dem

Gesicht verloren: Das was sie erklären wollten, ward dadurch verwirrt; sie führten diejenigen in Wildnisse, denen sie den Weg zeigen wollten.

Allein wir dürfen doch auch nicht überall davon stilleschweigen. Aus zwey Dingen entstehen hauptsächlich alle wahren Zierrathen: Aus der Composition und den Figuren. Darüber wollen wir einiche Anmerkungen machen, die uns theils nothwendig dünken, theils noch nicht genug auseinandergesetzet sind. In der Absicht wird es nicht undienlich seyn, einiche allgemeine Anmerkungen vorauszuschicken, um uns zu den übrigen den Weg zu bahnen, und über die ganze Materie mehr Licht auszubreiten. Damit wollen wir uns in der gegenwärtigen Vorlesung beschäftigen.

Es giebt Leute, die in Absicht auf die Zierlichkeit in den Gedanken stehn, man müsse wo nicht allein, doch vorzüglich auf dieselbige sehen. Was so ganz ohne allen Schmuck gesagt wird, dünkt ihnen abgeschmackt: Denn, sagen sie, was setzt den Redner über einen die gewöhnliche Sprache redenden hinauf? Was erhebt seinen Styl über diese Sprache des gemeinen Umgangs? Was ist es anders, als Geist und Leben, oder mit andern Worten die Zierlichkeit?

Allein diese Meynung ist ganz unbegründet. Denn ausser allem Zweifel herrscht da eine edle Deutlichkeit und Einfalt, wo der Ausdruck nichts

anders ist, als gleichsam ein Vehiculum der Gedanken; einem reinen durchsichtigen Strom ähnlich, durch dessen Wasser das Aug ohne Mühe das Sand und die Kieselsteine auf dem Grund unterscheiden kann. Nicht selten ist auch dieses die beste Manier, weil sie sich am besten für die Umstände und den Charackter eines Redners schicket: Z. Ex. in Erzählungen von Wichtigkeit, in einer dringenden Angelegenheit, wenn man keine Zeit zu versäumen hat, wenn der Redner entweder wegen seiner Weisheit oder wegen seines hohen Rangs in vorzüglicher Achtung stehet, ist ein kurzer deutlicher Styl allemal vorzuziehen. Von der Art ist die Beschreibung eines Leichenbegängnisses im Terenz:

Effertur, imus.

Und jene Zeile im Virgil, welche die Eilfertigkeit so stark ausdrückt:

Ferte citi flammas, date tela; scandite muros.

Und jene schöne Rede des Nisus:

Me, me, adsum qui feci, in me convertite ferrum,
O Rutuli; mea fraus omnis, nihil ille nec ausus,
Nec potuit, cœlum hoc & conscia sidera testor;
Tantum infelicem nimium dilexit amicum.

Von der Art ist die Beschreibung, die uns Tacitus von der Beredsamkeit eines Römischen Kaisers giebt: Profluens, & qualis decebat principem, oratio.

Eben diese Schreibart herrscht in Cäsars Commentarien, und gröſtentheils auch in den Reden im Homer. Darin unterscheiden sich auch vorzüglich Xenophons Schriften: Er behält durchaus in allen seinen Werken, wenn er von wichtigen Staatsangelegenheiten redet, wenn er Feldschlachten und Siege beschreibt, wenn er Kriegsheere in Ordnung stellt, wenn er als Feldherr eine Rede an seine Armee hält, wenn er vertrauliche Unterredungen erzählt, wenn er über die Lehren eines Socrates philosophirt, den gleichen Charackter; bleibt immer in demselben leichten und natürlichen Ton, und gefällt immer, ohne daß er die Absicht hat zu gefallen; so daß man mit Recht von ihm sagen kann, was Tibull von seiner Geliebten sagt:

— — — Quoquo vestigia movit,
Componit furtim, subsequiturque decor.

Eine solche Einfalt hat zugleich das Gepräg der Wahrheit und der Grösse. Wir halten den für aufrichtig, der auf den Ausdruck so wenig Fleiß und Sorgfalt zu verwenden scheint; und wir haben eine sehr grosse Meynung von dem, der ohne die Absicht zu gefallen uns doch so sehr gefällt. So gefällt uns eine wirkliche Schönheit auch in einem nachläſſigen Gewand; sie schimmert weniger, aber sie hat destomehr anzügliches. Ueber-

das scheint es einem grossen Mann unanständig zu seyn, wenn er gar zuviel Sorgfalt auf Worte wendet.

Diese Anmerkungen führen uns auf eine entgegengesetzte Meynung, welche eben so viele Vertheidiger hat. Sie sagen nämlich: „Der einzige „würdige Endzweck, den sich ein rechtschaffener „Redner vorsetzen kann, ist die Ueberzeugung. „Wir verlangen nichts mehr, als einen gründli„chen Unterricht, und daß man uns überzeuge, „daß wir gründlich unterrichtet worden seyn. „Was braucht man zu dem Endzweck anders, „als daß man seine Beweise deutlich und me„thodisch vorlege? Je deutlicher und kürzer man „dieses thut, desto besser ist es. Was ist denn „nun das, was man Zierrathen nennet? Ent„weder etwas überflüssiges, das man also weg„lassen muß; oder etwas verführerisches, wel„ches Abscheu verdient. Eben diese Affectation „der Zierlichkeit hat die Beredsamkeit erniedrigt; „anstatt daß sie eine Dienerin der Wahrheit seyn „sollte, ward sie eine Beschützerin des Irrthums.„

Es ist offenbar, daß diese Meynung mit dem, was wir bisher bewiesen haben, nicht bestehen kann, und unser ganzes Gebäude untergräbt: Wir wollen sie also mit allem Fleiß untersuchen, und dieß wird unserer Abhandlung neues Licht mittheilen.

Wir gestehen also erstlich, daß der Grundsatz, auf welchem diese Meynung beruhet, richtig sey. Ausser allem Zweifel sind der Unterricht und die Ueberzeugung die einzigen Endzwecke der Beredsamkeit: Allein ist die oben angeführte Folgerung auch richtig? Stehen nicht bey dem Menschen starke Vorurtheile im Weg, die man wegräumen muß? Wie will man ihre Aufmerksamkeit erwecken und unterhalten? Wie ihre Trägheit und Gedankenlosigkeit besiegen? Ohne Zweifel, wenn man ihre Neubegierde rege macht, und sich bey ihnen einschmeichelt? Ist aber dieses ohne Zierrathen möglich? „Die Menschen haben eine natürliche „Liebe zur Wahrheit.„ Das gebe ich gerne zu: Allein wird diese Liebe zur Wahrheit nicht oft durch Leidenschaften, schlimme Gewohnheiten, allgemeine Vorurtheile unterdrückt? Erkaltet sie niemals? Wird sie nie durch Ueberlieferungen und Moden geleitet? Nie durch Kleinigkeiten und Spielwerke bethört? Und wie kann man nun alle diese Hindernissen aus dem Wege räumen? „Durch „die natürliche ungekünstelte Wahrheit.„ Ganz gewiß nicht: Sie muß aufgesetzt, sie muß geschmückt seyn.

Daraus machen wir den Schluß, daß es diejenigen zu weit treiben, die in der Beredsamkeit alles auf die strengste Wahrheit einschränken wollen. Einige Kunstrichter treiben ihre Strenge so

weit, daß ihnen die Reden, die man in den Werken der besten Geschichtschreiber des Alterthums häufig antrift, überall mißfallen: Es kömmt ihnen unglaublich vor, daß diejenigen Personen wirklich so geredet haben, wie sie die Geschichtschreiber reden lassen; sie halten sie daher für erdichtet, und der Geschichte unwürdig.

Aber ist es denn ausgemacht, daß niemals dergleichen Reden, wenigstens dem Hauptinnhalt nach (denn um blosse Worte wollen wir nicht streiten) gehalten worden sind, wie sie uns von den Geschichtschreibern erzählt werden? Nach den Gewohnheiten der damaligen Zeiten waren dergleichen Reden oft nothwendig; warum sollten wir also nicht annehmen dürfen, daß die Reden, die uns diese Geschichtschreiber aufbehalten haben, wenigstens nach ihrem wesentlichen Innhalt mit den damals gehaltenen Reden übereinstimmen? Ich gestehe gerne, daß es die Neuern hierin, weil sie nicht auf die Verschiedenheit der Zeiten Achtung gaben, aus einer übelangebrachten Nachahmungssucht versehen haben. Heut zu Tage würden manche Reden abgeschmackt seyn, die bey ähnlichen Anlässen zu Athen oder Rom sehr schicklich und nothwendig waren.

Allein, wenn es auch wirklich ausgemacht wäre, daß diese Reden alle erdichtet wären, so schaden sie dennoch der historischen Wahrheit nichts:

Es wird damit niemand hinter das Licht geführt: Wir sehen sie nur als einen vollständigen Statum quæstionis beyder Partheyen an; und sie werden aus eben dem Grunde desto lebhafter und interessanter, weil man sie berühmten Männern, die bey dergleichen Angelegenheiten selbst interessirt waren, in den Mund leget. Und wie haben denn die neuern Geschichtschreiber diesen vermeinten Fehler vermiedten? Entweder geben sie uns indirecte einen Auszug oder Scelet von den Beweisen beyder Partheyen; oder sie sagen uns, welches noch schlimmer ist, ihre eigenen Gedanken darüber. Indessen steht die ganze Handlung stille; der Geschichtschreiber nimmt uns vom Theater weg, und unterhält uns in seinem eigenen Hause. Bey jenen hingegen wird die Handlung nie unterbrochen; man verliert die handelnden Personen nie aus den Augen; man unterhält sich mit Cäsar, Cato, Scipio, Sallust oder Livius; und durch diese unschuldige und schöne Erdichtung wird man ununterbrochen beschäftigt und interessirt. Will man aber dieselbe verwerfen, was muß man denn von den Gleichnissen und Fabeln sagen, in welchen die Wahrheit, damit sie sich den Weg zum Herzen bahne, in einem von der Dichtkunst selbst entlehnten Kleid auftrittet? Und doch haben die weisesten unter den Menschen sich der Gleichnisse und Fabeln bedient; sogar der gröste unter ihnen,

von

von dem es heißt: „Siehe, hier ist mehr dann „Salomon.„

Wir können hierüber am richtigsten entscheiden, wenn wir die Natur des Menschen zu Rath ziehen. Ist die Vernunft bey dem Menschen das einzige Principium? Wenn sie es wäre, so müßte man sich einzig mit derselben beschäftigen. Allein wir haben allbereit gesehen, daß es noch ein zweytes giebt, welches auch einen starken Einfluß hat: Die Leidenschaften. Und ein drittes, welches man ebenfalls nicht aus der Acht lassen muß: Die Sinnen. Ja, ohne weiter zu gehen, finden wir noch ein anderes Vermögen, oder vielmehr Wirkung der Seele, an welcher die Vernunft und die Sinnen gleichen Antheil haben; und dieses ist bey unserer Materie von grosser und besonderer Wichtigkeit.

Wenn man der Seele äusserliche Gegenstände vorlegt, so stellen sie sich derselben unter gewissen Bildern vor; diese betrachtet sie, und richtet darnach ihr Urtheil ein. Entfernt man diese Gegenstände, so verschwinden die Bilder; doch werden sie gewöhnlich nicht ganz ausgelöscht: Sie erscheinen oft, ohne daß die Ursache in die Augen fällt, nach Verfluß ganzer Jahre wieder: Und die Seele hat, wie wir wissen, ein Vermögen, sie nach ihrem Belieben wieder zu beleben, von neuem Vergleichungen damit anzustellen, oder sie

auch wieder auf die Seite zu legen, je nachdem es die Umstände erfodern. Dieses Vermögen, welches wir das Gedächtniß oder die Erinnerungskraft nennen, ist die Quelle aller Kenntnisse und Gelehrsamkeit, und ist bey verschiedenen Menschen auch sehr verschieden. Bey einigen ist das Gedächtniß ausserordentlich getreu, bey andern sehr leicht und fertig; und dieses giebt dem Redner diejenige nützliche Eigenschaft, welche wir die Lebhaftigkeit und Gegenwart des Geistes nennen.

Allein die Seele, welche ein solches Vermögen hat sich des vergangenen wieder zu erinnern, bleibt dabey nicht stehen; sie muß sich nicht nur auf wirkliche Bilder einschränken; sie kann zurückberuffene Bilder in eine ihr beliebige Ordnung stellen; sie kann sie mit andern verbinden oder von andern trennen; sie kann sich dieselben in einer solchen Verbindung vorstellen, in welcher sie nie existirt haben. Diese Wirkung der Seele nennen wir die Phantasie oder die Einbildungskraft: Vermittelst dieser kann die Seele ihre Vorstellungen bis ins unendliche vervielfältigen; sie nimmt zwar die Materialien aus der Natur her, aber sie bildet sie in ganz neue Gestalten, und schaffet sich gleichsam eine eigene Welt. Das Gedächtniß ist das Vorrathshaus der Seele; die Quelle wirklicher Kenntnisse, aus welcher der Verstand seine Begriffe hernimmt: Diese arbeitet die Phantasie

in angenehme Scenen aus; sie sucht Vergnügen, nicht Wahrheit.

Von der Stärke, mit welcher die Phantasie wirkt, hängt eigentlich das Schöne in den nachahmenden Künsten ab: Der Mahler kann seinen Figuren eine feinere Proportion geben; er kann mehr Verschiedenheit in seine Landschaften bringen; er kann seine Bäume schattigter machen; er kann seinen Blumen ein glänzenderes Colorit geben, als sie in der Natur haben. Der Dichter kann seine Schlachten schrecklicher, seine Gewitter wütender vorstellen; er kann seinen Helden edlere Empfindungen ins Herz legen, und seine Erzählungen mit mehrern und rührendern Umständen ausschmücken, als es die historische Wahrheit mitgiebt. Je mehr Stärke die Einbildungskraft auf diese Weise ihren Bildern giebt, desto schöner sind ihre Kunstwerke, und desto mehr Einfluß haben sie auf die Einbildungskraft derer, denen sie vorgelegt werden.

Wir wollen nun diese Anmerkungen auf unsern Gegenstand anwenden. Wir haben ein Vermögen der Seele entdeckt, welches nothwendig in der Beredsamkeit grossen Einfluß haben muß; denn eine reiche und starke Phantasie thut in derselben nicht weniger Wirkung als in den oben angeführten Künsten. Ist sie reich, so ergetzt sie uns durch eine Menge schöner und neuer Bilder;

ist sie stark, so stellt sie dieselbigen mit so viel Feuer und Lebhaftigkeit vor, daß sie sich tief in dem Herzen des Zuhörers einprägen. Sie ist also eine nothwendige Quelle von Zierrathen, welche ein Redner, ohne seine Macht sehr zu schwächen, nicht vernachlässigen darf. So wie er, um den Verstand zu befriedigen, der Natur und Wahrheit folgen muß, so muß er sie auch ausschmücken wenn er die Einbildungskraft gewinnen will. Die Vernunft überzeugt in einer Rede, die Leidenschaften reissen hin, und eine feine Phantasie giebt einer Rede Schönheit und Reitze.

Daher kömmt es auch, daß diejenigen, welche in ihren Reden am meisten die Einbildungskraft beschäftigen, leicht auf Abwege gerathen. Die blumichten Wege, durch welche die Phantasie führt, sind so angenehm, daß man unvermerkt darauf verirret. In diesen Fehler fallen diejenigen, welche gar zu gerne rührende Beschreibungen machen, und an muntern Anspielungen, witzigen Allegorien, lebhaften Vergleichungen, spielenden Metaphern, schimmernden Gegensätzen, und schwülstigen Hyperbeln Vergnügen finden. Der Redner kömmt dadurch von der Hauptsache ab, und erreicht also selten seinen Hauptendzweck; und einem Zuhörer, der Geschmack hat, sind dergleichen lächerliche Zierrathen wirklich unangenehm. Wir müssen uns also alle Mühe geben

von der Phantasie einen vernünftigen Gebrauch zu machen; dieß wird unsern Reden ohne Zweifel zu grossem Vortheil dienen, weil wir dadurch die Strenge der Beweise mildern, und unsere Zuhörer geneigt und aufmerksam machen können. Der vernünftige Gebrauch der Phantasie besteht also hauptsächlich darin: „Daß man nie davon „Gebrauch mache, als in den leichtern Theilen „einer Rede; so daß der ernsthaftere Theil da„durch Licht bekomme, nicht verdunkelt werde.„

Das müßt ihr nie vergessen: „Daß die Phan„tasie sich noch weit weniger mit den Leiden„schaften verträgt, als mit der Vernunft.„ Denn auch bey dem schärfsten Beweise können doch noch einiche lebhafte Züge der Phantasie statt finden, aber bey pathetischen Stellen gehet es gar nicht an: Wenn ihr rühren wollt, so müßt ihr euch hüten, Züge der Einbildungskraft mit einzumischen; ihr müßt deutlich, einfältig, natürlich seyn. Man findet Beyspiele von diesem Fehler in den Schriften des Ovid, Lucan, und Seneca; aber in unsern neuern Trauerspielen sind sie unzählig: Da kühlt sich oft die heftigste Wuth und Raserey in einem harmonischen Gleichniß ab, und der tiefste Kummer gießt seine Thränen in artigen schimmernden Antithesen aus.

Shakespear ist von diesem Fehler gar nicht frey; doch siehet man aus einer Stelle in seinen

Werken,

Werken, so sehr man überhaupt glaubt, er sey ein schlechter Kunstrichter gewesen, daß er diesen Fehler, selbst da er ihn begieng, doch sehr gut eingesehen habe. Die Stelle ist merkwürdig: Roß erzählt den elenden Zustand Schottlands unter der unrechtmässigen Regierung Macbeths mit diesen Worten: „Ah! Unser armes Vaterland, das „vor seinem eigenen Anblick erbebt, das man „nicht mehr unsere Mutter nennen kann, son„dern unser Grab! Wo man nur noch das Wie„genkind, das von allem nichts weißt, lächeln „siehet; wo Seufzen, Aechzen und Wehklagen „unbemerkt die Luft erfüllen. Die Tödtenglocke „erschallet; und kaum frägt man, wer ist ge„storben? Rechtschaffne Leute sind schneller da„hin, als die Blumen auf ihren Hüten; sie „sterben ehe sie krank worden sind.„ Macduff macht hierüber in seiner Antwort die richtige Bemerkung: „Ah, das ist eine allzufeine, und doch „allzuwahrhafte Erzählung!„

Es ist leicht zu entdecken, worauf sich diese Bemerkung gründe. Alle heftigen Leidenschaften nämlich sind ernsthaft; sie müssen die ganze Seele beschäftigen: Scharfsinn und feine Wendungen hingegen zerstören sie gänzlich. Ihr müßt auch nie vergessen, daß nach der Ordnung der Natur die Leidenschaften vor der Phantasie hergehen; man muß ihnen also auch den ersten Platz ein-

räumen: Der ist allemal ein grösserer Redner, welcher bewegt, als der welcher nur vergnügt.

Das vierte Vermögen unserer Seele ist das Empfindungsvermögen, oder die Sinnen: Auch diesen muß ein Redner durch einen wohlklingenden und dem Ohr angenehmen Styl zu gefallen suchen. Darauf verwendeten die Alten unglaublich viel Mühe und Arbeit. Es scheint in der That dem ersten Anblick nach befremdend, daß Aristoteles, ein Mann von so tiefen und gründlichen Einsichten, so ausserordentlich genau war, über eine dem ersten Anschein nach so geringfügige Sache Vorschriften zu geben, und zu zeigen, wie man die Worte nach dem Sylbenmasse in gewisse Füsse ordnen müsse, damit jeder Periode wohlklingend fliesse, und jedes Glied desselben seine gehörige Zeit und Maß bekomme.

Schon hieraus allein können wir schliessen, wie nothwendig diese Sorgfalt für einen Redner sey. Die Athenienser hatten so zärtliche Ohren, daß sie sich über den geringsten Mißton ärgerten. Allein, wir müssen zugleich gestehen, daß wir von dieser feinen Kunst nur unvollkommene Begriffe haben: Und wir finden wirklich bey den alten Kunstrichtern einige Stellen, die deswegen sehr gerühmt werden; deren Schönheit wir aber gar nicht einsehen können. Ja, ich zweifle sogar, ob es uns so leicht fallen würde, diese so sehr ge-

rühmten

rühmten Schönheiten von dem richtig zu unterscheiden, was damals vielleicht unerträglich war.

Indessen erhellet auch aus dieser Anmerkung sehr deutlich, wie eitel die Bemühung derjenigen sey, welche heut zu Tage entweder selbst in der griechischen oder lateinischen Sprache rethorische oder poetische Aufsätze machen, oder diejenigen bewundern, die von andern verfertigt sind; denn wir haben von der Reinigkeit und Stärke dieser Sprachen nur sehr unvollkommene, und von ihrem Numerus und Wohlklang gar keine deutliche Begriffe. In unserer eigenen Sprache wird glücklicher Weise diese ängstliche Genauigkeit nicht gefodert. Indessen müssen wir doch auch hierüber nicht überall nachlässig seyn, und uns gar nicht um das Urtheil der Sinne bekümmern. Es giebt auch hier gewisse Regeln, die aber nach der Verschiedenheit der Sprachen abwechseln; in der folgenden Vorlesung werd ich mich weitläuftiger darüber erklären.

Damit ich Euch übrigens meine Gedanken über den Schmuck einer Rede im kurzen vorlegen könne, so will ich die Züge eines Redners entwerfen, der in dieser Absicht vollkommen ist.

Der Redner, der in der Kenntniß des rednerischen Schmuckes vollkommen ist, betrachtet vorher die Materie sorgfältig, die er vortragen will; er überlegt, ob sie nur erklärt, oder auch bewie-

sen

sen werden muß; oder ob beydes unnöthig sey, und er nur die Leidenschaften seiner Zuhörer in Bewegung setzen müsse. Damit er hierüber desto richtiger urtheilen könne, setzt er sich an die Stelle seiner Zuhörer: Wenn jemand, frägt er sich selbst, über diese Materie mit mir reden wollte, was würd ich von ihm erwarten? Erklärungen, Beweise, Affect, Einbildungskraft? Und dem zufolge richtet er seine Rede ein.

Ist sein Gegenstand von vermischter Gattung, so wiegt er jeden Theil besonders ab: Hier erklärt er, dort beweist er, dort endlich rührt er; an einem andern Ort mildert er die Strenge der Beweise und den Tumult der Leidenschaften mit muntern Zügen der Phantasie. Allenthalben ist sein Styl rein, deutlich und harmonisch; vorzüglich aber ist er darauf bedacht, daß er den Umständen angemessen sey. Seine Worte scheinen aus der Sache selbst zu entspringen; sie bieten sich, ohne daß er ängstlich dafür sorgen muß, freywillig an, seine Gedanken einzukleiden, so bald sie in seiner Seele entstehen. Er ist leicht und bescheiden in seinem Vortrag; deutlich und genau in der Entwiklung; wichtig und nachdrücklich in den Beweisen; rührend, warm und eindringend in der Anwendung. In der Abhandlung ist er bestimmt, zusammenhängend, voll Würde und Nachdruck; in der Erläuterung klar

und deutlich; in den Erzählungen lebhaft und kurz; in den Beschreibungen genau und gedrungen; in seinem pathetischen Vortrag lebhaft, hinreissend und feurig.

Er vereinigt das Feuer eines Dichters mit der Einfalt des Weltweisen und dem majestätischen Ernst eines Geschichtschreibers; er geht sehr selten von seiner Hauptsache ab, seine Uebergänge sind leicht, seine Vergleichungen richtig, und seine Betrachtungen gründlich. Er ist nie künstlicher, als wenn er die Kunst verbergen will: Wo er am meisten Kunst angewendet hat, scheint er am natürlichsten zu seyn, und wo er am meisten gearbeitet am leichtesten. Er ist genau und doch lebhaft; unterhaltend und doch gründlich; ungezwungen und beobachtet doch immer die genaueste Methode: Er scheint nie von seinem Weg abzugehen, als damit er bey seiner Rückkehr einen desto tiefern Eindruck machen, und sucht nur deswegen zu gefallen, damit er desto leichter überreden könne. Immer stillt er unsere Neugierde mit etwas Neuem, und immer unterhält er sie durch die Hoffnung, noch mehr zu hören: Immer belohnt er unsere Aufmerksamkeit, und verdoppelt sie zu gleicher Zeit. Bey jedem Schritte, als wenn er ein Gebürg hinanstiege, zeigt er uns neue Aussichten, und verspricht uns immer mehrere. So werden wir, immer zufrieden und

doch

doch nie ganz befriedigt, von einer Erwartung zur andern geführt, und bleiben immer in der Ungewißheit, bis wir den Gipfel, wo alles sich schließt und vereinigt, erreicht haben, von welchem wir den ganzen Entwurf in seiner Richtigkeit und in seinem Zusammenhang übersehen, und unsere Seele völlig zufrieden stellen können.

Ende des ersten Bandes.

In unsern Officin sind ferner gedruckt, und werden in Zürich und Leipzig vor beygesetzte Preise verkauft.

Arrians Epictet. Aus dem Griechischen übersetzt von J. G. Schultheß. 8. 766. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30 kr.

Betrachtungen über die Wunderwerke des Evangelii, gegen den Herrn J. J. Rousseau. Aus dem Franz. übersetzt. 8. 771. 12 gr. od 45 kr.

Bodmers Calliope. Zwey Bände. 8. 766. 2. Rthlr. oder 3 fl.

Bonnets (Carl) philosophische Palingenesie. Zwey Theile. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von J. Caspar Lavater. 8. 770. 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

— — philosophische Untersuchung der Beweise für das Christenthum, samt desselben Ideen von der künftigen Glückseligkeit des Menschen. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen herausgegeben von J C. Lavater. 8. 769. 1 Rthlr oder 1 fl. 30 kr.

Brechters (J. Jac.) Anmerkungen über das Basedowische Elementarwerk. 8. 772. 1 Rthlr. oder 1 fl. 30. kr.

— — — Briefe über den Emil des Herrn J. J. Rousseau. 8. 772. 1 Rthlr. od. 1 fl. 30 kr.

Briefe eines Catholischen Pfarrers an einen Freund, über das Mönchswesen. Neue Auflage. 8. 772. 12 gr. oder 45 kr.

Buttlers (Samuel) Hudibras. Ein satyrisches Gedicht wider die Schwärmer und Independenten zur Zeit Carl I. In IX. Gesängen. Aus dem Englischen übersetzt, mit historischen Anmerkungen und Kupfern versehen. 8. 765. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2. fl. 15 kr.

Cardonne

Cardonne (Herrn) Geschichte von Africa und Spannien unter der Herrschaft der Araber. Von neuem aus dem Französischen übersetzt. Complet. 8. 770. 1 Rthlr. 8. gr od. 2 fl.
Chriemhilden-Rache, und die Klage. Zwey Heldengedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte. 4. 757. 12 gr. oder 45 kr.
Düchalls (Jacob) Vermuthungsgründe für die Wahrheit und das göttliche Ansehen der christlichen Religion ꝛc. Aus dem Englischen übersetzt. 8. 767. 16 gr oder 1 fl.
Eigensinn (der) der Liebe und Freundschaft. Eine Engländische Erzählung. Nebst einer kleinen deutschen Liebesgeschichte. Aus dem Franz. übersetzt. 8 772. 6 gr. od. 24 kr.
Erzählungen (biblische) für die Jugend. Altes Testament. 8. 772. 1 Rthlr. od. 1 fl. 30 kr.
— — (historische) die Denkungsart und Sitten der Alten zu entdecken. 8. 769 10 gr. oder 40 kr.
— — (morgenländische) aus dem Franz. des Herrn von Sauvigny übersetzt von J. R. F. 8. 766. 10 gr. oder 40 kr.
Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. 8. 756. 12 gr. oder 45 kr.
Fäsis (Joh. Conrad) Abhandlungen über wichtige Begebenheiten aus der alten und neuen Geschichte. 2. Theile. 8. 763-64. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.
Füeßlins (J. Casp.) Geschichte der berühmtesten Künstler in der Schweitz. Nebst ihren Bildnissen. Drey Bände. 8. 769. 770. 4 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 45 kr.
— — raisonnierendes Verzeichniß der vornehmsten Kupferstecher und ihrer Werke. Nebst Anmerkungen. 8. 771. 18 gr. od. 1 fl. 8 kr.
Gedanken von der bürgerlichen Freyheit. Aus dem Englischen übersetzt. 8. 771. 8 gr. oder 30 kr.

Gesners

Gessners (Salomon) Schriften. Fünf Theile. Durchaus mit allegorischen Vignetten gezieret von dem Verfasser. 8. 770=72. 3. Rthlr. 12 gr. oder 5. fl. 15 kr.

— — — — — Drey Bände. Mit deutschen Littern. 8. 770=72. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl 30 kr

— — — — der Tod Abels. Mit Vignetten. 8. 770. 16 gr. oder 1 fl.

— — — — mit deutschen Buchstaben, ohne Vignetten. 8. 772. 8 gr. oder 30 kr.

— — — — Daphnis. mit Vign. 765. 8. 12 gr. oder 45 kr.

— — — — Gedichte. mit Vign. 8. 765. 16 gr. oder 1 fl.

— — — — Idyllen. mit Vign. 8. 765. 14 gr. oder 54 fl.

— — — — Neue Idyllen. mit Vign. 8. 772. 20 gr. oder 1 fl. 15 kr.

Historie der Eidgenossen. Drey Theile. 8. 756=68. 2 Rthlr. 6 gr. oder 3 fl. 24 kr.

Josephi (Flavii) sämtliche Werke, samt dem Egesippo; mit nöthigen Einleitungen, Kupfern, Figuren und Münzen rc. Besorgt von Joh. Baptista Ott. Zwey Theile. Folio. 736. 5 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. 30 kr.

— — — ebendieselben in 6. Theilen. 8. 736. 5 Rthlr. 16 gr. oder 8 fl. 30 kr.

Journal für das Frauenzimmer. Aus dem Italiänischen übersetzt. 2 Bände. 8. 769,71. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl.

Iselins (Js.) Geschichte der Menschheit. 2. Theile. Zwote vermehrte und durchaus verbesserte Auflage. 8. 770. 1 Rthlr. 12 gr. od. 2 fl 15 kr.

— — — vermischte Schriften. 2. Theile. 8. 770. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Künstler=Lexicon (allgemeines) oder kurze Nachricht von dem Leben und Werken der Mahler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Kunst=

Kunstgiesser, Stahlschneider ꝛc. Nebst zweyen Supplementen, compl. 4. 763=771. 6 Rthlr. 12 gr. oder 9 fl. 45 kr.

Lavaters (J. C.) Aussichten in die Ewigkeit. In Briefen an Herrn J. G. Zimmermann. Drey Theile. 8. 770=772. 2 Rthlr. od. 3 fl.

— — fünfzig geistl. Lieder. 8. 770. 14 gr. od. 54 kr.

Lewis (W.) Zusammenhang der Künste, philosophisch und practisch abgehandelt. Aus dem Engl. übers. von J. H. Ziegler. Zwey Bände. Mit Kupf. 8. 764=66. 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr.

— — Materia Medica; oder Beschreibung der einfachen Arzneymittel. Aus dem Englisch. übersetzt von J. H. Z. 4. 771. 2 Rthlr. 16 gr. oder 4 fl.

Lucians Schriften. Aus dem Griechisch. übersetzt. 4. Bände, compl. 8. 769=772. 3 Rthlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.

Mably (des Herrn von) Anmerkungen über die Geschichte Griechenlands: Oder, von den Ursachen des Wohlstands und des Verfalls der Griechen. Aus dem Franz. übersetzt. 8. 761. 16 gr. oder 1 fl.

Makbride (Herrn David) durch Erfahrungen erläuterte medicinische und physicalische Versuche, über verschiedene Vorwürfe. Aus dem Engl. übersetzt von Conrad Rahn M. D. Mit Kupf. 8. 766. 14 gr. oder 54 kr.

der Mahler der Sitten. Von neuem übersehen, und stark vermehrt. Zwey Theile. 8. 746. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Miltons (Joh.) Verlornes Paradies. Verbesserte Aufl. 8. 769. 20 gr. od. 1 fl. 15 kr.

l'Oiseau de Maulon merkwürdige Rechtshändel. Aus dem Franz. übers. 8. 772. 20 gr. od. 1 fl. 15 kr.

Phocions Gespräche über die Beziehung der Moral mit der Politick. Aus dem Griechischen des Nicocles. Mit Anmerkungen aus dem Franz. des Herrn Abt Mably übersetzt von H. C. Vögelin. 8. 764. 16 gr. oder 1 fl.

Plutarchs

Plutarchs auserlesene moralische Schriften. Aus dem Griechischen. Nebst Platos Menexenus. 3. Bände. 8. 768 = 772. 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 30 kr.

Poesien (auserlesene) aus den meisten und besten Englischen Dichtern, hiebevor der Frau Rowe Andachtsübungen beygefügt, nun aber besonders gedruckt, verbessert, und vermehrt. 8. 767. 10 gr. oder 40 kr.

Reise durch Sicilien und Großgriechenland. Von dem Verfasser seinem Freunde Winkelmann zugeeignet. 8. 771. 12 gr. oder 45 kr.

Rousseau patriotische Vorstellungen gegen die Einführung einer Schaubühne für die Comödie in der Republic Genf ꝛc. 8. 761. 5 gr. od. 20 kr.

Sammlung von Minnesingern. Aus dem Schwäbischen Zeitpunkt, CXL. Dichter enthaltend: Durch Ruedger Manessen, weiland des Raths der uralten Stadt Zürich. Aus der Handschrift der Königl. Französischen Bibliotheck herausgegeben. 2. Theile. 4. 758 = 59. 2 Rthlr. oder 3 fl.

Scheuchzers (J. J.) Naturgeschichte des Schweizerlandes, samt seinen Reisen über die Schweizerischen Gebürge. Aufs neue herausgegeben, und mit Anmerkungen versehen von J. G. Sulzern. Mit Kupfern. 2. Theile. 4. 746. 3 Rthlr. oder 4 fl. 30 kr.

Shackespears sämtliche Werke. Aus dem Englisch. übersetzt von Herrn Wieland. 8. Bände, compl. 8. 761 = 766. 8 Rthlr. oder 12 fl.

Simlers (Joh. Jac.) Sammlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengeschichte, vornehmlich des Schweitzerlandes. 2 Bände gr. 8. 767. 3 Rthlr. od. 4 fl. 30 kr.

Sterne, (Laurenz, oder Yorick,) Predigten aus dem Englischen übersetzt, 2 Bände. Neue Aufl. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 15 kr.

* * *

Corrigenda.

Erster Band.

Vorrede Pag. IX. l. 16. stärksten l. wichtigsten
Pag. 35. l. 10. Särke l. Stärke.
= = 36. l. 13. Erdrieche l. Erdreiche
= = 49. l. 15. Begrif l. Begriff.
= = 90. l. 9. ellende l. elende
= = 125. l. 9. Hinaufschwiegen l. hinaufschwingen.
= = 130. l. 22. nach Verulams l. sind, so ꝛc.
= = 167. l. 12. er thut sich ꝛc. l. er giebt sich keine Mühe, den Grund nach einem vorher im Kopf festgesetzten Plan zu zwingen, wenn er übrigens der beste wäre, sondern er richtet vielmehr seinen Plan nach dem Grund ein, und zieht die Natur in der Stellung der Bäume, der Oefnung seiner Prospeckte; und der Leitung des Wassers zu Rath.
= = Ibid. l. ult. Nachahmung l. Ausführung
= = 203. l. 14. Um l. und
= = = = l. 21. geben l. gaben
= = 217. l. ult. gehn l. geht
= = 296. l. 19. nach Scipio, l. nicht mit ꝛc.

Zweyter Band.

Pag. 4. l. 9. seinem, l. ihrem
= = 26. l. 5. einen l. einem
= = ibid. l. 17. owon l. own
= = 31. l. ult. sind so ihre l. sind ihre
= = 32. l. 15. nepotesque l. nepotes
= = 148. l. 11. preissen l. preisen
= = 160. l. 12. Lobtrank l. Locktrank
= = 88. l. 6. ἦίρος l. ἦέρος
= = 89. l. 16. χάλκος ὄαξων l. χάλκεος ἄξων
= = 124. l. 12. ἴριδι l. ἔριδι
= = 226. l. ult. seinen l. seinem.

* * *

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lawson, John, 1712-1759

Johann Lawson's Doctors der Gottesgelehrtheit und Professors der Beredsamkeit und Geschichte zu Dublin, Vorlesungen über die Beredsamkeit aus dem Englischen übersetzt
Bd.: [1].

Zürich (1777)

L.eleg.g. 228-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10811894-3
VD18 1255233X-001